L. O. germ.
1660 p. (1822
Zeit

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36602269600018

<36602269600018

Bayer. Staatsbibliothek

"Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst, auf d. J. 1816. Cöln.", hat hier nur einen neuen Titelblatt .. erhalten.

Zeit und Kunst,

Altteutsche.

Herausgegeben

von

E. v. Groote, Carove, v. d. Hagen, Görres, v. Schenkendorf, v. Hornthal, Grimm und Professor Wallraf.

Mit Kupfern.

Frankfurt a. M. 1822.
bei Bernhard Körner.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.
Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Vorwort.

Bilder der Zeiten; von E. v. Groote V

Das Bild im Dom zu Köln.

I. Von demselben 1

Die Verkündigung.

II. Von F. W. Carove 2

III. Von E. v. Groote 3

Das innere Dombild.

IV. Von demselben 4

V. Von F. W. Carove 5

VI. Von E. v. Groote 6

VII. Von demselben 7

VIII. Von demselben 8

IX. Von F. W. Carove 9

X. Jubellied; von E. v. Groote 10

Wie eine todte Frau wieder vom Grabe erstand; von dems. 19

Ansichten der Kunst des deutschen Mittelalters; von F. W. Carove 43

Die Mähre. Ballade; von F. H. v. d. Hagen 96

Geistes Dank. Legende; von demselben 98

Maria mit dem Kindlein am Brunnen; von E. v. Groote 101

I. Von demselben 107

II. Von F. W. Carove 108

III. Von E. v. Groote 109

I. Christus erste Thränen; eingesandt von F. W. Carove 111

II. Ave Maria; eingesandt von demselben 113

Des Ritters Klage. Romanze; von E. v. Groote . . . 114

Altdeutsche Minnelieder; eingesandt von J. Görres . . . 116

Der Geist am Godesberge; von E. v. Groote 141

Einleitung; von demselben 207

Der heilige Michael; von demselben 213

I. Von F. W. Carove 215
II. Von E. v. Groote 216
Yta von Toggenburg; von F. W. Carove 217
Herr Gerhard; von demselben 255
Vor dem Dom; von Max v. Schenkendorf 258
Der Dom zu Köln; von demselben 260
Andacht zum Grabe der heiligen drei Könige in Köln; von demselben 262
Als er in Frankenberg bei Achen wohnte; von demselben . 264
Hugdietrich und Hildburg; eingesandt von F. H. v. d. Hagen 267
Drei Liebeslieder nach Sebastian Ochsenkun von 1558; eingesandt von J. P. v. Hornthal 311
Die heilige Catharina; von E. v. Groote 315
Ein Mährchen; eingesandt von Grimm 321
Der Mädchensprung. Sage vom Harzgebirge; von E. v. Groote 332
Meine Kindheit; von F. W. Carove 333
Was ist schöner als mein Liebchen; von demselben 335
Herbstklage; von demselben 336
Der schöne Jäger; von demselben 337
Leupold und Jutta; von demselben 339
Romanze; von E. v. Groote 341
Von zwei Gesellen; eingesandt von F. W. Carove 342
Das berühmte Gemälde der Stadtpatronen Kölns, ein Werk altdeutscher kölnischer Kunst von 1410, in der hohen Domkirche daselbst; von Prof. Wallraf 349

Vorwort.

Bilder der Zeiten.

Wir waren erwacht aus lieblichen Träumen glücklicher Vergangenheit.

Die feste Himmelsburg, zu welcher wir in frommer Dichtung einst als zu einem Felsen ewigen Trostes hinangeblickt hatten, stand entrückt und verschleiert im Nebel der Abenddämmerung nach Westen hin.

Die alten Dome, an welchen wir schlummernd noch immer andächtig gestiftet und fortgebaut und zu heiligem Ablaß weiter gearbeitet hatten, sie standen in grauer, ernster Stille, und hoben wie Gebirge mit fremd und dunkel gewordener Runenschrift ihre Knospen, Blätter und Blüthen zu den Wolken hinan.

Auf bunter Wiese saßen wir und es wanden sich Silberbäche von fernen Höhen herunter, und in dem Thale wollten wir, wie geblendete Kinder, all das schimmernde Gewässer in einen einzigen See zusammen leiten, daß es uns zum Bade der vollesten Lebenskraft werde.

Und in blauen Fernen standen marmorne Tempel mit himmlischen Götterbildern und vom Olympe her neigte dort die fröhliche Schaar jubelnder Gestalten zu den Tempeln und Orakelhölen, und es sangen bekränzte Dichter Heldengesänge in göttlichen Weisen. Ehrwürdige Alten zogen mit wunderschönen Jünglingen einher, und tiefe Lehren der Weisheit abwechselnd mit muntern Scherzen, und tapfern Kriegesthaten, und männlichen Spielen, und Liebeskämpfen, und Opfern, und szenischen Darstellungen, und orgiastischen Tänzen waren ihre Beschäftigungen, und es war, gleich als löse sich all dieses Herrliche in silberne Fluten auf, und wälze sich in schönem Strome in unser Thal hinunter.

Dann zogen auf andern Bergen große Helden, Männer festen Sinnes und in glänzenden Waffen einher. Alle Welt beugte sich vor ihrem Triumphwagen, der von Löwen gezogen zu dem Tempel einer kolossalen Viktoria hinrollte. Alle Götter folgten dem schönen Zuge, jeder mit dem Symbole seiner Macht, die er zu dem Siege des welterobernden Volkes angewandt hatte. Unermessene Schätze der besiegten Völker, auch ihre heiligen Bücher und ihre Götterbilder und alle ihre Heiligthümer wurden in neuen Tempeln von dem triumphirenden Volke aufgestellt. Endlich aber trat auch in jener Jubelfeier ein Stillstand ein, und all der Raub, und die Schätze, und die Bilder, und die Gesänge, und die Heiligthümer rauschten wie flutendes Metall zu unserem Wiesengrunde herunter.

Dann sahen wir ferner noch längs diesen hell beleuchteten Höhen vorbei, und erblickten seltsame Gefilde, wo ewiger Frühling lebte. Dort war es, als ob Blüthen, und Thiere, und Töne, und Crystalle, und die Lothuspflanzen, und die Seelen der Menschen, und die tiefsten Naturkräfte, und die Sternbilder in schwesterlichem Vereine sich ergötzten, und sich ewig herzten und küßten, und über die Erde in leichtem Spiele fortschwebten, damit sie sich einst zu unbegränzter Lust umschlängen, und so in ewiger Umarmung zu fernen Welten hinüber zögen. Aber auf dem Ganges und Indus wogten nun jene blühenden Gestalten mit ihrem Frühling und ewigem Scherze, mit Laub und Crystallen, und Düften und Tönen zu uns herüber an den glänzenden Götterbergen vorbei.

Und ein finsteres Land lag wie in Todesschlummer an breitem Strome. Ruhe war sein Leben, Stillstand seine Seligkeit, und längst verstorbene Geschlechter standen alle noch in ihren unverwesten Hüllen, und die Lebenden glichen in ihrer Unbeweglichkeit den Todten. Alle Kraft stand in ihr selbst gefesselt wie in betäubtem Wahn, Sphinxe, Pyramiden, Crocodille, dunkle Stiere, Vögel, Mumien.

Aber die Naturerscheinungen klangen groß und bedeutsam aus diesem Lande, und tiefe Weisheit wohnte bei diesen betrachtenden Eremiten. Mit bleiernem Griffel schrieben sie sinnvolle Worte in Hieroglyphenschrift an ihre Pyramiden und auf Papirusblätter, die sie vor der ewig verschleierten unbeweglichen Göttinn niederlegten. Und entlang den heitern Tempeln der Olympier führte der dunkle Strom all jenes heilige Gebilde auf langsam wogender Flut zu uns herüber. An den glänzenden Marmorgebirgen ent-

nahm der Delphin von dem Crocodill das heilige Geräthe, und die Laute, welche früher nur stumm dahin schwamm, fing dort an zu tönen und stimmte zu den Dithyramben des frohen Gefolges, welches mit dem Dionysos die lachenden Gefilde durchzog. So führten nun die strömenden Silberbäche alles in unser schimmerndes Thal herunter.

Da blickten wir auch auf die näheren Gebirge wieder hin, wo wir vor einem kurzen Jahrhundert noch geträumt und fromm und unendlich selig geliebt und gebetet hatten.

Die zauberhaften Mähren riefen noch ganz verständlich zu uns herunter, und noch weinten wir stille Thränen, wenn wir die grauen Väter auf schnaubenden Rossen als wackere Ritter in blitzenden Rüstungen erblickten, wie sie zum Kampfe in deutscher Zunge riefen, und uns ermahnten, mit nach Morgenland zum heiligen Grabe zu ziehen.

Die alten Burgen lugten wie grau gewordene Märterinnen unsrer frohen Kindheit herüber, und luden uns wieder zu sich ein.

Züchtige Jungfrauen standen in prächtigen Sammtgewanden und mit goldenen Ketten umgürtet, und warteten, daß wir sie in treuer deutscher Rittersitte begrüßten.

Auf heimischen Fluten wogten uns Minnegesänge und Rittergeschichten, und Zaubersprüche und die ganze heilige Legende in lieblicher deutscher Kunst und auf allerlei Geräthe und auf unleserlich gewordenen Membranen, und auf kleinen Ringschilden, die wir statt Schlachtschilden an den Fingern trugen, entgegen.

Altklug schauten wir über die grünlichen Flüsse bis zu ihren Quellen hinauf, und fühlten dann, was Glaube und heiße Liebe

in den goldenen Zeitaltern glücklicher Kindheit vermochten, und was sie geschaffen in den weiten Gefilden des Lebens und der Kunst.

Wir fühlten es und weinten, denn wir hatten ja versucht, nicht mehr zu glauben und nicht mehr zu lieben; wir waren altklug geworden und wachten nun, und empfanden nichts als Mangel an Kraft und an Trost.

Hart und schroff tönten uns die Lieder der alten Helden und Sänger, denn wir waren an geistlose Reime gewohnt, die schaal und matt höchstens zum Schlafe uns noch einwiegten, und keine Spur dauernder Rührung in uns übrig ließen.

Glatter Marmor, wie er uns von den heiteren Bergen der Olympier entgegen glänzte, wollte unsern flach gewordenen Sinnen besser gefallen, als die zackigen Granit- und Porphyrgebilde, die sich in tausend seltsamen Verzweigungen zu dem Gewölke hinan hoben. Wir kannten ihren tiefen Sinn nicht mehr, und wußten es nicht, daß auf ihnen unsre irdischen Dome als ewige Wohnungen der Seligen zum Himmel hinanwachsen wollten.

Die Mährchen sprachen uns lieblich an; aber sie konnten uns aus sich keinen Trost geben, denn wir hatten gewaltsam ihren Zauber zerstört.

Die schönen Gebilde faßten wir nicht mehr. Denn das göttliche Leben, aus dem sie hervorgegangen waren, und welches sie gerne noch verkünden wollten, war uns in unserer Gemüthlosigkeit zum Zerrbilde bedauernswerthen Aberglaubens geworden. Wir ergötzten uns lieber an den reizenden Bildwerken üppiger Marmorformen, denn sie sprachen sich für unsre lüsterne Sinnlichkeit

verständlicher aus, wenn wir gleich ihr eigenthümliches tiefes Leben und ihren innersten Sinn längst nicht mehr zu fassen vermochten.

Da aber brachen schrecklich die Wogen des Zweifels und des Lasters auf uns ein, und umringt von so vielen Schätzen darbten wir selbst, weil keine unsre eigenen waren, und wir keine uns aneignen durften.

Und da wir so recht armselig ohne Liebe und ohne Vertrauen uns selbst angrinzten, und weder zu großer Tugend noch zu kräftigem Laster Muth genug hatten, sondern nur die ekele Schwäche der innern Gehaltlosigkeit zu fühlen vermochten, da öffneten sich rings umher gähnende Abgründe, die uns in unserer Halbheit und eitelen Weisheit rücksichtslos verschlingen und unser Andenken von der Erde vertilgen wollten.

Und wir schauderten zurück, da wir die eigene Erbärmlichkeit wahrnahmen und es kläglich empfanden, daß wir überall nur von fremdem Worte antönten, und selber höchst matt und willenlos zu eigenem Ueberdruß durch das Leben hinzogen, und daß uns nur die Furcht vor größerer Schwäche und Unbedeutenheit jenseits des Grabes an das irdische Daseyn noch fesselte.

Und da sahen wir noch einmal zu den köstlichen Zeiten unserer Väter hinüber, und sahen es, wie sie überall in festem Glauben von einer überirdischen Hand geleitet und gestärkt wurden, und wie in ihrem Gemüthe nicht die wilde Gewalt des Frevels und Uebermuthes, sondern überall nur die begeisterte Kraft des Glaubens und tief empfundener Sittlichkeit und Rechtlichkeit wirkte, und wie in Waffen und in Kunst, in Kreuzzügen wie in Gesängen und Bauwerken, und Bildern und Mähren, immer ein einziger, tief eingedrungener und alles Leben und Wirken beseligender

Glaube an unbegreifliche Geheimnisse heiliger Wesenheit durchblickte, und alle seine Bekenner aus einem einzigen Feuerfunken hinaus zu gleichem Beginnen auf die manchfaltigsten Weisen begeisterte. Das sahen wir, und staunten und blickten dann wieder weinend in unsre Zeiten hin.

Und traurig stiegen wir zu den nächsten Bergen wieder hinan, und öffneten die schweren Pforten der dunkeln, lang verschlossenen Dome wieder, und ach! — wir waren zu sehr an das blendende Licht des Tages gewöhnt, und konnten uns daher nur schwer an ihre stille Nächtlichkeit wieder gewöhnen!

Wir verstanden ihren mystischen Bau nicht mehr und gingen wie Fremdlinge in den Heiligthümern unserer Väter umher.

Wir traten in die hallenden Burgen ein, und ihre Felsenstärke und ihre sicheren Gemächer wollten uns wie Kerker bedünken, weil wir es bisher für Freiheit gehalten hatten, in ungezügelter Flatterhaftigkeit weder in uns, noch von außen her der eigenen Kraft eine einzige und bedeutende Richtung zu geben. Wir kannten jenes Höchste der Kraft nicht mehr, welche sich, in sich selbst demüthig, fromm an das Heilige hingegeben, stärkt, sich so selbst zwingt, und frei und ohne Heuchelei zu dem Unsichtbaren neiget, und so die höchsten Triumphe der eigenen Idealität, den Sieg des Göttlichen in der menschlichen Natur feiert.

Und wir sahen uns schamroth einander an und fragten, ob denn bei uns nicht auch jener Glaube noch gelte, und ob wir seine Mysterien nicht auch noch in der tiefsten Seele verehrten und feierten, und ob es nicht vielmehr ein bloßes, eiteles, gellendes Geschrei sey, in dem wir unsern heiligen, treuen Glauben,

der sich immer noch unvertilgbar in dem Busen bewahrte, zu überschreien suchten?

Da aber traten Thränen der Reue in unsre Augen, und da wir wieder weinen und uns einander die Hand bieten konnten, da verstanden wir bald die heiligen Denkmäler deutscher, christlicher treuer Zeit wieder, und die alten Gesänge sprachen uns freundlicher an.

Allein in die alten Mysterien waren wir noch nicht wieder eingeweiht. Erst als wir tiefer in die geheimen Tabernakel der dunkeln Dome wieder hineinblickten, und aus den Werken des festen gläubigen Gemüthes, und aus den Riesenschöpfungen, welche daraus hervorgingen, die Kraft des Glaubens und des aus demselben begeisterten Willens näher würdigen und bewundern lernten, da staunten wir über unsere eigene Blindheit; da wollten wir uns gerne an die überirdische Gewalt, welche in Demuth und Vertrauen solche Wunder zu wirken vermochte, hingeben, und lieber so durch den Zauber gläubiger Liebe jene unbegreiflichen Werke der Begeisterung neu entstehen sehen, als kalt und herzlos an uns selbst, wie an allem Bessern verzweifeln, und in unserer unvermögenden frostigen Verständigkeit wie leere Meteore schwirren und platzen und zu Grunde gehen.

Und dann gaben sich die Brüder, welche sich nun in Einem Glauben und in Einer Liebe wieder erkannten, freudig den Friedenskuß, und sagten: Wissen wir nun die Quellen der Kraft und der Größe und der bleibenden tiefen Kunst wieder zu entdecken, und ist es genug des richtungslosen Beginnens und Forschens und Streitens, worüber ganze Geschlechter und Menschenalter ohne Genuß und ohne Nachruhm zur Grube fahren?

Und da setzten sie sich tiefgerührt in einen Kreis zusammen und sangen vor den Domen und Burgen mit den längst grau gewordenen Sängern der alten Zeit die deutschen Heldengesänge und die Thaten der tapfern Kreuzzieher, und die Mähren zauberhafter Kindheit, und dann auch die ewigen Mysterien des Christenthumes, des Herrn Geburt und sein Leben und seinen Tod, und sein Reich, welches dauert hienieden unter seinen Lieben bis zum Ende der Zeiten, und drüben von Ewigkeiten zu Ewigkeiten.

Und so sangen sie bald in altdeutscher Zunge die Weisen der grauen Zeit, und bald in neuer Sprache die Thaten der romantischen Jahrhunderte, und so kamen sie zurück von der wortreichen Leichtfertigkeit des flitternden, marklos gewordenen Lebens.

Und solcher Weisen haben wir auch hier aufgezeichnet, und geben sie hin, mit Bildern nach denen, welche andächtige Künstler jener guten Zeit gefertiget haben; und was übrigens in dem Büchlein vorkommt, das sollen nur Fingerzeige seyn, wie die Alten sich ihr Leben in Kunst und Glauben zu einem Lustgarten und zu einem weiten Rüstsaale für die eigene Tugend und Kräftigkeit und für den selbstständigen Muth in ihrem Ritterthume machten.

Außer den Gesängen der alten Heldenthaten, der Minne und des frommen Glaubens, nahmen wir daher auch alles gerne hier auf, was uns mit dem eigensten Leben der guten deutschen Zeit, mit ihrer Kindlichkeit und Heldengröße, so wie mit ihren eigenthümlichen erhabenen Ideen in Kunst, in Leben und Glauben näher bekannt machen kann.

Dank sey es den Guten, welche uns zu diesem Zwecke freundlich haben die Hand bieten wollen und sie uns fürder noch bieten werden. Dank sey es jedem unserer deutschen Brüder, welcher auf was immer für Art unser Unternehmen unterstützen und in Aufnahme bringen, so also zur Fortsetzung desselben thätig mitwirken wird.

Die Herausgeber.

Das Bild im Dom zu Köln.

I.

Im Auge glänzen niegeweinte Thränen,
Im Busen tönen niegehörte Töne,
Es irrt der Blick in niegeseh'ner Schöne,
Im Herzen drängt sich niegefühltes Sehnen. —

Soll ich sofort in stummer Wehmuth stönen,
Bis ich mir einst den süßen Schmerz gewöhne;
Vielmehr, bis in den Strudel, eh' ich's wähne,
Mich abwärts ziehn die schmeichelnden Sirenen?

Allein wie wird mir! — Meine Thränen sinken;
In meinem Innern wird es wieder Friede;
Ein holdes Kind seh' ich mir liebvoll winken;

Die Töne reihen sich zu einem Liede,
Und Worte sagen deutlich den Gedanken. —
In diesem Zauber möcht' ich ewig wanken!

Die Verkündigung.

II.

Man sieht ein himmlischsüßes Wunderbild
In Köllens prachterfülltem Dome hängen,
Das zu uns spricht in lieblichen Gesängen,
Wenn sich sein goldnes Heiligthum enthüllt.

Des Herzens wärmste Sehnsucht wird gestillt,
Lauscht man des Bildes sanften Zauberklängen,
Und Glaube, Hoffnung, fromme Liebe drängen
Zu ihm, das unser ganz Gemüth erfüllt!

Man darf es wohl ein göttlich Bilde nennen!
Man sieht's, man staunt, es rühret und entzückt;
Allein den Bildner kann man nicht erkennen.

Er schuf's: ihm gnügt', so Hohes zu vollbringen;
Die Zeit hat seinen Namen uns entrückt,
Doch ewig dauert seiner Kunst Gelingen.

gezeichn.t von B. Beckenkam in Köln. gestochen von E. Thelott in Düsseld.f

III.

Die Jungfrau betet. Heilige Geschichten
Betrachtet sie im Kämmerlein alleine.
Die Lilie nur, die züchtige, die reine,
Blüht neben ihr. Fast wie aus Traumgesichten

Entschwebt ein Engel. Was mag er berichten?
Sie bebet sanft. „Daß ich vor Dir erscheine,"
Spricht er, „geschieht, weil Gott der Herr als seine
Gebärerinn Dich auserkor." „Mit nichten,"

Versetzt Maria, in verschämtem Bangen,
„Nach Irdischem trug ich noch nie Verlangen." —
„Vom Himmel ist, was in Dir wird geboren,"

Sagt Gabriel. In süßer Lust verloren
Seufzt still Maria: „Hat er mich erkoren,
„So mag sein Wort durch mich zur Welt gelangen."

Das innere Dombild.

IV.

Es öffnen sich die Flügel weiter Pforten,
Die Jungfrau sitzt von goldnem Duft umwoben,
Sie ist zur Himmelsköniginn erhoben,
Denn Gottes Sohn ist Mensch durch sie geworden.

Sie senkt den Blick voll göttlicher Akkorden
Von Lieb und Demuth zu dem Kind, und oben
Müh'n zarte Engel sich, das Kind zu loben
In himmlischen, geheimnißreichen Worten.

Sie singen: „Gott sey in dem Himmel Ehre,
„Und allen Guten, die mit uns verkünden
„Des Ew'gen Lob, sey Friede auf der Erde!“

Maria kann das Wunder nicht ergründen.
In frommer Einfalt spricht sie: „Kindlein lehre
„Mich, wie ich deiner Gnade würdig werde!“

V.

Wenn Feste durch des Himmels lichte Räume
Mit Harfenklang und Mayenwonne tönen,
Wenn selbst die Paradiese sich verschönen,
Und süßer duften Blüth' und Kraut und Bäume;

Wenn dann Dein Bild in liebekranke Träume
Des frommen Künstlers schwebt, deß stilles Sehnen
Du glorreich willst mit Huld und Gnade krönen,
Weil er so zart Dir diente, so geheime:

Dann nur kann je ein Mann mit leisen Zügen
Dich, heil'ge Jungfrau, also konterfeyen,
Wie hier Dein Bild zur Erde ist gestiegen.

Vertraun und Demuth, wehmuthsvoll Erfreuen,
Reißt uns begeistert hin in raschen Flügen,
Um Deinem Dienst auf ewig uns zu weihen.

VI.

Des Morgenlandes Fürsten, alte Weisen,
Geführt von einem wunderbaren Stern,
Begrüßen als den allerhöchsten Herrn
Ein kleines Kindlein, das sie Jesus heißen.

Und Helden auch, der Waffen starkes Eisen
In festen Händen haltend, stehn von fern;
Sie wollten sich in heil'gem Eifer gern
Zum Dienste dieses Kind's bereit beweisen.

Doch näher zarte Jungfraun bei ihm stehn,
Die führen vor ihm auf geschmückte Reigen,
Und nimmer soll die frohe Lust vergehn.

Auf diese scheint des Kindleins Wort zu zeigen:
„Wollt ihr nicht frommen Kindersinn erwerben,
„So seyd ihr nimmer meines Reiches Erben."

VII.

Ein Greis, den Gold und Schwert und Kron' umklirren,
Legt zu des Kindes Füßen seine Krone;
Ein Weiser reichet einer Jungfrau Sohne
Der Auferstehung Bild, im Duft der Myrrhen;

Ein Frommer, den die Welt nie konnt' verwirren,
Sagt: „Weihrauch bring ich dem, der von dem Throne
„Der Gottheit stieg, daß er bei Menschen wohne,
„Und Sterne sandt', daß wir vom Weg nicht irren."

So thaten Fürsten, Weise, Heil'ge; holdes,
Auch mir gebornes Kindlein! Liebvoll schaue
Auch hin zu mir, wenn ich einfältig bete.

In Armuth nur ich vor dein Antlitz trete; —
Doch wenn ich liebe, glaube und vertraue,
So sey's statt Weihrauchs dir, statt Myrrh' und Goldes!

VIII.

Des deutschen Doms erhabne, ernste Würde
Zeigt uns Maria, wie in Himmelsmitten,
Und uns zu schützen sind in edler Zierde
Hier Kön'ge, Helden, Jungfraun hingeschritten.

Stillt, Heil'ge, unsre sehnliche Begierde;
Legt zu des Kindes Füßen unsre Bitten,
Das sühnend einst des Erdenlebens Bürde
Für uns getragen, und am Kreuz gelitten.

Fleht, daß wir glauben, was die Weisen schauten;
Entzündet uns der Jungfraun zarte Liebe,
Begründet uns der Helden fest Vertrauen.

Und dann laßt neu die treue Zeit uns schauen,
Wo dieses Denkmal, daß es ewig bliebe,
Zum Lob und Preis Euch fromme Künstler bauten.

IX.

Wer bin ich, daß ich wollt' vermessen wagen,
Das Heiligste der Kunst und Frömmigkeit
Zu fassen in der Rede Aermlichkeit,
Der Farben höchsten Zauber Dir zu sagen?

Ich möchte wohl in bittern Thränen klagen,
Daß ich der Seele tiefste Heimlichkeit,
Des Bildes überird'sche Lieblichkeit
Nicht konnt' in Töne würdig übertragen!

Was endlich ist, kann man in Worten zeigen;
Doch jenes hohe Werk der alten Kunst
Kann kein Gesang der Dichter je erreichen.

Nur tief begeistert von der Jungfrau Gunst,
Schuf Meisterhand dies Bilde sonder Gleichen,
Zugleich die Blüth' und Frucht der deutschen Kunst.

X.

Jubellied.

Von reinem Golde
Schwebt ein Duft
Durch die Luft
Um die Holde;
Schwellt das Kleid,
Wie durch milde
Himmelsbläuen,
Um der scheuen
Gottesmaid
Lustgebilde;
Um das Kindlein
Wonnevoll;
Küßt sein Mündlein
Minnevoll;
Gaukelt, rollt
Durch der Locken
Lieblich Gold. —
Blümlein locken
An dem Grunde;
Englein sagen
Frohe Kunde;
Kön'ge tragen
Gold'ne Gaben;
Rosse traben;
Krieger halten

Blanke Waffen;
Weise gaffen;
Fromme Alten
Staunen schier.
An dem Boden
Schwirrt der Käfer,
Summt das Thier.
Aus Einöden
Eilt der Schäfer.
Blümlein düften.
Aus den Grüften
Singt das Leben
Der Natur.
Liebesbeben
Fühlt die Flur. —
Bächlein weinen
Wonnethränen.
Selbst in Steinen
Regt sich Sehnen.
Sternlein leuchten
Aus der Ferne,
Möchten gerne
Heller leuchten.
Alles zeiget
Sich geschwinde;
Alles neiget
Zu dem Kinde;
Alles reichet
Angebinde. —

Denn die kranke,
Todte Erde,
Die betrübte,
Ungeliebte,
Todesbange
See; die Heerde
In den Triften;
Das zerknickte
Blümlein schöne;
Das erstickte
Laubgetöne;
Das verirrte
Klare Brünnlein,
Das verwirrte
Menschensöhnlein
Will von Sünd'
Frei'n das Kind;
Liebe stiften;
Ihnen geben
Neues Leben;
Will sie wieder
Eintracht lehren,
Will die Brüder
Sich vermehren.
Sanfte Minne
Ist sein Wort,
Die da drinne
Ewig fort.
Frommem Sinne

Jeder Ort
Dann ist Himmel.

* * *

Welch Gewimmel
Reißt mich fort!
Welche Stimmen
Hör' ich dort!
Sternchen glimmen.
Zarte Kinder,
Wunderhold,
Schön nicht minder!
Minnesold
Muß mir werden!
Fromm Geberden
Zeigen sie;
Blumengrunde
Gleichen sie;
Zu dem Kinde
Neigen sie.
O wo finde
Ich ein Lied,
Euch zu singen,
Holde Mädchen?
Goldne Kettchen
Euch umringen,
Und ihr glüht,
Wie im Lenze
Junge Röslein,

Feuchtem Röslein
Kaum entblüht;
Lilien auch,
Deren Kränze
Süßen Hauch
Ausgesprüht,
In der Tänze
Liebesgluth. —
Zarte Liebe
Zu dem Kinde
Ist Euch Leben.
In Euch beben
Wonnetriebe
Sanft und linde. —
Dich vor Allen,
Holdes, kleines,
Taubenreines
Lustgeschöpfchen,
Dessen Köpfchen
Perlentröpfchen
Reich umwallen;
Das du wandern
Willst zum Lamme
Vor den Andern,
Vor dem hohen,
Liebesfrohen
Bräutigame,
Der vor dir
Steht in Zier, —

Dich vor Allen
Möcht' ich minnen,
Möcht' zerrinnen
In dem Dufte
Deines Mundes,
Möcht' die Lüfte,
Die du hauchest,
In mein wundes
Herze trinken.
Wenn du tauchest
In die Gluten,
Möcht' ich sinken
In die Fluten,
In den Spiegel
Deiner Schöne. —
Auf der Töne
Liebesflügel
Möcht' ich gaukeln;
Auf den Worten
Deiner Lippen
Möcht' ich schaukeln;
Möchte nippen,
Wie die Borten
Deines Kleides
Von dem Thau
Süßen Leides,
Der dem Blau
Deines Blickes
Hell entquillt.

Ach wer stillt
Meines Glückes
Heißes Sehnen! —

* * *

Waffen tönen,
Fromme Männer,
Hehr und weise
Treten leise
Zu dem Kinde;
Durch die Banner
Spielen Winde.
Von den Mannen
Einer spricht:
„Fern von dannen
„Ruft die Pflicht.
„Heil uns Allen,
„Die wir wallen
„In der Liebe
„Zu dem Grabe,
„Das dich trübe,
„Holder Knabe,
„Einst umschloß!
„Eilen wir!
„Wo einst floß
„All dein Blut,
„Weilen wir!
„Blut und Gut
„Theilen wir!

„Unsre Schmerzen
„Sind verschwunden;
„In den Armen,
„An den Herzen
„Voll Erbarmen,
„Unsre Wunden
„Heilen wir!“
Amen.

Wie eine todte Frau wieder vom Grabe erstand.

1357.

Cronika von der h. Stadt Köln. Pag. CCLXXXVI. a.
Gelenius de admir. Magnit. Colon. Pag. 202.

Es ist merkwürdig, daß die Sage von einer todten und wieder erstandenen Frau, beinahe auf gleiche Weise, in vielen großen Städten Deutschlands erzählt wird. (S. z. B. Minerva, Taschenbuch für d. J. 1815, Seite 177 flg.) Wir theilen sie hier mit nach unserer alten, 1499 gedruckten, kölnischen Cronik und nach andern Geschichtbüchern der Stadt, und haben selbst noch die Pferde gesehen, die als angebliches, doch auch oft, und vielleicht mit Recht, bezweifeltes Denkmal dieser Geschichte an den Speicherfenstern des ehemaligen Hackeneischen Hauses auf dem Neuen Markte standen.

Romanze.

Hier unten an dem Rheine,
Da liegt ein schönes Land,
Es wogt die Luft so reine
An keinem deutschen Strand;
Das Leben wallt so milde,
Es schwellt der Wald so grün,
In keinem Lustgefilde
Mag baß die Freude blühn.

Der Strom, der zwischen Höhen
Durch Blumenthale rann,
Wo dunkle Eichen stehen,
Sein Rasenbett gewann;
Der ward von grünem Schimmer
So minniglich entzückt,
Daß wie Schmaragd er immer
Aus tiefen Augen blickt.

Da lastet auf den Bergen
Manch altes Ritterschloß.
Noch sieht man bei den Zwergen
Dort Riesen stehn, mit Roß,
Und Helm und Schwert; die sprengen
Den Burgweg kühn hinan,
Als sollt's in wildem Drängen
Zu Ebentheuer gan.

Auch wenn im Mondenscheine
Die stillen Bächlein gehn,
Und Lüfte durch die Haine,
Durch Laub und Blüthen wehn,
Dann schwebt aus dem Gemäuer
Ein Fräulein zart und schön,
(Zu schau'n ist's nicht geheuer)
Auf den bethauten Höhn.

Ein hoher Ritter eilet
Aus einer andern Burg,
Der bei dem Fräulein weilet
Die schwüle Nacht hindurch.
Ein Wächter heißt sie scheiden,
Weil schon der Morgen graut,
Und trennt in Schmerz und Leiden
Den Ritter von der Braut.

Dort steht auf jenem Felsen
Ein altes Schloß allein,
Da wollt' sich Jungfer Elsen
Ein tapfrer Degen frey'n.
Ein andrer Recken brennet
Zur Maid in Minnequal;
Doch Kopf und Rumpf ihm trennet
Des Gegners guter Stahl.

Und wo die Holztaub girret
Zu Nacht im stillen Wald,
Fernhin am Teiche irret
Die traurige Gestalt.
Auf eignen kalten Händen
Ihr glüh'nder Schedel ruht,
Die hohlen Augen spenden
Noch heiße Thränenflut.

Und wie in jenen Zeiten
In das gelobte Land
Viel Mannen mußten reiten,
Hin, wo der Christ erstand,
So hört man noch bisweilen
Zu Nacht in wildem Zug
Viel dunkle Ritter eilen,
Gebannt durch argen Fluch.

Wer dort die Treu gebrochen,
Wer böslich sich verging,
Der wird jetzt hart gerochen,
Sein Leid ist nicht gering.
Er klirrt in schweren Ketten
Durch Berg und Thal; ihn kann
Nur fromme Sühne retten,
Den tiefgebeugten Mann.

Er eilt auf finstern Wegen
Oft zu den Wandrern hin,
Will gern ihr Mitleid regen,
Wenn sie zum Kreuze ziehn.
Man fragt, ihn zu erlösen:
„Sagt! was ist Eu'r Begehr?"
Doch er verstummt; vom Bösen
Ist er gequält zu sehr.

So wankt er hin. — Dann schallet
Ein Hifthorn hell und klar.
Der wilde Jäger wallet
Mit seiner muntern Schaar.
Doch jeder mag sich hüthen,
Daß er ihn nicht erreicht;
Wer nahet seinem Wüthen,
Zu Tode bald erbleicht. —

Da liegt in kühlen Thalen
Ein silberheller See,
Es nannten keine Zahlen
Noch seine Tiefe je.
Dort priesen Klosterbrüder
Einst Gott mit frommem Sang,
Bis in den Abgrund nieder
Der Dom mit ihnen sank.

Und wenn nun stille Beter
Im Abendscheine gehn,
Sie noch die grauen Väter
Durch bunte Fenster sehn,
Und hören die Gesänge
Des Chors aus tiefem Grund,
Als thät dort fromm die Menge
Stets Gottes Lob noch kund.

Und an dem Moor, im Schilfe,
Da ruft's so schauerlich,
Das Nönnlein schreit um Hilfe,
Weil sein Herzlieb entwich.
Sein Kindlein dort der Graben
Am Hochgerichte birgt,
Es hat zuerst den Knaben
Und dann sich selbst erwürgt.

Und seine Füße starren;
Ganz im Gewand verwirrt
Muß es des Wandrers harren,
Der durch den Abend irrt.
Dem springt es auf den Rücken,
Die Last zur Erd' ihn beugt,
Will ihn zu Tode drücken,
Bis er das Grab erreicht. —

Wer kann es all verkünden,
Was in dem Land geschah,
Auf Bergen und in Gründen,
In Städten fern und nah! —
Jetzt wohnt das Volk im Thale,
Sieht zum Gebürg hinan,
Und hört bei frohem Male
Die alten Mähren an.

Auch sitzt man oft vertraulich
Zu Nacht im Kämmerlein,
Und hört, was fromm, erbaulich
Ein alter Mann, beim Schein
Der Lampe, von dem Hausen
Der grauen Zeiten sagt,
Und Knab' und Mägdlein grausen —
Keins umzuschauen wagt.

So will auch ich berichten,
Was einstens ist geschehn,
Es ist aus den Geschichten
Der alten Zeit ersehn.
Auch kündet uns die Mähre
Noch alte Schilderey. (1)
So gebet Gott die Ehre,
Der stets gepriesen sey! —

Die alte Stadt von Cöllen
Ist aller Welt bekannt,
Sie wird an vielen Stellen
Die heilige genannt.
Das Blut im Glaubensstreite
Hier manchem Held entrann,
Bis er nach seinem Leide
Die Marterkron gewann.

---

(1) Vor wenigen Jahren wurde erst ein kleiner Nebenbau der Stiftskirche zu den h. h. Aposteln abgebrochen, wo diese Sage so schauerlich an die Wand gemalt war, daß das grausenvolle Antlitz des erschrockenen Todtengräbers zum Sprichwort geworden, und sich bis auf diesen Tag in der Stadt erhalten hat.

Drum glänzt von schönen Thürmen
Die Veste weit umher,
Und ihre Heil'gen schirmen
Sie stets in sichrer Wehr.
Auch sind viel Wunderzeichen
Von jeher dort geschehn
An Armen und an Reichen,
Die bei den Gräbern flehn.

In grauen Zeiten lebte
Ein Mann da schlecht und recht,
Hochhin in's Alter strebte
Sein adelich Geschlecht.
Sein Haus und Thürmlein lagen
Am Neumarkt, wohl bekannt,
Wo hoch die Zinnen ragen,
Apostelnstift genannt.

Er wandelte in Züchten
Mit seinem Ehgemahl,
Wußt' Streit und Zank zu schlichten,
Half gern und überall.
Auch war er in dem Rathe
Ein ehrenfester Mann,
Im hohen Syndikate
Saß er mit oben an.

Vom Stamm der Abducht führte
Herr Mengis Schild und Nahm'; (2)
Sein Haus Richmodis zierte, (3)
Die er zum Weibe nahm.
Sie lebten treu und friedlich
Mit Gott und mit der Stadt,
Und schafften unermüdlich
Den Armen Rath und That.

---

(2) Herr Mengis war aus dem Geschlechte der von der Abducht (ab Aquæductu), einem der ältesten in der Stadt. Dieses aber soll den Nahmen von dem großen Canal führen, der von fernen Gebirgen herkommt, und in der Domkirche zu Cöln endigen soll. Ueber die Entstehung dieses äußerst merkwürdigen Canals sind die Alterthumsforscher nicht einig. — Andere glauben auch, daß jene Familie an dem, noch jetzt durch die Stadt fließenden, und schon in der alten Zeit für Gewerb und Manufaktur wahrscheinlich sehr wichtigen, Bach wohnten, und über denselben die Aufsicht hatten. In Rom gab es eben solche.

(3) Overstolz von Lisolphkirchen (vulgo Lyskirchen) war der Stammnahme der Frau Richmodis von Lyskirchen. Das Geschlecht der Overstolzen ist eines der ältesten, nun freilich auch ausgestorbenen, kölnischen Geschlechter, und vielleicht noch römischen Ursprungs. Der Beinahme, von Lisolphkirchen, rührt von einem alten Ritter, Lisolph, dieses Geschlechtes her, welcher die gleichnahmige Kirche der heiligen Maria auf dem Ufer, eine der allerältesten in Cöln, entweder sehr bereicherte und vergrößerte; oder noch wahrscheinlicher Patron derselben, und der bei derselben (damals noch außer den Stadtmauern) gelegenen Herrschaft war.

So flossen manche Jahre
In Eintracht ihnen hin.
Viel sandte zum Altare
Richmodis frommer Sinn.
Sie bat und fleht' in Demuth
Zu Gottes Mutter stets,
Und stillte Schmerz und Wehmuth
Im Balsam des Gebeths.

Denn Beyder treuen Liebe
Kein Kindlein war geschenkt;
Drum sah man gram und trübe
Sie stets in Trau'r versenkt.
Wer soll in alten Tagen
Ihr Stab und Pfleger seyn?
Sie sind in Leid und Klagen
Dann allzusehr allein! —

Drob grämte sich der Ritter
Gar sehr in stillem Schmerz;
Es floß so schwer und bitter
Der Kummer in sein Herz!
Richmodis aber sandte
Nur Seufzer zu dem Herrn,
Und an Maria wandte
Sie sich so treu, so gern;

„Mutter des Ewigen!
„Denke der seligen
„Botschaft doch nun,
„Die Dir der Engel bracht':
„Gott wolle Lieb und Macht
„Kund an Dir thun!"

„Denke der Freuden groß,
„Wie dort auf Deinem Schooß
„Das Kindlein saß;
„Wo Du nur Huld und Lust
„Fühltest an Mutterbrust,
„Ohn' Ziel und Maaß."

„Warum muß freudenlos
„Ich stehn, dem Leiden blos,
„In Traur allein?
„Mutter, lös' meine Schuld,
„Laß mich durch deine Huld
„Auch Mutter seyn!"

So sprach in stiller Klage
Die fromme Rittersfrau,
Wenn sie am frühen Tage
Und spät im Abendgrau
Auf ihrer kleinen Zelle
Das Rosenkränzlein wand,
Wenn sie in der Kapelle
Vor Gottes Mutter stand. —

Da mocht's ihr einst bedünken,
Als ob der Jungfrau Bild
Ihr huldreich thäte winken,
Und wundet lieb und mild:
Als öffnet sie das Mündlein
Und ihre Augen zart,
Und würd' von fernen Stündlein
Ihr etwas offenbart.

Ein Todtenköpflein reichet
Maria ihr mit Huld,
Und Frau Richmodis schweiget
Und nimmt es in Geduld.
Doch aus dem Schedel heben
Drei Rosen sich hervor,
Aus deren Dufte schweben
Drei Englein sanft empor. —

Richmodis sieht das Zeichen,
Doch dunkel ist der Sinn.
Die Kräfte ihr entweichen,
Sie sinkt auf's Lager hin; —
Und stets in süßen Träumen
Drei Rosen vor ihr blühn,
Stets wie aus Himmelsräumen
Sieht sie drei Englein ziehn.

Allein ihr ist so bange,
Das Herz wird ihr so schwer, —
Herr Mengis bleibt so lange,
Das kümmert sie so sehr.
Der saß im hohen Rathe; —
Sein Lieb das war so krank,
Und als er endlich nahte,
Sie mit dem Tode rang.

Der Ritter sich entsetzte,
Ihr Weh das Herz ihm brach,
Ihr Lager er benetzte
Mit Thränen Nacht und Tag.
Er konnte nicht erfragen
Der Trauten Schmerz und Noth,
Und schon nach dreien Tagen
Da war Frau Richmod todt. —

Drob sank in Traur und Leiden
Der tiefbetrübte Mann,
Wollt' auch von hinnen scheiden,
Wollt mit der Lieben gan.
Er zierte sie mit Golde
Und reichem Edelstein,
Es sollte stets die Holde
Ihm noch verbunden seyn.

Auch ließ als Pfand der Treue
Er ihr den gold'nen Ring,
Den sie in heil'ger Weihe
Als Braut dereinst empfing.
Den nahm von ihm die Gute
Hinunter mit ins Grab.
Er sprach in trübem Muthe:
„Sänk' ich bald auch hinab!“ —

Da lag in kühlem Grunde
Geziert so schön und reich
Zur mitternächt'gen Stunde
Frau Richmod starr und bleich. —
Und stets ihr noch in Träumen
Drei schöne Röslein blühn,
Stets, wie aus Himmelsräumen,
Sieht sie drei Englein ziehn.

Doch sie den Röslein saget:
„Ihr blühet nicht für mich!“
Doch sie den Englein klaget:
„Ihr zieht nicht her für mich!
„Denn seht, ich muß hier weilen
„In tiefer dunkler Nacht,
„Bis sich die Wolken theilen,
„Und neu der Morgen tagt.

„Schwebt auf, ihr süßen Düfte
„Zu Gottes Mutter hin!
„Schwebt auf in hohe Lüfte
„Ihr schönen Seraphin!
„Maria, keine Rose,
„Kein Englein sende mir,
„Mir wird wohl nur zum Loose
„Ein Todtenköpflein hier.“ —

Und als sie dies noch denket,
Vom Schlummer sie erwacht,
Und fühlt sich nun versenket
In tiefe Grabesnacht.
„Maria, wird gerochen
„Mein Kleinmuth also sehr,“
Sprach sie, „so nimm —“ ein Pochen
Hört sie rings um sich her: —

Das Grab, der Sarg sich lüften, —
„So nimm doch nun mich auf!“
Sprach's; von den Todesgrüften
Eilt was in schnellem Lauf.
Der Todtengräber fliehet,
Und läßt den reichen Schatz,
Um den er sich bemühet,
Angstvoll an seinem Platz;

Verläßt auch die Laterne
Zusammt und sein Geräth,
In großer Furcht schon gerne,
Wie es da liegt und steht. —
Frau Richmod sich erhebet, —
Sieht nach dem Grab sich um, —
Hört fern den Mann noch, — bebet,
Und dankt Gott still und stumm.

Und mit dem Lämpchen schleichet
Sie von dem Kirchhof fort,
In Graus und Frost erreichet
Sie ihres Hauses Pfort'.
Sie pocht, so wie Gespenster,
Mit matten Händen an,
Bis endlich wird ein Fenster
Behutsam aufgethan.

Der Ritter war's. Der fragte:
„Wer stört hier meine Ruh
„In finstrer Nacht?" und machte
Das Fenster wieder zu. —
Allein Richmodis pochte
Von neuem mehr und mehr,
Die kalte Nachtluft mochte
Sie drücken gar zu sehr.

Der Ritter kehret wieder. —
„Könnt Ihr in Nacht und Graus,
„Mein Ehherr und Gebieter,
„Mich schließen vor das Haus?
„O traget doch Erbarmen,
„Viel lieber Hauswirth mein!
„Gönnt der erstand'nen Armen
„Eur kleinstes Kämmerlein."

So sagt die Frau. Der Ritter
Erschrickt ob dieser Mähr',
Und spricht durch's Fenstergitter:
„Mein Lieb kehrt nimmermehr!
„Ist's gleich auch ihre Stimme,
„Ist's doch nur ein Gesicht!" —
Zu wehren Gottes Grimme
Er De profundis spricht.

Allein Richmodis weinet,
Hüllt sich in's Todeskleid,
Fleht, daß ihr nun erscheinet
Der Herr in ihrem Leid. —
„So mögen denn zum Zeichen
„Erst meine Rosse nun
„Hinauf zum Boden steigen,
„Statt in dem Stall zu ruhn!"

Sagt er. — Und Gottes Güte
Viel Wunderding vermag,
Zu frey'n ein fromm Gemüthe
Aus schwerer Pein und Klag: —
Herr Mengis hört die Gäule,
Wie sie mit schwerem Gang
Zum Söller ziehn in Eile
Schon seiner Stub entlang.

Da greift ihn Furcht und Schauer,
Er rennt zu seinem Weib;
Die stand, an feuchte Mauer
Gelehnt den müden Leib.
Er weinte, fleht' und faßte
Sie küssend in den Arm,
Trug schnell dann die Erblaßte
Zum Bette sanft und warm.

Herr Mengis, seine Mägde
Und Diener hocherfreut,
Ein jeder ihrer pflegte
In Lust und Herzlichkeit.
Da ward von allen Seiten
Viel Treu' und Lieb' geübt,
Gott kann zur Freude leiten,
Wen er zuvor betrübt.

Auch ward in wenig Tagen
Frau Richmod ganz gesund,
Und nach so vielen Klagen
Ward jung die Hochzeitstund.
Oft schien noch die Geschichte
Der Frau und ihrem Mann,
Als hätt' sie ein Gesichte
Getäuscht in Trug und Wahn.

Auch scholl zu jedem Ohre
Alsbald die Wundermähr,
Und zu des Hauses Thore
Drängt' bunt das Volk sich her.
Und traun! da sehn die Pferde
Vom Söller stumm und starr
Hinunter auf die Erde,
Und sehn noch manches Jahr. (4)

---

(4) Bis in den neuesten Tagen der helle Blitzstral gefühlloser Aufklärung vor dieser, wie vor so mancher andern, ehrwürdigeren und bedeutsameren Hieroglyphe, kühn den menschen Schleier der alten Sage und schauerlichen Gespenstigkeit wegriß, sie kritisch entzifferte, und sie dann mit aberwitzigem Hohngelächter zu Boden schlug! —

Richmodis aber spinnet
Still in dem Kämmerlein,
Und lacht nie mehr, und sinnet,
Dem Herrn zu Dank zu seyn.
Sie weihet manche Gabe
Maria und dem Kind,
Die selbst in tiefem Grabe
Ihr hold gewesen sind. —

Und wie drei Röslein schweben
Zu ihr drei Kindlein hin,
Die als drei Englein leben
Und für den Himmel blühn. —
So ward am End' erfüllet
Richmodis heiß Begehr,
In ihrem Herzen quillet
Stets Gottes Lob und Ehr.

Sie wob ein schön Gebilde
Mit eigner zarter Hand,
Das sie dann fromm und milde
Zu ihrer Kirche sandt'.
Da war es lang zu sehen,
Es hing zur Fastenzeit
Im Chore von den Höhen
In Pracht und Künstlichkeit. (5)

---

(5) Ehemals waren die Presbyterien immer durch Laub- oder Gitterwerk von demjenigen Theile der Kirche abgeschlossen,

Maria und der Jünger
Sah man am Kreuze stehn,
Wie sie zum starken Ringer
Für's Heil der Menschen flehn.
Am Kreuze liegt der Schedel
Auf dem die Rosen blühn,
Und rechts und links hochedel
Die Rittersleute knien.

Und aus den Rosen heben
Drei Englein sich empor,
Die zu dem Heiland schweben
In wundersüßem Chor.
So hat uns zum Gedächtniß
Richmod das Tuch gestickt,
Und es dann zum Vermächtniß
In jenes Stift geschickt.

---

in welchen das Volk saß, um diesem den zu freien Aufblick zu den Mysterien, die am Altare vorgingen, zu verwehren. Zur Fastenzeit aber, wo die Mysterien noch bedeutsamer wurden, hing von der Höhe des Chors ein großes Tuch herunter, auf welchem meistens die Leidensgeschichte, das Kreuz u. dgl. gemalt oder gestickt war. Jean Paul, in seinen Briefen und bevorstehendem Lebenslauf, Vorrede S. IX., nennt es Hungertuch.

Lang stöhnt' es auf dem Grabe,
Das nun das Paar vereint,
So schauerlich, als habe
Der Leichenstein geweint. (6)
Allein den frommen Beiden
Gab Gott auf seinem Thron,
Nach ihren vielen Leiden,
Der treuen Liebe Lohn.

---

(6) Der Grabstein, welcher noch bis zu späten Zeiten angeblich auf Richmodis und Mengis Grab lag, gab durch den hinüber wehenden Wind einen so seltsamen, melancholischen Ton, daß die Kinder der Nachbarschaft mit heiligem Schauer das Ohr daran legten, und sich dabei der Sage von der erstandenen Frau erinnerten. Auch der Umstand, daß die Frau nach ihrer Erstehung nie mehr gelacht, das Fastentuch aber mit eigener Hand gesponnen und gewebt habe, ist treu nach der alten Sage.

Ansichten

der

Kunst des deutschen Mittelalters.

Im Drang des vollen, tieferregten Herzens, jedoch nicht ohne heimlichzage Schüchternheit, versuche ich von jener Zeit zu sprechen, die wie ein fernes Zauberland sich unsern Blicken zeigt — wundervoll, geheimnißreich und rings von Duft und Dämmerung umwoben. Da ist kein Weg, der uns unmittelbar zu ihm hinüber trüge, kein Blick so scharf, das Weitentfernte zu erkennen; aber zwischen ihm und uns ragen blühende Inseln aus dem Strome der Zeiten hervor, und auf diesen kommt man ihm näher und näher, und immer heller und klarer entfaltet sich dem sehnenden Auge das Land mit seinen hohen Bergen und Felsfesten, seinen stillen Thälern und Münstern, und den seltsamen Gestalten, die da ruhen und wandeln. —

Die Werke der Kunst, die uns in Wort- und Ton-, in Farben- und in Stein-Gebilden das eigenste, höchste und ver-

borgenste Wesen und Streben der Menschen offenbaren, gleich wie die Blumen der Pflanzen innerstes Leben im Duft, im Farbenglanz, in schönen Formen auszusprechen suchen, — sie sind es, die dann, wenn längst schon alle eiteln, großgewähnten Menschenthaten begraben liegen, in tiefer ewiger Nacht — noch hell und glänzend über die Finsterniß hervorragen als nimmer erdunkelnde Sterne an der Menschheit geistigem Himmel, — als unverwelkliche Blüthenknospen eines schönern, höhern Frühlings. Aber mehr als bei andern Völkern und in andern Zeiten spiegelt sich unsers Volkes Geist im Mittelalter vorzüglich und schier alleinig in seinen Kunstwerken, theils weil seine Kunst, wie sie mit ihren ersten Anfängen unmittelbar im Leben wurzelte, auch darinnen fortwuchs bis zu den Zeiten ihrer Entartung, — theils weil keine große Geschichts-Epoche ärmer an eigentlichen Vernunftwerken ist, und an zureichenden, historischen Darstellungen. — Vergeblich zwar wird man in ihnen das Gedächtniß so mancher kleinlichen Kriege, Fehden und anderer einzelnen Begegnisse suchen; — diese gehören allen Zeiten an und gehen billig mit dem Augenblicke, der sie geboren, unter; — aber den Geist, das Herz der Zeit, die herrschenden Gedanken und Gefühle, die sich immerbar anderst gestalten, kurz, — die Liebe und den Haß der volksthümlichsten Menschen geben sie uns deutlich und unverstellt zu erkennen. Der Trauben Saft fließt vom Kelter in die Gefäße und wirft das Erdige, Unlautere aus, oder es sinkt unter; erst von beidem befreit, bleibt das Eigentliche — der Wein — und bildet den Geist des Jahres, der stark ist oder schwach, je nachdem die Sonne viel oder wenig auf guten oder schlechten Boden schien. — Aber vor allen andern Offenbarungen der Kunst nimmt die Poesie in der Weltbetrachtung die erste

Stelle ein, theils weil sie ihrem innern Wesen nach das Weltall umfaßt und durchdringt, — und das Mittel ihrer Darstellung — die Sprache — das allgemeinste, biegsamste und geistigste ist; theils weil ihre Gestaltungen am wenigsten der Vernichtung durch Zeit und Umstände unterworfen sind, und, geschichtlich betrachtet, den durchgreifendsten Einfluß auf die Bildung des Menschengeschlechtes ausgeübt haben. — So findet man auch, wenn die Forschung bis zu den Anfängen aller Geschichten hinaufsteigt, daß sie sämmtlich aus dem Urborn der Poesie schöpften, gleichwie jeder große, bedeutende Volksstamm im Himmel wurzelt, und der Gott eines Volkes zugleich sein Urvater ist. Anderseits herrscht eine solche innige Blutsverwandtschaft zwischen der Sprache und Poesie jedes eigenthümlichen Volkes, daß man mit vieler Gewißheit auf beider gemeinschaftlichen Ursprung schließen kann. Endlich möchte ich behaupten, daß selbst die Religion uranfänglich mit der Poesie in Eins zusammenfließt; sie erzeugten sich wechselseitig: der reine, einfältige Geist dichtete (nicht erdichtete) den Glauben; dieser ergoß sich wieder in Dichtungen. — So mag denn unter dem Morgenroth, dem die Memnonssäule entgegen tönt, die Poesie verstanden seyn, deren erstem, süßem Liebesblick die Herzen aller Creaturen in seliger Harmonie entgegen klangen.

Wie aber die Sonne unter jedem Himmelsstrich besondere und verschiedenartige Kräuter und Blumen hervorruft, so wird auch jedes Stammvolk von der Poesie mit eigenthümlichen Dichtungen ausgestattet, und der Reichthum und die innere Fülle derselben möchte wohl den sichersten Maßstab für die Bestimmung des Werthes der verschiedenen Völker abgeben. Welchen Rang diesemnach die Deutschen einzunehmen berufen worden, möchte ich

in folgender allgemeinen Uebersicht ihrer alten, volksthümlichen Kunst — anzudeuten vermögen.

Die römischen Schriftsteller, welche uns Nachrichten über die germanischen Völkerschaften hinterlassen, und in denselben sich oft widersprochen, stimmen jedoch darin überein, daß die Deutschen viel und gerne sangen. Allein nur Tacitus, der gründlichste Geschichtschreiber der Römer, berührt mit wenigen Worten den Inhalt einiger jener Volksgesänge, zu wenig, um unsre Wißbegierde zu befriedigen, zu viel, um nicht aus seiner Angabe auf die Mannigfaltigkeit und Bedeutenheit derselben schließen zu lassen. Bei der damals herrschenden Vorliebe für den Krieg mögen die Lieder, welche beim Beginn und während der Schlacht zur Entflammung unwiderstehlichen Muthes mit fürchterlichem Tosen von den Barden angestimmt wurden, die zahlreichsten, und ihr Inhalt — die Herrlichkeit der Sieger in Walhalla, die Schande der Knechtschaft und der Ruhm der Vorfahren — gewesen seyn. Ihre Wirkung und ihr Werth hingen aber von der augenblicklichen Begeisterung der Barden ab. Bedeutender waren gewiß jene mehr geschichtlichen Gesänge, welche den gewaltigsten Helden (dem Tazitus, wahrscheinlich aus Analogie, den Namen Hercules gibt) und den welterfahrensten Krieger (den er Ulyxes nennt) zum Gegenstande hatten. Solche und neuere auf Hermann und spätere Helden waren es wohl auch, die Venantius Fortunatus im fünften Jahrhundert mit Begleitung der Harfe absingen hörte. Die wichtigsten und ältesten Dichtungen waren aber unstreitig diejenigen, welche die Theo- und die

Cosmogonie der Teutonen enthielten. Daß diese ursprünglich sehr einfach und naturgemäß gewesen, läßt sich aus der Zusammenstellung der, im Tacitus zerstreuten, Bemerkungen über die Religion der Germanen abnehmen. Welchen Einfluß später die Erscheinung Odin's, des Helden, Propheten oder Dichters, und der an ihn sich knüpfenden Götterlehre auf die Volksdichtung gehabt, kann man bei dem gänzlichen Mangel an Nachrichten aus den zwei, den großen Völkerwanderungen vorhergehenden Jahrhunderten auf keine Weise bestimmen. — Nichts Zuverläßigeres läßt sich von den uralten Heldendichtungen der Gothen, die, im Norden Deutschlands entsprungen, durch Sitten, Kunst und Sprache mit uns verschwistert blieben, angeben. So viel nur scheint erwiesen, daß diese, nach Jornandes, in Begleitung einer Zither, vorgetragenen Gesänge inhaltschwer und in der ältesten Volksüberlieferung begründet waren, indem sie nicht allein in der Folge zum Theil den Stoff zu den herrlichsten Dichtungen des Mittelalters hingaben, sondern auch ihre Helden in manchen Sagen und Liedern Skandinavien's wiedergefunden werden. Was die Form der einen und andern deutschen Gesänge betrifft, so möchte ich von den Kriegsliedern mit Zuversicht behaupten, daß sie in wenigsilbigen Versen rasch und feurig dahinströmten, wie auch die Lebenspulse bei Annäherung des Kampfes schnell und hörbar schlagen; — von den theomythischen und den Helden-Gesängen aber steht ein Gleiches zu vermuthen, wie noch im neunten Jahrhundert der Siegsgesang Ludwigs über die Normannen so abgefaßt wurde, wie uns die ältesten Ueberreste nordischer Skaldenpoesie bezeugen, wie schließlich die Erfindung und mündliche Ueberlieferung bei fast allgemeinem Mangel der Schrift es nothwendig machten, dem Gedächtniß nur kurze, leicht zu fassende

Sätze zu vertrauen; dieses letztere um so mehr, da die bei allen germanischen Stämmen bis ins neunte Jahrhundert allgemein und ausschließlich übliche Alliteration das einzige, man könnte sagen, stachlichte, rauche Band der Verse war. — Die Form, von dem raschen und schweren Strome des Inhalts, wie von einem gewaltig hervorsprudelnden Quelle übermächtigt, wurde sicherlich nur entfernt bemerkbar. — Somit begründet sich das Gleichniß, daß, wie die Natur ihre jugendliche Kraft zuerst im Schaffen formloser Ungethüme versuchte, so auch die Poesie ihre Allmacht zuerst in gehaltstrotzenden aber formarmen Gesängen offenbart, bis sie allmählig, wie jene, zu schöneren Gestaltungen übergeht. Und wie die ersten Werke der Natur von den stürmenden Meeresfluthen, so sind unsere frühesten Dichtungen vom Zeitenstrome verschlungen und begraben worden; nur hier und dort treffen wir in tiefverborgenen Höhlen und Klüften auf eine Rippe, einen Zahn jener urältesten Riesengestalten; selbst die tiefste Forschung vermag nur ein dämmerndes Licht über jene Epoche zu verbreiten. — Gewiß ist, daß die mit der Hälfte des dritten Jahrhunderts beginnenden Völkerwanderungen viele der ältesten Volksdichtungen, die an bestimmten Bergen, Wäldern, Kampfplätzen hafteten, in Vergessenheit bringen, daß die alten Helden durch den Glanz der neuern verdunkelt und verdrängt werden mußten. Anderseits begonn das Licht des Christenthums in die Finsterniß des allgemein verschlechterten Heldenthums zu scheinen und Europa zu einem frischen höheren Leben aufzuwecken. Nicht allein die eiserne Naturkraft des Nordens rang mit dem listigen Süden um die irdische Herrschaft der Welt, sondern auch der milde, einige und dreifaltige Gott des Orients bekämpfte den Wahn und die finstern Götter des Westen; alle Körper und

Geister wurden mit fortgerissen in die denkwürdigste, ungeheuerste Weltenschlacht. In solchem chaosähnlichen Gewühle, in solchem betäubenden Waffengebraus mußte der linde, liebliche Gesang der Poesie auf lange verstummen. Nur an den glänzenden Höfen ihrer Lieblinge, eines gewaltigen Attila's, eines herrlichen Theodorichs ertönte noch ihr einsamer Ruf. Dankbar überbrachte sie dagegen die Namen und Thaten dieser Heldenkaiser verschönt und verherrlicht auf die staunende Nachwelt. — Nur allmählig beruhigten sich die Fluthen des stürmisch-aufgeregten Menschengeschlechtes, stillte sich der dumpfe Drang der wandernden Völker. Nur nach und nach vereinten sich die angeerbte Sitteneinfalt und Freiheitsliebe der deutschen Stämme mit der hohen, überschwenglichen Religion Christi, und bildeten so die Elemente einer neuen, schönern Menschenbildung. Aber hierüber floß eine lange Zeit trübe und gährend dahin: vernichtende Kriege wurden geführt mit Schwerdt und Feuer; ganze Reiche umgestürzt, neue auf ihre Trümmer gegründet; oft und schwer gegen slavische Horden gestritten, und lange, bald mit Ueberredung, öfter mit Gewalt gegen tief eingewurzelten Volkswahn gekämpft, und als die Angriffe von außen her seltner wurden, gab es Krieges viel unter den Deutschen selbst, weil die Kraft der freien Männer nicht durch Gesetze noch durch eine feste Staatsform gehalten und zum Zweckmäßigen verwendet ward. Wie noch hier und dort kolossale, abgerissene Felsenstücke, halbversunken, als Zeugen ungeheurer Elementenkriege, aus der befriedeten Erde hervorragen, so gewahrt man noch jetzt auf den Berghäuptern Deutschlands graubemooste Trümmer uralter Burgen als lautredende Male jener gewaltigen Zeit. — Bei solchem fortwährendem Umschwunge konnte die Poesie unmöglich aufblühen, kaum das noch Vorhandene er-

halten werden. Daß aber aus der vorcarolingischen Zeit, außer einigen wenigen Bruchstücken, schier Nichts in der ursprünglichen Sprache und Form bis auf uns gekommen, mag größtentheils den christlichen Missionairen zugerechnet werden, die gewiß alles aufbieten mußten, die alten Volksdichtungen in Vergessenheit zu begraben; denn diese riefen zum Krieg und zum Heldenmuth, wenn jene Frieden und Demuth predigten; die Lieder erweckten Kraft, die neue Lehre sollte sie zerbrechen. Selbst im Anfang des eilften Jahrhunderts machte der Pabst Sylvester II. es ja noch dem gesammten Mönchsstand zur Pflicht, alle Barden- und Skalden-Gesänge aller Orten aufzusuchen und als Zauberbücher zu verbrennen, und in ähnlichem Sinne ließen Eduard I. die Barden der Walliser hinrichten, Eduard III. die Barden der Schotten zerstreuen und ihre Lieder und Geschichten so viel als möglich vernichten, weil jene zu lebhaft an die Vorzeit erinnerten, diese die Freiheitsliebe stets wach erhielten. — Ungeachtet jener Bemühungen der Geistlichen müssen jedoch die alten Erinnerungen noch lange fortgelebt haben, da späterhin so viele merkwürdige Dichtungen erweislich aus denselben hervorgingen. —

Aber immer mehr durchdrangen sich die Elemente der deutschen Volksbildung. — Kaiser Karl — groß durch die Kleinheit seiner nächsten Nachfolger und durch eine gewisse angeborne Majestät, am größten durch kräftigen Willen, scharfen Verstand und alles umfassenden Geist — war als Chemiker hinzugetreten und hatte ihre Durchdringung befördert. Er ließ Kirchen und Klöster bauen, und bei denselben, wie Harun-al-Raschid bei den Moscheen, Schulen errichten; er brachte Musiker und Baukünstler aus Italien nach Deutschland, führte den Unterricht der Tonkunst in den

Schulen ein, ließ zuerst lateinische Bücher in's Deutsche übersetzen, verschönte den Gottesdienst und befestigte die alte Einfalt der Sitten durch Hervorrufung der alten einfältigen Gewohnheitsgesetze. Aber auch der Poesie war seine heldenmüthige Seele offen. Wie sein Zeitgenosse, der dänische König Regner Lodbrog, und wie der ihm in vielem so ähnliche Alfred, der Vater Englands, — so ward auch er von den überalten Dichtungen, welche die Thaten und Kriege der vaterländischen Könige und Helden besangen, ergriffen, und er war der erste Deutsche, der sie aus dem Munde des Volkes sammeln und aufzeichnen ließ. Leider hat die beschränktere Gesinnung seiner Nachfolger diese kostbare Sammlung vernichtet oder doch vermodern lassen. Das, vielleicht noch aus derselben herrührende, Bruchstück des Hildebrandsliedes, das gegen Ende des achten Jahrhunderts geschrieben zu seyn scheint, und das zufällig aufgefundene Siegeslied eines westfränkischen Königs über die Normannen, welches aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, — berechtigen hinlänglich zum Bedauren jenes Verlüstes; dieses wegen seinem entschiedenen poetischen Werth, jenes wegen seinem Zusammenhang mit dem frühern und spätern Volksepos. Besonders muß man in den benannten Denkmalen das Tonvolle, die bündige Kraft und den erhabenen Klang unserer Ursprache, die damals schon im Vergleich mit den Sprachen anderer ungebildeter Völker ungemein reich und bedeutungsvoll war, bewundern. In wie mannigfachen Formen sich übrigens schon damals das dichtende deutsche Gemüth versuchte, erweiset sich aus Kaiser Karls und aus seines Sohnes Kapitularien, in welchen das Absingen von Spottliedern im Allgemeinen untersagt, ferner den Nonnen verboten wird, Liebeslieder (Vuinileodos) zu schreiben oder jemanden

zu schicken, in denen endlich Erwähnung von noch einigen andern Liedern und von Schauspielen geschieht. Wie allgemein verbreitet muß also Dichtung und Gesang gewesen seyn, daß selbst das Gesetz darauf aufmerksam wurde? — Auch im Kriege verstummten sie nicht, und Geschichtschreiber, wie wir sie in jener Zeit bei uns vermissen, erzählen von unsern Brüdern, daß Alfred, der Angelsachsen, und späterhin Anlaff, der Dänen König, in Kriegeszeit, als Sänger gekleidet, in den Lagern ihrer Feinde Zutritt erhielten, und mit Gesang und Zitherspiel bis in die Zelte der Anführer drangen.

Karl der Große war weit über seine Zeit erhaben gewesen. Nach ihm floß ein ganzes Jahrhundert dunkel und unbedeutend für Deutschland dahin, bis mit Heinrich I., der mit Recht der Dehmüthige genannt wird, eine neue und daurendere Morgenröthe über uns aufging, und die Kraftzeit der Deutschen begann. Wie die Regierung dieses thatenreichen Königs unserem Vaterlande zuerst einen innern und äußern Bestand gab, so hatte sie auch auf Leben und Kunst den bedeutendsten Einfluß. Auf jenes wirkte besonders die Errichtung der Städte und der Innungen der Bürger in denselben. Auf die Kunst aber hatte den vortheilhaftesten Einfluß, daß Heinrich, um den Adel zu Friedenszeiten in der Uebung der Waffen zu erhalten, die Turniere anordnete, indem er den Ritterspielen, die schon früherhin bei den Arabern, und seit uralten Zeiten im Norden, als ein männerwürdiges Spiel herkömmlich waren, eine bestimmte und gesetzmäßige Einrichtung gab. Diese vereinigten die Ritterschaft Deutschlands zu herrlichen, glänzenden Festen, bei welchen die äußere Rohheit der Krieger in der mannigfachen Berührung all-

mählig abgeschliffen, des Leibes Kraft und Gewandtheit gleichsam poetisirt, und das Leben in's Spiel gesetzt wurde, um Ruhm bei den Tapfern und Liebe bei den Frauen zu gewinnen. Wie aber die gewöhnliche Rede nicht zureicht und zu gewöhnlich scheint, wenn Menschen sich vereinigt und für Augenblicke das Tägliche — die eigentliche Prosa — abgeschüttelt haben, vielmehr das befreite, volle Herz in Dichtung und Gesang, der Sprache des gesteigerten Lebens, überfließen muß, — also gesellten sich auch hier die Dichter zu den Rittern, und die Kampfspiele waren wohl eine der vorzüglich bewegenden Ursachen, um welche die einzelnen Heldensagen früherer Zeiten zusammengestellt, umgebildet, und bei jenen Festen, wie Homer und Herodot bei den Volksfesten zu Athen, wie das Lob im Kampf gefallener Helden durch tausend Barden an Fingals Hof, zur Befeuerung der Jugend und zur Lust des Alters abgesungen wurden. — Von dieser Zeit an wurden auch die Hofhaltungen der Kaiser und Fürsten prächtiger, die Frauen, vielleicht vorzüglich durch die Turniere, mehr in den geselligen Kreis gezogen, und ihre Feierkleidungen, und die Rüstungen der Ritter glänzender und reicher, welches alles gewiß nicht wenig beitrug, den jugendlichen Dichtergeist mit schönen Bildern auszuschmücken. Was ihn vollends erregen und beleben mußte, waren die poetischen Wettkämpfe, welche erweislich schon im zehnten Jahrhundert an manchen Höfen gehalten und nach und nach immer allgemeiner und bedeutender wurden, wie denn im dreizehnten Jahrhundert die ersten Dichter Deutschlands auf der Wartburg in ihrer Begeisterung selbst um Tod und Leben zu kämpfen sich entschlossen. — Die mehrsten der vorhergehenden Bemerkungen gründen sich auf unsre alte Geschichte; wer sich aber mit einem Blick überzeugen will, wie innig sich bereits im eilf-

ten Jahrhundert die ursprünglichen Bildungs-Elemente des wiedergebornen deutschen Volksthums verschmolzen hatten, welch eigenthümlicher, tiefer und großartiger Geist die damaligen Sänger beseelte, der lese das Gedicht, welches zum Lobe des heiligen Anno, Bischofs von Köln, geschrieben worden, und in gedrängter Darstellung die wichtigsten Momente der gesammten Geschichte umfaßt. — Dieses und die bis hierher aufgestellten Betrachtungen geben uns zur Genüge zu erkennen, daß, wie Tuisto, unser Stammvater, nicht aus der Fremde gekommen, sondern aus der vaterländischen Erde erboren, — so auch die Poesie unsrer Vorvordern als einheimische Pflanze sproßte und gedieh. Erfreulich möchte in dieser Hinsicht hier eine allgemeine Vergleichung mit dem Frankenreich seyn, das so manche als den Brunnquell unserer älteren Dichtung, wie der romantischen Poesie überhaupt, angeben. So lange das bunte Völkergemisch, das sich nach und nach in jenem Lande angesiedelt, noch sich selbst und seinem eigenen Geiste überlassen war, blieb die Stimme der Dichtung ein seltener Ruf, und einige von Mönchen geschriebene Lieder von Karls des Großen Zügen nach Spanien, Languedoc und Palästina sollen die ältesten Machwerke jenes prosaischen Volkes seyn. Erst als die Provence unter Raymund Berenger (1092) in nähere Verbindung mit den spanischen Sarazenen gekommen und mit ihrem Ritterthum und ihrer Dichtkunst bekannt geworden, entwickelte sich unter dem fortwährenden Einfluß derselben die sogenannte provenzalische Liebespoesie; erst da im Norden Frankreichs unsere kühnere und schwärmerischere Brüder, die Normänner, sich festgesetzt, und an dem Hofe ihrer Herzoge sich das Romanisch-Wallonische gebildet, begann die Epoche der französischen Heldendichtungen, die man füglicher normännische

nennen könnte, da nicht allein die ältesten und vorzüglicheren derselben von Normännern gedichtet, sondern auch schier alle zu Grund liegende Mythen und Sagen aus dem damals normännischen Britannien stammen. So wären denn nur die, größtentheils frivole, *fabliaux,* welche in Europa zuerst bei den Franzosen (im Anfang des zwölften Jahrhunderts) gefunden werden, als Frankreichs eigenthümlichste, den Volkscharakter desselben an- und aussprechendste Dichtungen zu betrachten, wenn nicht die damalige Bekanntwerdung der morgenländischen Märchen, besonders des Dolopathos, das Dichtungsvermögen der Franzosen auch hierin in Zweifel brächte. —

Schnell und freudig kehre ich zur lieben Heimath zurück, die mir nun wie ein prächtiger Eichen- und Buchenwald entgegenrauscht, wo neben stattlichen Bäumen die zärtesten Blümlein sprießen. Nur hier und dort leuchten sie aus Moos und Kräutern hervor, aber jedes steht an seiner Stelle und gehört zu seiner Umgebung als nothwendiges Glied. Leider ist jener herrliche Wald gegenwärtig ganz ausgerodet, und seine Stelle streng abgetheilt in Garten und unfruchtbare Heide; dort alle ein- und ausheimischen Blumen dicht nebeneinander gepflanzt und gepfropft, hier nichts als eine unfreundliche, unheimliche Oede und Wüste.

Unter der milden Pflege, dem Gemüth anregenden, erwärmenden Einfluß der Religion, im Wettkampf der Turniere und im ernsteren Streit der Fehden waren die Deutschen dem Knabenalter entwachsen, als der Klagruf des heiligen Grabes um Befreiung aus den Händen der wilden Heiden in Europa vernommen wurde, und eine der reichsten und wichtigsten Epochen

für Deutschlands Kunst und Geschichte eröffnete. Mit Recht wird der Styl der altdeutschen Baukunst ein Triumpf der Form über die Materie, der Construction über die Last genannt; mit gleichem Recht dürfte man den Geist jener Epoche als einen Triumpf des Glaubens über den Verstand, der Idee über die Irdischkeit bezeichnen. Denn von Einer hohen Begeisterung ward das ganze Volk wie von einem elektrischen Funken durchblitzt, ergriffen, entzündet und fortgerissen in gewaltigem Zuge; der Tod ward zur Lust, alle leiblichen Güter zu nichtigem Staube, hin wallten alle zur Errettung des schmählich-entweihten Heiligthumes, und zu Einer Kirche gestaltete sich Deutschland, in welcher Kaiser und Fürsten und Ritter sich gleich wurden unter dem flammenden Zeichen des Kreuzes.

Bei einer so tiefen Anregung des Gemüthes blieb auch das Herz nicht unthätig. Schon unsre Stammältern hegten eine besondere und bei rohen Völkern nicht gewöhnliche Liebe zu ihren Frauen, und hielten sogar dafür, es wohne ihnen etwas Heiliges ein. Still und verborgen hatte diese Verehrung und Liebe bisher das unbewußte Leben der Blume als Knospe gelebt. Aber die himmlische Gluth der religiösen Begeisterung erschloß die Knospe und die Trennungsthränen beim Abschied der wallenden Ritter sanken befruchtend in den Schooß der erwachenden Blüthe. Durchaus irrig ist daher die Behauptung derjenigen, welche sprechen, die eigentlich romantische Liebe sey erst von Frankreich nach Deutschland hinüber geweht worden; — von jenem Frankreich, wo stets die Galanterie (von Montesquieu treffend definirt: sie sey nicht die Liebe, sondern die delikate, leichte, ewige Lüge der Liebe) die Stelle der Liebe vertrat, und wo das Herz nur taube Blüthen treibt. —

Mit dem Erwachen jener geistigern, schwärmerischen Liebe, die manche damals sehr sinnig von der Minne — der mehr irdischen Liebe — unterschieden, — zeigte sich auch ihre treue Gefährtinn, eine höhere Kunst. Muß das Gefühl doch stets, wo es zu zart und überschwenglich wird, um sich unmittelbar in That und Leben auszusprechen, in's Reiche der süßen Töne flüchten, wo Dichtkunst, die Musik der Sprache — der Sanskrit göttlichen Lebens wird. — So hatte sich vieles vereinigt, um die ursprüngliche Anlage der Deutschen zu einem dichtenden Volke zu entwickeln und zu fördern, als ein junger Held und Dichter vom Kampfe aus dem heiligen Lande zurückkehrte, und den deutschen Kaiserthron bestieg.

Friedrich der Rothbart von Hohenstauffen — ein würdiger Nachfolger Karls des Großen, den er sich zum Vorbild genommen — war es, unter dem das deutsche Reich den Culminationspunkt seiner politischen und religiösen Größe erreichte, unter dem die Jünglingszeit, oder vielmehr der Frühling des deutschen Volkes in volle Blüthe trat und alle noch schlummernden Keime sich entfalteten. Wie die Nachtigall gleichsam die Seele des Frühlings ausspricht, die Blumen aber die Augen sind, mit deren zarten Blicken er seine innige Liebe kund thut, — also wurden damals alle Burgen und Wälder von lieblichem Liederklange erfüllt, — also waren Treue bis in den Tod, gänzliche Hingebung an die Geliebte, Nichtachtung aller Beschwerden und Gefahren, welche zu ihr hinführen konnten, die sichtbaren Zeichen des geistigen Frühlings. Besonders hell und glänzend sollte diese Zeit in den Büchern der Geschichte aufgezeichnet stehen, weil sie uns Muth und Liebe, Kraft und zarte Sinnigkeit, Lebenslust und Lebens-

verachtung in der innigsten Verschmelzung zeiget. Die Hand, die das Schwerdt unwiderstehlich gegen die Ungläubigen führte, entlockte süße Melodieen den Saiten der Laute und schrieb Lieder zur Verherrlichung des Mayen, der Blumen, der Geliebten, zärter und gefühlvoller, als die neuere Zeit sie uns darzubieten vermag. Selbst Kaiser und Fürsten wurden vom wehenden Hauche der Poesie ergriffen, und warben um süßen Minnesold in selbstgedichteten Gesängen, und wer kennt nicht jenes zärtliche Lied Kaiser Heinrichs *), in welchem er sang:

„Mir sind dü Rich und dü Land undertan,
„Swenne ich bi der Minneclichen bin;
„Und swenne ich gescheide von dan,
„So ist mir aller min Gewalt und min Richthum dahin ꝛc.“

Es ist der reinste, kindlichste Ausdruck eines reinen, zartliebenden Herzens. — Mit gleicher Innigkeit und Unbefangenheit sprechen uns die mehrsten der Liebeslieder, die in dieser Zeit und dem zunächst folgenden Jahrhundert gesungen worden, an, wenn wir auf ihre linden Klänge, und ihre, nur mit einfachen Blumen geschmückte Einfalt und Zärtlichkeit nicht mit dem begierlichen Verstand, sondern mit unbefangenem, unabgestumpftem Gemüthe lauschen. — In gleichem Maße, wie die Liebe sich mehr und mehr vergeistigte und das Herz sich aufschwang in das Reich der unendlichen Sehnsucht, der träumenden, süßschwärmenden Gefühle, mußte auch die Dichtung sich mehr der Musik, dem unbestimmt

*) Nach Ligurinus I. v. 63—69 und andern Stellen wahrscheinlich Heinrich VI., Friedrichs Sohn.

Anregenden, anzunähern suchen. Jene Liebeslieder geben uns hiervon die vollkommenste Ueberzeugung. Manche derselben können wahrhaft als eine Verschmelzung beider Künste angesehen werden, in so weit als eine solche nur immer erreichbar scheint. — Ihre Reime und Silbenmaße, Annominationen und Assonanzen sind gleichsam zu einem tändelnden Spiel der Empfindung geworden, und die Melodie fließet bald schmeichelnd und kosend, bald klagend und seufzend dahin. Wie aber die Form der Lieder dem Geiste entsprach, der sie erzeugte, so schmiegte der Form die Sprache sich an. Sie wurde damals weicher und wohllautender als sie früher gewesen und als sie späterhin ward. Die Worte waren zart und wonniglich, wie das erste Laub in Frühlingszeit, während sie jetzt schärfer, trockner und unbiegsamer sind, gleich den dürrenden Blättern im späten Herbste, und wenn der Strom der Rede sich jetzt wie an Klippen und spitzigen Felsen bricht, so wellte und floß er damals leicht und sanft über Kräuter und Blumen. — Betrachtet man nun die innere Vollendung jener Gedichte, und die sehr bedeutende Anzahl derselben, welche die Verwüstungen der folgenden Zeiten noch verschont und uns erhalten haben, dann muß man über die schöne und allgemein verbreitete Bildung des damaligen Ritterstandes erstaunen, die wir in gleichem Maße nur noch bei den Arabern unter Al-Mamun, dem Sohn Harun-al-Raschids, und unter den Ommiaden in Spanien, wiederfinden. —

Aber nicht allein in süßen Minneliedern offenbarte sich die Poesie des schönen Mittelalters, das mit Recht so heißt, weil es wie der Frühling zwischen dem rauhen Winter und dem verzehrenden Brande des Sommers liegt, — sondern auch die kräf-

tigen Thaten biderber Ritter, die Wundergeschichten uralter Helden und ihre herrlichen Kämpfe gegen verheerende Ungeheuer, die Kriege und Völker-Schlachten unter siegreichen, weltberühmten Königen, kurz alles, was Heldenmuth zu vollbringen vermag, und was ihn erregen kann, wurde aus der Vergangenheit hervorgerufen, mit einem neuen und schönen Gewande bekleidet, und so den Zeitgenossen als Spiegel hingehalten, auf daß sie an dem Gewaltigen erstarken und zugleich sich daran erfreuen möchten. — Ausschließlich mag sich wohl damals der stolze Adel diese Dichtungen angeeignet haben, die, ursprünglich im Munde des Volkes, ihm einige Jahrhunderte später in veränderter Gestalt als Volksbücher in Prosa zurückgegeben wurden. Doch auch der gemeine Mann erhielt sich sein Recht zu singen und zu sagen, lebendig. Denn vom neunten Jahrhunderte an gedenken fortwährend schier alle Zeitbücher der Lieder, die unter dem Volke umliefen. Aus verschiedenen Andeutungen jener Geschichten kann man mit einiger Gewißheit angeben, daß die Dichter dieser Volkslieder ihren Stoff größtentheils von wirklichen Vorfällen und Begebenheiten aus der nächsten Vergangenheit hernahmen, und daß sich nichts Merkwürdiges und Tragisches ereignete, was nicht alsbald in Reime gebracht und durch den Gesang in ganz Deutschland bekannt wurde. Besondere Beachtung unter diesen Liedern verdienen die sogenannten Spottgedichte, in denen das Volk über politische Personen und Ereignisse richtete und frei und kühn sie rügte. Nicht allein zeigen sie uns, welch' lebendigen Antheil damals noch alle Deutschen am Wohl und Weh des Vaterlandes nahmen, sondern lassen uns auch nicht ohne Grund vermuthen, daß die laute, öffentliche Stimme des Lobes und des Tadels von großem Einfluß auf das Betragen der höheren Stände ge-

wesen. Ein, wiewohl entstelltes, doch noch merkwürdiges Bruchstück solchen Spottgesanges scheint sich im Lied vom Buko von Halberstadt *), jenes berüchtigten Bischofs, der dreizehnmal gegen seinen Kaiser, den unglücklichen Heinrich IV., gefochten hatte, erhalten zu haben. — Nicht minder war gleichzeitig die Verrätherei des Hatto von Mainz und der Meineid mehrerer niederlothringischen Bischöfe vom Volke in seinen Liedern verdammt worden. —

So waren damals Dichtung und Gesang in der Hütte einheimisch wie in Burgen und Pallästen; ja selbst der uralte, herrliche Gebrauch, den Angriff in der Schlacht mit einem allgemein angestimmten Liede zu eröffnen, war noch zu Friedrich des Ersten Zeiten nicht verloschen, und wir finden aufgezeichnet, daß manchmal geistliche Hymnen, öfter aber eigene Kriegslieder abgesungen wurden, welche letztere wahrscheinlich, wie das Rolandslied in Frankreich, das Lob von vaterländischen Helden enthielt. —

Auf diese Weise hatte sich der innerste Kern der Volksthümlichkeit entfaltet und war zu einem reich blühenden Baume herangewachsen, der uns jedoch sicherlich noch köstlichere und zahlreichere Früchte würde gebracht haben, wenn nicht das Nachahmen lateinischer Klassiker so manche große, dichterische Anlagen erstickt, wenn die immer zunehmende Herrschbegierde und Sittenlosigkeit der römischen Geistlichkeit nicht so verderblich auf die deutsche Kirche gewirkt, wenn nicht so viele unsrer Kaiser, in unseliger Verblendung befangen, ihr Glück und ihren Ruhm in Italien

*) Wunderhorn I. p. 92.

suchend, so oft die herrlichste Jugend dort geopfert oder doch verdorben zurückgebracht, wenn endlich Friedrich II. mit seinen vielen bewunderungswürdigen Eigenschaften auch vaterländisches, frommes Gefühl verbunden hätte, da er hingegen Italien fast ausschließlich geliebt, dort gewohnt, sizilianisch gedichtet, ja sogar mit Sarazenen gegen den Pabst gestritten hat. —

Ungeachtet alles dessen schwang sich die deutsche Poesie in der zweiten Hälfte des zwölften und der ersten des dreizehnten Jahrhunderts auf eine seltne Höhe. Die eigensten, ächt volksmäßigen Offenbarungen derselben habe ich bereits berührt; noch bleibt mir zu reden übrig von denen, welche der Religion ihr Daseyn verdanken, und von solchen, die ihren Ursprung im Ausland haben.

Schon frühe im neunten Jahrhundert hatten mehrere fromme Männer, vermuthlich weil sie den Geist des Volkes erkannten, die Evangelien und andere heilige Gegenstände poetisch, jedoch wahr und in schicklicher Einfalt, bearbeitet, und sicher war die Poesie von nicht geringem Einfluß auf die Verbreitung des Christenthums und die allmählige Steigerung der rein religiösen Gefühle. Was die Religion aber von der Dichtung erhalten, gab sie ihr in der Folge dankbar und reichlich zurück. Denn als der schöne und erhabene christliche Glaube das innerste Gemüth des Volkes durchdrungen hatte, sprach er sich aus in den mannigfaltigsten poetischen Darstellungen des Lebens unseres Heilandes, der Jungfrau Maria, der Heiligen und Märtyrer, und gewißlich mögen diese Gegenstände nicht leicht angemessener und wahrhaft christlicher behandelt werden können, als sie es damals wurden. — Wie unermeßlich nun gleich das Feld war, das Liebe, Helden-

muth und Glaube dem deutschen Dichtergenius im eigenen Herzen eröffnete, so genügte es doch seiner unendlichen Sehnsucht nicht. Wir sehen vielmehr, daß er schon im zwölften Jahrhundert seine Arme nach Griechenland und Rom und nach dem Süden und Norden Frankreichs ausbreitete, und sich das Herrlichste der fremden epischen Dichtungen aneignete. Nicht übersetzt wurden diese ausländischen Kunstwerke aus fremder Sprache, sondern umgearbeitet, und aus fremdem Grund und Boden dem deutschen, seiner Eigenthümlichkeit nach umgeschaffen, eingepflanzt und einverleibt. Die in Frankreich bei den Normännern und Provenzalen geschöpften Dichtungen haben wesentlich hierdurch an innerm Werth gewonnen. — So tritt schon in jener Zeit die höhere, universalere Kunst- und Geistes-Bildung der Deutschen vor ihren leichtfertigen Nachbarn an's Licht, da diese in ihrem Dünkel keine der nationalen deutschen Lieder in ihre Sprache übertragen haben.

Die nähere Angabe und Würdigung der einzelnen, sehr zahlreichen Dichterwerke aller bis hierher angeführten Gattungen, welche die Blüthenzeit des Mittelalters bezeichnen, und deren gewiß manche in den späteren Kriegen und Verwüstungen, bei der stattgefundenen Seltenheit der Handschriften, für immer verloren gegangen, liegt außer dem Zweck der gegenwärtigen allgemeinern Ansichten. Es sey mir jedoch vergönnt, noch einen Augenblick bei den epischen Dichtungen, als den zahlreichsten, allumfassendsten und wichtigsten Gebilden der Poesie zu verweilen; denn daß sie die wichtigsten sind, wird immer mehr erkannt, je tiefer man in das Wesen des eigentlichen Epos dringt. In ihm vereinigen sich, so zu sagen, alle Elemente der Poesie; Götter, Dämonen, Menschen, Thiere, Pflanzen, Naturerscheinungen,

kurz die ganze Welt wird von seinen Riesenarmen erfaßt; wie diese durch die Liebe und den Haß der aus der einigen Urkraft ausgeströmten mannigfaltigen Elementkräfte besteht, bis sie einst in Feuer aufgeht und vergeistigt in den Schooß der unendlichen Liebe zurückkehrt, so sind alle großen Heldengeschlechter göttlicher Abkunft, so schreiten sie kämpfend und liebend, durch Blut und über Blüthen, das Leben entlang, bis sie alle zugleich im Zornfeuer einer allgemeinen, vernichtenden Völkerschlacht ihre endliche Laufbahn beschließen, und wir sehen diesen Gedanken rein ausgesprochen im Süden durch die Rabenschlacht, im Norden durch Artus Schlacht gegen Mordrec, im Westen durch die Roncevallschlacht, bildlich im Orient durch die Mythe von Hercules und seinem Feuertod. —

Es theilen sich aber die epischen Dichtungen des deutschen Mittelalters gleichsam in drei Sonnensysteme. Als Mittelpunkt des ältesten, der ursprünglich deutschen Heldensage, erscheint der Weltbesieger Attila, dem zwölf Könige dienten, der durch das Einfache seines Wesens und seiner Umgebungen im Gegensatz mit dem Ungeheuren und Gewaltigen seiner Thaten und Eroberungen, so wie durch das Unerwartete seiner Erscheinung Europa in Erstaunen setzte, und, wie damals Willen- und Körperkraft als das Herrlichste des Menschen geachtet wurde, eine unbedingte Bewunderung erregte, die sich bald in Sage und Dichtung an Tag gab und verewigte. Zunächst umschweben ihn Theodorich der größte und edelste der Amaler, der siegreiche Siegfried, Hildebrand der Ruhmglänzende, der treue Eckart und alle die unverzagten Recken, welche die Dichtung unter dem Namen der Nibelungen begreift. Ueber den Ursprung und die Bedeutung

dieses letztern Namens sind schon so viele Vermuthungen aufgestellt worden, daß ich beiläufig bemerken zu dürfen glaube, wie er geschichtlich zum erstenmal im achten Jahrhundert vorkommt, wo der Sohn des Herzogs Hildebrand, des Bruders Karl Martells, als Graf Nibelung aufgeführt wird. *) —

Unter den Dichtern, welche diesen Heldenkreis besungen haben, nenne ich mit Ehrfurcht den tiefpoetischen Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen, und würde auch gerne und vor allen unsern Homer den Dichter der Nibelungen genannt haben, hätte nicht seine Bescheidenheit, — vielleicht weil er sich für die Bearbeitung der älteren Lieder, die jenem Gedichte zu Grund liegen, zu wenig Verdienst zuschrieb, — seinen Namen unserem Dank und unserer Bewunderung vorenthalten. —

Als Centralsonne des zweiten, aber dem Inhalt und Ursprung nach ausheimischen, epischen Dichtungskreises funkelt aus lichtschwangerer Dämmerung der heilige Gral uns entgegen, den der unsterbliche König Artus, gleichsam als Oberpriester des unendlich tiefen Geheimnisses, mit seinen zwölf Rittern der runden Tafel behütet. Ihn umschimmern, als leuchtendes Dreigestirn, seine Kinder, der lichtgemale Parcival, der in allen Farben schimmernde Titurel, und Lohengrin der Schwanenritter,

---

*) Du Chesne T. I. p. 773. — In einer Urkunde Pipins, des Königs von Aquitanien, vom J. 836. Bei Bouquet de la véritable origine de la maison de France, p. 276, wird er Nebelung genannt. Er ist wohl dieselbe Person mit dem *Nybelunc*, den Carl der Große in dem Rythm. de C. M. Exped hisp. Cap. X. S. 19. seinen Neven nennt.

die, jeder herrlich für sich, auch wechselseitig in inniger, höherer Beziehung stehen. — Der mystische König *) dieser Dichtung ist der Gral, der Kelch, welcher das Blut der Erlösung und des bittern Leidens in sich befaßt hatte; er ist das Lebensprinzip, dessen geistige Strömungen sich durch das Weltall ergießen, und, wo immer nur sein Hauch hinwehet, zauberische Wunder hervorruft. Die ursprünglichste Quelle dieser reinchristlichen, erhabenen Fabel wird wohl für immer in jenem Dunkel verborgen bleiben, welches die Kinderjahre des Christenthums im westlichen und nördlichen Europa verhüllt. Es möchte aber einer näheren Untersuchung werth seyn, ob und in wie weit sie mit den Mysterien der ältesten, apostolischen Priester, der Kuldeer, in Britannien, besonders in dem merkwürdigen Cornwallis, in Verbindung steht, und ob ihre weitere Ausbildung nicht vielleicht von den Künstlerverbrüderungen, in welche die Kuldeer unter Athelstan übertraten, herrührt. Auf diese Vermuthung führte mich, daß der Dichter des Titurels sich vorzüglich auf bretonische und cornwallische Chroniken bezieht; daß Artus in Cornwallis gebürtig, in dessen stillen Thälern und verborgenen Bergschlüften die Kuldeer bei der Verwüstung der Picten und Sachsen vorzüglich ihre Zuflucht gefunden; endlich, daß die Kirche des Grals, wie sie im Titurel

---

*) Auffallend ist, daß die Könige Serviens im dreizehnten Jahrhundert Krale hießen, so wie noch jetzt in Böhmen Kraal — König bedeutet; ferner, daß mehrere Schriftsteller seit dem fünfzehnten Jahrhundert angeben, ein Ritter mit Nahmen Kelius *Gralius* sey auf einem Schiffchen, von einem Schwanen gezogen, im Clevischen angekommen; derselbe sey vom Kaiser Theodosius in den Grafen-Stand erhoben worden, und von ihm stamme das Gralische Geschlecht.

beschrieben, allgemeiner in ihren sinnbildlichen Elementen, dem Kreuz und der Rose, so wie in manchem Einzelnen, wie z. B. dem Tabernakel, mit der Gestaltung der sogenannten gothischen Münster übereinstimmt, welche jenen Künstlerverbrüderungen, als sie sich auch über Deutschland verbreitet, ihr Daseyn verdanken. —

In loser Verknüpfung mit dieser Dichtung vom Gral stehen, durch Artus, seine Ritter, der liebebezauberte Tristan, der kühnmüthige Lanzelot, und Daniel von Blumenthal, und viele andere Helden, welche einzig der Poesie ihre glänzende Berühmtheit verdanken. — Mannigfach wurden die Geschichten dieser größtentheils fabelhaften Ritter, deren aber jedem ein besonderer, unterscheidender Charakter zugetheilt war, von den deutschen Meistern bearbeitet, und keiner derselben beschränkte sich auf bloße Uebersetzung fremder Gedichte oder Sagen. Bemerkenswerth ist, daß, wie bei den Nibelungen, so auch hier, der Name des Dichters, welcher die ausgezeichnetste Bearbeitung, nämlich die älteste des Titurels, geliefert hat, unbekannt ist. Diesem Unbekannten zunächst erregen Wolfram von Eschenbach, Ulrich von Thürheim und Gottfried von Straßburg die verdienteste Bewunderung.

Der dritte, minder ausgedehnte, minder poetische Cyklus geht von Karl dem Großen aus, dem unter seinen zwölf Helden der unüberwindliche Roland, sein Neffe, am nächsten steht. Dieses und des Kaisers Thaten, obgleich nicht so gewaltig wie jene Attila's, noch so wundervoll als die des Königs Artus und seiner Massenie, sind jedoch in den mehrsten Sprachen besungen worden; zuerst in Frankreich, Deutschland und Spanien, dann im ganzen Norden und in Italien. Karl ward vorzüglich als rechter Richter und als milder Herrscher dargestellt.

Dies sind die großen Massen, unter welche sich der Reichthum des romantischen Epos ordnen läßt. In dem ersten Kreis hatte die Poesie vorzüglich die Kraft des Körpers, des Willens und der hervorspringendsten Leidenschaften der Völker in ihren Bildungen gezeigt; im zweiten, zu welchem gewissermaßen die Minnelieder mit gehören, erhob sie sich zum Höchsten und Geistigsten, und offenbarte die Kraft der Liebe und des Glaubens, und sank dann im dritten in das ihr fremdere Gebiet des Rechtes und der Sittlichkeit, indem was in demselben noch reinpoetisch ist, größtentheils nur Nachhall der vorigen zu seyn scheint. — Obgleich nun diese drei Dichtungskreise wesentlich, sowohl ihren Mythen als ihren Quellen nach, verschieden sind, und deshalb zur leichtern Uebersicht der zahlreichen Werke unterschieden werden, so ergibt sich doch immer mehr, wie viele der Uebergänge aus einem Kreis in den andern Statt finden, und wie die ganze Heldenwelt gleichsam zu Einem einzigen großen Baume wird, der sich mit seinen Zweigen über die weite Erde hin verbreitet. — Der eigenthümlichste Charakter, welcher diesen Dichtungen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts die Liebe jedes reinen Herzens gewinnen muß, möchte wohl in der innigen Gemüthlichkeit, der ergreifenden, oft rührenden Treuherzigkeit und Zartsinnigkeit bestehen, die wie liebliche Molltöne durch sie hinziehen und uns zugleich heimisch begrüßen und als wunderbar ansprechen. Leicht ist diesemnach zu erkennen, daß sie nicht sowohl durch einen gebildeten Verstand als vielmehr durch ein warmes, natürliches Gefühl aufgefaßt und ausgesprochen worden. Wie man die Eiche und Buche deutsche Bäume nennen kann, so ließen sich spielend jene Kunstwerke mit ihnen vergleichen, und man könnte sagen, sie seyen bald zierlich und künstlich und leis, aber tiefaufrauschend

wie der Eiche Blätter, bald fröhlich und zart und Kraft und Kühle gebend wie das Laubwerk der Buchen, nicht traurig und schaurig wie die nordischen Fichten und Tannen, noch gewaltig oder üppig wie Cedern und Palmen. Was nun im Allgemeinen die Betrachtung dieser schönen Jahrhunderte stets besonders nährend und ergötzlich jedem gläubigen und dichtenden Gemüthe machen wird, ist jener mystische Frühlingsduft, der noch zartverhüllend über der jungen Erde schwebte, der hieraus hervorgehende glühende Glaube an Wunder der Religion, der Liebe, des Heldenmuthes, an ferne paradiesische Länder, an verborgene aber übermenschlichende Geheimnisse der Künste und Wissenschaften, überhaupt der alles belebende und erhöhende Glaube an eine Gegenwart über- und unterirdischer Geister auf Erden. —

Aber nach dem Tode Rudolphs von Habsburg, des tüchtigen Kaisers von ächtdeutschem Schrot und Korn, zerfloß allmählig jener Frühlingsduft, ward jener Glaube erschüttert, verließ die Poesie das ihr entfremdete Volk. — Die Hauptursachen dieser traurigen Erscheinung anzugeben, fällt nicht schwer, wenn man auch nur flüchtig die Blätter der Geschichten des vierzehnten Jahrhunderts überblickt. Sieht man nämlich, welche drückende Despotie der römische Stuhl über das deutsche Reich auszuüben strebte, wie die Geistlichkeit sich schier alles Reichthums bemächtigte, und hierdurch in Sittenlosigkeit verfiel; bedenkt man, wie verderblich die häufigen Thronstrittigkeiten, das dadurch Ueberhand nehmende Faustrecht, endlich der durch Karl IV. eingeführte Briefadel auf den Geist der Ritterschaft und die Sitten des Volkes wirken mußte; wie endlich die Grundfesten der Religion durch die aus Frankreich gekommene Sündfluth leerer Spitzfinderei und Wort-

klauberei angegriffen wurden, — dann findet man es möglich, daß eine Flamme, die so herrlich geleuchtet, so schnell verlöschen mußte, als die Elemente, die sie genährt, ihr entzogen oder getrübt wurden. In der That versiegte der poetische Geist, immer seltner aufleuchtend, in einem weitschichtigen Wortgespinnste, und die Dichter, nach der alten Vortrefflichkeit haschend, suchten durch eine überkünstliche Form den Mangel der Gedanken und die Armuth der Gefühle zu bedecken oder zu ersetzen. Es wurde die Form zu einem leblosen Gerippe, das nur mehr wie ein blätter- und blüthenloser Baum in Winterszeit dürr und ohne Bedeutung da stand; der Gesang selbst war nicht mehr die Verherrlichung einer großen Vergangenheit, sondern vielmehr nur Eine große Klage über die bekümmerte Gegenwart, mit einem wehmüthigen Rückblick auf die jüngst untergegangene Dichter- und eigentliche Ritterzeit. —

Hier, wo die Poesie, die freie, unzwingbare Tochter des Geistes, Deutschland, ihrer alten Wohnung, sich für Jahrhunderte lang entschwang, und den Meistersängern, spottend und strafend, nur ihr Scheinbild zurückließ, schließt sich die Bahn, die ich, leis auftretend, zu durchwandern mir vorgenommen. — Wie der klare Rhein, dem dunkeln Schooße ungeheurer Gebirge entsprungen, zuerst über schroffe Felsen dahin sprudelt und strömet, dann mit dem Himmel liebäugelnd in männlicher Schönheit hinwellet zwischen lachenden, mannigfaltig reizenden Ufern, bis er sich zuletzt in der Fläche ausdehnt und im Sande verliert, so sehen wir den Strom der Dichtung aus einem gewaltigen Heldenthum hervorquellen, die goldene Zeit des Ritterthums, der Glaubens-Begeisterung und der Minne durchwogen und verschwinden im sandigen Wortgetöne zunftmäßiger Sänger. — —

Wer nun die deutsche Volksthümlichkeit in ihren frühsten und reinsten Offenbarungen erforschen und erkennen will, der lese und studiere unsere Alten, und er wird sie würdigen, und, trägt er anders noch ein kindlich fromm Gemüth, sie schätzen und sie lieben lernen, ja vielleicht bei Lesung mancher neuerer Dichter sich zurückwünschen in das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert.

Weit später als der Poesie begann bei unsern Altvordern die eigenthümliche Entwicklung der bildenden Künste, wie auch Homer und Pindar dem Phidias, Apelles, Praxiteles, wie Dante und Petrarka einem Donato Bramante, Bonarotti und Raphael vorangingen. Aber auch darin gleicht sich unser Volk den herrlichsten der älteren und ältesten Zeiten, daß es sich, wie eine eigene Dichtung, so auch eine eigenthümliche Bildnerei erschuf. Wohl haben die ersten Bewohner von Albion und Jerne, die Gälen und Iren einen Ossian, der ein Cimborasso des Nordens, einzig und unerreicht da steht, — haben Skandinavien und Island ihre Edda und mannigfaltige köstliche Sagen und Lieder, die Spanier ihren Cid und einen großen Reichthum der zärtesten und lieblichsten Romanzen; aber vergeblich sucht man bei ihnen eigenthümliche Werke bildender Kunst, und man darf hieraus mit einiger Gewißheit schließen, wie reich und klar das Gemüth unseres Volkes in seiner Jugend war. — Von der Baukunst, als der ältesten der bildenden Künste, sey zuerst gesprochen. — Ihre Anfänge sind nicht bei den freiheitliebenden Germanen zu suchen, die, das Unendliche, Unbegreifliche der Gottheit ahnend, sie nur im schauerlichen, geheimnißvollen Dunkel hoher, dichtbe-

laubter Wälder verehrten, — selbst aber größtentheils in hölzernen, laubbedeckten Hütten wohnten; selbst noch unter den Karolingern möchte man sie schwerlich auffinden können. Denn die Felsburgen, welche zuerst unter Ludwig dem Deutschen gegen die Normänner und Wenden erbaut wurden, und bei welchen man nicht sowohl Pracht als Sicherheit gegen die Feinde bezweckte, waren, obgleich kräftig und kühn hingestellt, doch keineswegs als Kunstwerke zu betrachten. Die Kirchen aber, auf deren Erbauung man das Mehrste verwendete, wurden bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts größtentheils noch aus Holz, die wenigen steinernen aber von fremden Baumeistern errichtet. — Zu diesen, den Kirchen nämlich, dienten ursprünglich im Orient nur gewöhnliche Säle, die Katakomben zu Rom; dann, bei Verlöschung des Heidenthums, die Tempel und Basiliken desselben. Erst mit dem fünften Jahrhundert, vielleicht mit der Anbetung der christlichen Symbole, die aus der im vorhergehenden Jahrhundert häufiger gewordenen Austheilung des heiligen Abendmahls hervorging, entstand auch dadurch eine eigentlich christliche Bauart, daß das Kreuz, welchem Zeichen man jedoch schon im dritten Jahrhundert eine besondere Kraft beilegte und es mistisch erklärte, — zur Grundform der größern Kirche erhoben wurde, im Orient das griechische, gleicharmige, im Westen und Norden meistens das lateinische; dies letztere, weil man wegen größerer Seltenheit der Kirchen denselben mehr Ausdehnung geben wollte. — Die von Justinian zu Constantinopel errichtete, wunderherrliche Sophienkirche bezeugt, wo damals die besten Künstler wohnten. Wirklich sollen auch in der Folge die Päbste ganze Gesellschaften griechischer Baumeister nach dem Norden gesendet haben. Diese standen, wie sich aus den neuesten Forschungen ergeben,

mit den mehrsten vorzüglichen Künstlern seit uralten Zeiten in einer eigenen geheimen Verbrüderung, aus der sich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in England der Freimaurerbund erzeugte. Gewiß scheint es mir, daß die Deutschen, bei ihrer Vorliebe für alles Geheimnißvolle, frühe in jene Verbrüderungen eintraten, ihren Geist ergriffen, und bald, ihre Lehrer übertreffend, aus eignem Gemüthe eine Bauart erschufen, welche als einer der gelungensten Versuche der Kunst, große Ideen zugleich erhebend und lieblich in Bauwerken auszusprechen, zu betrachten ist. — Der kühne Geist, der die stolzen Festen über schwindelnden Abgründen aufgerichtet, das künstliche Gemüth, das jedes Wort als ein Blatt, als eine Blüthe (männliche und weibliche Reime) betrachtend, sie zu duftenden, süß klingenden Liebeskränzen verwebt hatte, — beide vereinigten sich in der glühenden Schwärmerei des Glaubens, und hellauf loderten die Flammen, himmelan, und brennen noch still fort, für die Ewigkeit festgehalten, in jenen gewaltigen Münstern, vor denen sich auch die späteste Nachwelt staunend und ehrfurchtsvoll beugen muß. — Ich nenne hier nur den ungeheuern Torso — den kölnischen Dom. — Bevor ich aber zu einigen nähern Betrachtungen über den Geist, der uns aus jenen Kunstwerken anspricht, übergehe, glaube ich anführen zu müssen, was man technisch als das Eigenthümliche derselben ansehen kann. Es besteht, wie Herr Professor Wallraf in seiner tiefen Kunstkenntniß angegeben, vorzüglich in jenen längern Säulen, deren Schaft wie aus mehreren dünnern Säulen zusammengewachsen; jenen Sattelbogen, hohen, stät fortlaufenden Fenstern, welche die Räume zwischen den Pilastern bis unter die Dachung ausfüllen; ferner in jener leichten, äußerst kühnen Höhe der Schwibbogen, deren Strahlen in eine einzige

Rose zusammenfließen; jenen vegetirenden Säulenknaufen, reich geschmückten, tief hineingehenden Thoren, endlich in jenen mit Laubwerk-Zierrathen überall bedeckten Erkern, Tabernakeln und Zinnen, welche das Hauptgebäude von allen Seiten umgeben. — Wie aber diese christlich-deutsche Bauart, deren älteste sowohl als reinste Werke in Deutschland von Deutschen errichtet worden, sich aus leisen Anfängen in einer stäten Folge entwickelte, wird zur Zeit von dem, um Erhaltung und Würdigung altdeutscher Kunstwerke so sehr verdienten Herrn S. Boisseree in seiner Kunstgeschichte dargethan werden. — Mir seyen ein Paar Worte erlaubt, mit denen ich die geistige Nothwendigkeit jener Riesengestalten der Kunst andeuten zu können wünschte. —

Klopstock fand als Grundzug der lateinischen, mithin auch der griechischen Buchstaben, den Zirkel, als Grundzug der deutschen, das Oval. Wie jener das Bild der Insichbeschlossenheit, so dieses eine Hieroglyphe der Sehnsucht nach Etwas nicht im nächsten, eigenen Mittelpunkte liegendem. — Hiermit möchte wohl im Allgemeinen der eigenthümliche Geist der Griechen und der Deutschen ausgesprochen seyn. Jene waren selbstgenügsam und glücklich, wie vielleicht bis jetzt kein Volk, denn sie hatten Götter und göttliche Menschen, wo sie nur hinblickten, wo sie nur hindachten; so liebten und dichteten sie, so auch bauten sie ihre Tempel und schmückten sie aus mit schönen, kräftigen Menschengestalten, nimmer ganz den Kreis des irdischen Lebens verlassend. Anders die Deutschen. Frühe schon offenbarte sich ihr Zug zum Ungewöhnlichen und blos Geistigen, nicht allein in der Art ihrer Gottesverehrung, sondern auch in der, in manchen Stücken bis auf's Höchste gehenden Sittlichkeit. Das Christenthum verdrängte ihn

nicht, gab ihm vielmehr den feurigsten Schwung; denn nicht irdisch ist das Reich dieses Glaubens; sondern hoch über Sonn' und Gestirne, weiter als menschliche Gedanken reichen, wohnt Gott mit den Engeln in überseliger Herrlichkeit, nur vom Glauben geahnet, nur von Liebe erreicht. Von dieser Religion begeistert, von einer erhabenen Unruhe getrieben, mußten die frühern christlichen Baumeister ihre Kirchen eben sowohl über die Götzentempel zu erheben suchen, als auch die unsichtbare Kirche über das Heidenthum triumphirte, und als sich diesem Streben der deutsche Volksgeist gesellte, konnte aus dieser Verbindung nur das Erhabenste und Kühnste hervorgehen. Ueber alles gewöhnliche Verhältniß hinaus, so hoch als menschliche Kräfte sie zu heben mochten, stiegen daher die Säulen, die Bogen und Thürme empor, und nur die später eintretende Lauigkeit in der Religion, zum Theil auch die Unmöglichkeit, den Aufwand solcher Bauwerke anders, als durch Beiträge ganzer Völker zu bestreiten, beschränkten den himmelanstrebenden Kunsttrieb. Welche gewaltige, schier verwegene Ideen aber jenen Künstlern vorgeschwebt, und wie hoch die freie Sehnsucht den trägen Stein erheben kann, das bezeugen uns die Wunder-Obelisken von Köln und Strasburg, welche in der Mitte des dreizehnten; das sagen uns laut die Dome von Wien und Mailand, welche in der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts von deutschen Meistern begonnen wurden. —

Wie nun in diesen Jahrhunderten das nämliche Gemüth eine Heldenthat und ein zierliches Minnelied erzeugte, so offenbarte sich auch die Zartsinnigkeit jener kräftigen Baumeister in den lieblichen Zierrathen, mit denen sie das Innere und Aeußere

ihrer Werke so mannigfaltig schmückten. Gewiß nicht zufällig nahmen sie dieselben aus der stillen, unschuldigen Pflanzenwelt, und schwer ist der darin waltende tiefere Sinn zu verkennen. Die Minnesänger entschöpften ihre anmuthigsten Bilder dem Frühling, dem Wald und der blumigen Heide, und ergötzten sich wie Kinder an des Mayen wonniger Zeit; in gleich reiner Gesinnung wurde der Bäume vielartiges Laub, als der ernstere Theil der Pflanzenwelt, ein vorzüglicher Schmuck der altdeutschen Münster, das Blätterwerk bald einzeln, bald in einfachen Gewinden, oder an größern Sprossen an Säulen, Erkern, Zinnen und andern Theilen angebracht, auch Blumen darunter gestreut, und so das Sprießen und Blühen des Frühlings wie in Gesängen, so auch in Steingebilden verewigt. — Aber in der Unersättlichkeit der künstlerischen Sehnsucht und um das Zarte der Laub-Zierrathen durch einen Gegensatz völlig hervor zu heben, wurden von außen hier und dort seltsame verschiedenartige Thiergestalten befestigt, um gleichsam alle Geschöpfe als Opfer der Verehrung darzubringen. Den Reinen war alles rein, und die Distel und die Schlange Gottes Werk wie die Lilie und die Taube, und wir müssen aus gleichem Gesichtspunkte die heiligen Gemälde und Gebetbücher damaliger Zeit betrachten, in denen man manchmal selbst Ungethümen in den Verzierungen begegnet. — So entfaltete sich an der Außenseite ein unerschöpflicher Reichthum von Zierden. Damit nun auch im Innern das Auge, das so gerne zum Lichten aufblickt, nicht durch den grellen Schein des Tages zerstreut und hierdurch die stille innere Anschauung gestört werde, vielmehr es überall fromme Nahrung finde, wurden die Fenster zuerst mit einem mildernden Farben-Teppich verhüllt, späterhin auch mit gemalten Scheiben, auf denen heilige Personen oder

Geschichten dargestellt, ausgefüllt. *) Zuletzt verdienet noch eine, obgleich nur dem geweihten Auge bemerkbare, doch sehr merkwürdige Zierde Erwähnung, welche darin besteht, daß schier im ganzen Gebäude, besonders im Chore, die heiligen Zahlen sich wiederfinden. Dieses war jedoch kein neuer Kunstgebrauch, sondern er beruhte auf uralten Ideen, welche vorzüglich durch Pythagoras ausgesprochen, dann durch die Neuplatoniker zu den Christen übergegangen waren. —

Uebersehen wir jetzt das Gesagte mit einem Blick, dann bemerken wir am Aeußern der Münster die ganze Fülle der Natur — als nähere Umgebung des Allerheiligsten, die Kunst in den Farbengebilden der Fenster, in der Macht und Kühnheit der Säulen und Bogen, noch näher das Geheimnißvolle der Zahlen im Chore, endlich, als wenn das Höchste und Reinste nicht sattsam dem sterblichen Auge verhüllt werden könne, die erste Umgebung wiederholt in verjüngtem Maßstab als Tabernakel, worin dann das Eine, der heilige Gral, selbst den Blicken des Priesters verborgen.

Wie man aber jene Dome, welche als unendliche Kunstwerke auch das Unendliche im Menschen in heimischer Vertraulichkeit anregen, nie zur Genüge beschauen kann, so läßt sich, kommt

*) Schon im achten Jahrhundert ließ Pabst Leo III. farbige Glasfenster in die Laterankirche setzen, aber erst gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts erfanden sinnreiche deutsche Künstler die Glas-Enkaustik, d. i. die Kunst auf Glas zu malen und die Farben demselben durch das Feuer unverlöschbar einzuverleiben.

man erst zur Sprache darüber, kein Ende der Rede finden. Bei ihrer Betrachtung erstaunt der Mensch, wie Großes und Herrliches des Menschen Kunst vermag, und die erhabenen Gestaltungen, die das entzückte Auge kaum zu erfassen vermag, heben den Geist unwiderstehlich auf in den Aether, den sie mit ihren Säulen und Thürmen erstreben. Tritt man dann in das Heiligthum der dämmernden Hallen, wohin das irdische Licht nur gebrochen durch die Wunderfarben der hohen, gemalten Fenster dringt, und siehet den Wald laubbekrönter Säulen, die weit über alle die kleinen Menschen hinausragen, und höret die majestätischen Orgeltöne in der Ferne aufsteigen, und in breiten, schweren Wogen heranschwellen, sich verstärkend durch das Echo unzähliger Wölbungen, — dann muß der Geist wieder aus dem Aether herab und der Mensch in Zerknirschung, tiefanbetend, vor Jenem in den Staub sinken, durch dessen Gnade und zu dessen Ehre allein solch überschwenglich hohe Herrlichkeit hienieden offenbart wird. — —

Nur ungern scheide ich von der erquickenden Anschauung unserer alten Münster, welche ich die idealisirten, durch Kunst potenzirten Wäldertempel der alten Germanen nennen möchte; aber die Beschränktheit des Raumes erlaubt mir nur flüchtig die Schatzkammern der alten Kunst zu durchwandern, und schon winken mich andere Kleinode, die zu ihren schönsten gehören, mit süßen Blicken zu sich hin. Es sind die lieblichen Bilder der deutschen Meister aus dem fünfzehnten und dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. — Zwar fällt ihre Erscheinung in eine Zeit, in welcher die Poesie des Mittelalters schon verblüht, die erhabene Baukunst im völligen Sinken, die erste glühende

Frömmigkeit durch Glaubensstrittigkeiten und manche andere Ursachen gedämpft; aber wenn gleich die Sonne die glänzendste Erscheinung des Tages ist, so gehören doch der Abendstern, der von ihren Strahlen trinkt, und das Abendroth, das aus ihrem Licht gewebt, auch noch zu seinen freundlichsten Gaben, und so verhält es sich mit jenen Bildern, in welche allein sich der Geist des kunstvollen Mittelalters geflüchtet zu haben scheint, als die übrige Welt sich seiner entwürdiget hatte. —

Zuerst einige Worte über die Entstehung der christlichen Bildnerei überhaupt. — So lange der Geist des göttlichen Stifters unsrer Religion noch gleichsam sichtbar unter den Brüdern der christlichen Gemeinden waltete, und unzählige Märtyrer und Heilige die Idee des neuen Glaubens im Leben und Tode offenbarten, bedurfte es keiner Bilder und keiner Statuen. Auch die Gemeinsten und Rohesten wurden vom Geiste und dem sprechenden Beispiel ergriffen. Als aber der äußere Druck nachließ, und die göttliche Idee, in menschlichen Schranken befangen, an der ersten Allwirksamkeit verlor, fühlten die Lehrer und Hüther des Christenthums, wie ersprießlich es seyn müsse, die wundersamen Geschichten der Vergangenheit nicht allein durch das Wort, sondern auch durch Bilder, — als immer forttönende Worte, — den Mitgliedern der Kirche ins Herz zu prägen. Zugleich sahen sie ein, daß die Götzendiener am leichtesten durch bildliche Darstellungen vom Heidenthum abgelockt werden könnten. Aber Keuschheit, Zucht und Sittsamkeit waren vorzüglich christliche Tugenden, und verabscheuten das Nackte, welches von den Alten besonders war verehrt und verherrlicht worden. Hieraus folgte nothwendig, daß, wie diese sich vorzüglich zur Bildhauerei, als

dem Reich der Formen, hingeneigt, die neue Kunst hauptsächlich die Malerei, das Reich der sinnigen Farben pflegen würde.

Im Steine, in der Form und Haltung des Körpers lassen sich Kraft und körperliche Schönheit, das Irdische, die Götter des Heidenthums darstellen, aber nur die Farben können uns das menschliche Antlitz verwirklichen, nur in ihm, im Blicke, spricht sich Geist und Liebe, das Wesen unsers Glaubens lebendig aus, und so kam es, daß die älteren christlichen Maler, besonders die deutschen, — die überhaupt sehr gerne die Form über den Geist vernachlässigen, meist nur Wahrheit und sprechenden Ausdruck in den Gesichtszügen erzielten. Die Tendenz der neuen Kunst war auf diese Weise für immer voraus bestimmt. Ihrer Entwickelung setzten sich manche Hindernisse entgegen. — Die Bilder, wahrscheinlich zuerst in Byzanz, dem alten Sitz der Künste, gegen das Ende des dritten Jahrhunderts aufgestellt, anfangs nur Erweckungsmittel, wurden nach und nach Gegenstände der Verehrung; diese von andern Gläubigen bestritten, die Kunstwerke von ihnen und einbrechenden Barbaren oftmals vernichtet; überdies waren in der alten, griechischen Kunst keine Vorbilder zu finden, für Erschaffung neuer Ideale noch immer die Zeiten zu unruhig. Was aber die Vervollkommnung der Malerei gewiß länger, als sonst geschehen wäre, aufhielt, war daß man bis zum Schluß des vierzehnten Jahrhunderts, wo Johann von Brügge die Oelmalerei erfand, nur die Wasserfarben kannte, mit denen das späterhin Geleistete schlechterdings nicht zu erreichen war. — Nach Deutschland kam die schöne Kunst wohl zuerst durch Künstler aus jenen geheimen Verbrüderungen, deren bereits Erwähnung geschehen, wurde aber in der Folge

vorzüglich von den Geistlichen in ihren stillen Zellen geübt. Den unermüdlichen Fleiß dieser letztern beurkunden uns am gewissesten jene alten Bibeln, Missalen und Gebethbücher, deren schöne und zierliche Schrift, deren zahlreiche, künstliche Bilder wir noch jetzt bewundern müssen. —

Hatte nun gleich im romantischen Mittelalter die Malerei unter den Händen der frommen Deutschen einen eigenthümlichen Charakter angenommen, der vorzüglich in einer ergreifenden Gemüthlichkeit besteht, so schien doch ihre Steigerung von der Künstlichkeit zur wahren Kunst weit späteren Zeiten vorbehalten. Wie der hohe Styl der griechischen Bildnerei erst nach dem großen persischen Kriege begann, als die Sieger an dem Reichthum Asiens Theil genommen, so die schönere Epoche der deutschen Kunst in den Niederlanden erst mit dem Flor der dortigen großen Handelsstädte, Gent, Antwerpen und Köln, in Süddeutschland mit dem Glanz der Fugger, die italische Kunstvollendung mit den reichen Häusern von Medicis, Este u. a. Aber der Aloe gleich, die lange grünt und wächst, bis nach vielen, vielen Jahren sie die glänzenden Blätter ihrer prachtvollen Blume plötzlich voneinander schlägt und die Luft mit süßem Wohlgeruch erfüllt, also die edle Malerkunst. Schier gleichzeitig erblühte sie in Deutschland und Italien, und der große Dürer, Lucas von Leyden und Raphael waren Zeitgenossen. — Es ist bereits so Tiefgefühltes und Tiefgedachtes von deutschen Kunstbeflissenen über die Werke dieser Meister, die den Cyklus der altdeutschen Kunst beschließen und ihm gleichsam die Krone aufsetzen, gesagt worden, daß ich mich hier nur zu wenigen Bemerkungen über das Eigenthümlichste in denselben berechtigt fühle. —

Als solches tritt ihre Geistigkeit besonders hervor. Meistens unbekümmert um ein strenges Verhältniß der einzelnen Theile, um richtige Perspectiv und künstliche Gruppirung, welche der Verstand erst durch anhaltende und scharfe Vergleichungen auffinden kann, überließen die Künstler sich vielmehr, schier alleinig, dem frommen und innigen Drange ihres Gemüthes, und, mehr bemüht, ein heiliges Gefühl festzuhalten und auszusprechen, als ein sinnlich-schönes Werk zu bilden, mußte das Bedeutungs- und Beziehungsvolle ihr vorzügliches Augenmerk seyn, und in ihren Darstellungen vorwalten. Dieses ist jedoch nur im Allgemeinen gesagt, indem wir Werke aus jener Zeit besitzen, vor deren in jeder Hinsicht unübertrefflichen Vollkommenheit auch die strengste Kritik verstummen muß. Unter mehreren, die mir bekannt geworden, errinnere ich hier vorzüglich an den heiligen Christoph mit dem Jesukind von Hemmerlink, welches Bild im altdeutschen Museum der Herren Boisseree in Heidelberg aufgestellt ist. —

Diese vorherrschende Neigung zum Geistigen zeigt sich zunächst darin, daß die mehrsten und besseren Meister bei ihren Farbengebungen nicht die wärmeren, lebendigeren Tinten, wie die Natur sie uns unnachahmlich darbietet, wählten, sondern mit zärteren, ich möchte sagen, mit himmlischen Farben malten. So sind viele ihrer Bilder wie hingehaucht, duftig und lieblich, als hätte der Künstler den Pinsel in Reinheit und Klarheit getaucht. Die Farben sind gleichsam wie eine leichte, durchsichtige Hülle um die heiligen Gedanken gewebt, das Körperliche nur noch leise bestreifend. Besonders aber wurden diese zarten Farbengebilde herausgehoben und die Figuren wie verklärt, als tieffühlende Künstler erdachten, auf Goldgrund zu malen, im Freien — auf reines Gold, in

Gebäuden — auf goldene mit Laubwerk einfach durchwirkte Teppiche. Hierdurch wurde der Blick nicht durch das Bunte und Irdische der Nebengegenstände zerstreut, vielmehr führten ihn die Strahlen des Goldes immer wieder auf die Hauptfiguren, als auf ihren Kern= und Mittelpunkt, zurück. Mögen auch Reichthum und überfließende Frömmigkeit das Gold den Heiligen zuerst als Opfer dargebracht haben, so war doch die Idee der Künstler nicht minder lobenswerth, es gerade auf diese Weise anzubringen. Wie ihre zart erblühende Phantasie die Ideen auf den reinen Spiegel ihres frommen Gemüthes hinzauberte, so flossen die Farben ihres Pinsels hin auf das lautere Gold und die Gestalten wurden wie köstliche Edelsteine vom glänzenden Metalle umschlossen. — Auch in den sonstigen Umgebungen offenbart sich die der altdeutschen Kunst eigene Sinnigkeit. Alle einzelnen Theile, selbst oft die unbemerkbarsten und unbeachtetsten, sind bedeutsam und in geistiger, manchmal mystischer Beziehung und Verbindung mit dem Hauptvorwurf des Bildes. Freilich sind diese Nebenideen, die den Grundgedanken wie kleine Engelein umflattern, oft tief verborgen, und mancher Deutsche, den die Vorliebe für ausheimische Kunstwerke entheimet hat, verwirft dasjenige, wofür ihm der Sinn entnommen; wer aber fromm und gläubig mit Ernst und Liebe sich der Kunst der Väter zugewendet, der vernimmt mit stiller Entzückung die zarten Geheimnisse, die das tiefe Gemüth der alten Meister in sie niedergelegt hat. — So tadeln auch jene entdeutschte Kunstbeurtheiler ohne Schonung manche alte Bilder, in denen die Geschichte der Hauptperson des Stückes in der Entfernung fortgeführet und beendigt erscheint. Dieser Vorwurf mag aber eben so zu achten seyn, als jener der engherzigen, vielleicht herzlosen Franzosen, welche den

über sie wegschwebenden Shakespear darum bekritteln, daß er oft viele Jahre in das Spiel weniger Stunden zusammengedrängt hat. — Ueberhaupt kann man nicht behutsam genug bei Beurtheilung der Kunstbildungen der alten Zeit zu Werke gehen. Es hatte nämlich das Leben damals eine so wesentlich verschiedene Gestalt von dem jetzigen, die Kunst war so verwandt mit demselben, sie ging so rein aus dem innersten Mark der Volksthümlichkeit hervor, — daß jetzt, wo so viele fremde Sitten und Gesinnungen in das alte Haus des Vaterlandes eingebrochen, und die Fluth ausländischer Kunstwerke den Grund und Boden des eigenen Kunstsinnes verschwemmt, es uns leicht an Einfalt und Unbefangenheit — als den einzig hellen Augen zur richtigen Beurtheilung und Befühlung jener Werke — gebrechen mag. — So loben z. B. Manche die Künstlichkeit, mit welcher die prachtvollen Gewänder der heiligen Personen gearbeitet sind; übersehen hingegen den geheimen Sinn, der die Hand des Künstlers leitete. Sie fühlen nicht, daß wie Arme sowohl als Reiche damals oft und gerne ihre schönsten, besten Kleider zur Ausschmückung der Altäre und Heiligenbilder hingaben, die Maler in gleicher Frömmigkeit ihren höchsten Fleiß, ihre ganze Kunst aufboten, die Heiligen, die sie nicht allein malten, sondern auch verehrten, reichlich und würdigst zu bekleiden. Sie erkennen nicht, wie es gewißlich die Absicht derselben war, durch die Weite und faltenreiche Fülle des Gewandes — das Körperliche nicht allein sittlichst zu verhüllen, sondern es ganz und gar den Gedanken des andächtigen Betrachters zu entrücken, und die Anschauung blos auf das seelenvolle Antlitz der Himmlischen zu beschränken.

Wer nun das, was ich zwar aus vollem Herzen, aber mit schwacher, ungeübter Stimme über unsere alten christlichen Bilder

gesprochen, und noch weit mehr, was unaussprechlich ist, selbst fühlen und erkennen möchte, der wandere hin nach dem großen Altarbild im kölnischen Dome, und er wird von anbetender Bewunderung ergriffen, gerühret und entzückt gestehen müssen, daß die Mutter Maria dieses Bildes dem Höchsten gleich steht, was Malerkunst erschaffen und einen eignen Himmel verdient; daß das Christuskind an die herrlichsten Gedanken Raphaels erinnert, daß endlich der alte, anbetende König an Dominichino's Meisterwerk gereiht zu werden verdiene! —

Nächst den religiösen Darstellungen, auf die sich das bisher Gesagte bezieht, und welche die Hauptvorwürfe der alten Maler waren, widmeten sich diese mit besonderem Glück der Abbildung ihrer Zeitgenossen. Vorzüglich liebten unsere wohlmeinenden Vorväter, sich mit ihren Frauen und Kindern abconterfeit zu sehen. Es war, um die schönste Zeit, da sie mit ihrem Gemahl, in vollster Kraft, von vielen blühenden Kindern, — eben so vielen Gaben Gottes, für welche sie ihm herzlich dankten, — umgeben waren, für ihr spätes Alter festzuhalten, und um selbst die fernsten Enkel noch mit ihrem Urahnherrn zu befreunden. Mögen auch diese Bilder, auf denen oft alle Figuren knieend dargestellt sind, dem kalten Verstande zu regelmäßig erscheinen, um ihnen seine Aufmerksamkeit zu schenken, — das Gemüth verweilt gerne bei ihnen, weil sie manche seiner verborgensten und zartesten Saiten berühren, und in süßwehmüthiger Schwingung ertönen lassen. —

Weiter dehnte sich der Kreis unsrer Malerkunst nicht aus und die alten Meister blieben eben soweit von dem, in den italischen Schulen vorherrschenden Streben nach dem Sinnlichschönen,

als von dem oft unkünstlerischen Bemühen der späteren Flammänder und Holländer entfernt. —

Die Bildhauerkunst mußte bei der bereits angedeuteten Tendenz der christlichen Bildnerei, und da das Nackte und Ueppige, theils als religionswidrig, theils als der angestammten deutschen Keuschheit und Sittlichkeit entgegen, aus ihrem Gebiete verbannt war, weit hinter den Fortschritten der Malerei zurückbleiben. Von der Höhe, die sie in Griechenland eingenommen, indem sie die Götter selbst — aus dem Olymp hernieder in glänzenden Marmor zauberte, sank sie unter ihre schöne, eigentliche Bestimmung herab, und wurde nur mehr zu Nebenzwecken verwendet. Wie sie vorher das höchste Leben in ihren Werken darstellte und verewigte, so mußte sie jetzt gleichsam dem Tode dienen und die Grabsteine mit ihrer Arbeit verzieren. Erst die altdeutsche (sogenannte gothische) Baukunst rief sie wieder zu größerer Thätigkeit auf, und ihr danken wir die bessern und eigenthümlichern Bildwerke. Gleich bei dem Eingange der Kirchen wurden die spitzgewölbten Thorbögen mit unzähligen, kleinen, heiligen Figuren bekleidet, um den Vorbeigehenden zum Besuchen des Tempels einzuladen, den Hineintretenden, noch ehe er das geweihte Haus betrat, schon durch den Anblick der vielen Heiligen und Märtyrer allen weltlichen Gedanken zu entziehen, und ihn vorzubereiten zu der hohen Feier des innern Gottesdienstes. Im Innern selbst wurde die kühne Höhe der Säulen, aber nur derjenigen, die vorzüglich gesehen wurden, durch große Statuen, meistens der Mutter, des Sohnes und der Apostel, die auf leichten, zierlichen Fußgestellen und unter ähnlichen Bedeckungen standen, gemildert. An den äußern Seitenwänden endlich und

an den Thürmen waren in gewissen Entfernungen Statuen in kleinen, laubverzierten Kapellchen angebracht, die man die äußern Wächter und Beschützer des Heiligthums nennen kann. — Auch an diesen Werken ist der deutsche Fleiß und die deutsche Frömmigkeit nicht zu verkennen. Viele derselben zeichnen sich durch einen sehr leichten Faltenwurf der Gewänder, manche auch durch eine sehr kühne und charakteristische Haltung und durch wahren Ausdruck in den Gesichtszügen aus. Zu beklagen bleibt, daß die späteren, unseligen Religionskriege die meisten dieser Bildsäulen, an denen das verrückte Volk seine Wuth am leichtesten und bemerkbarsten auslassen konnte, uns und den Münstern, deren Hausgenossen sie waren, entrissen haben.

Ehe ich nun die gegenwärtigen Ansichten mit einigen Worten über die ältere Tonkunst beschließe, finde hier eine allgemeine Bemerkung ihre Stelle, welche sich uns beim Ueberblick der Kunst des Mittelalters aufdringen muß.

Es ist nämlich auffallend und wunderbar, wie die Deutschen, nachdem sie viele Jahrhunderte lang ihre Urabstammung aus Indien, der Uralpe der Religion und Poesie, nur mehr in der Sprache, in der den Frauen schuldig erachteten Verehrung und zum Theil in ihren Gesichtsbildungen verborgen trugen, — sie in der schönern Epoche des Mittelalters wieder so deutlich in Leben und Kunst offenbarten. Es mag wohl hiermit seyn, wie mit den frühesten Kinderträumen, die der Knabe vergißt, die aber dem Jüngling wieder oft und lebendig durch die Seele ziehen. Dieser Familienzug beider Völker zeigte sich besonders im rein menschlichen Leben — in der schwärmerischen Liebe, —

im Göttlichen, — in der innigen, durchgreifenden Religiosität. — Schier die gesammte altdeutsche Poesie ist eine Urkunde der ersteren; als unverwerfliche Zeugen der letzteren stehen noch jetzt jene Wunderkirchen unter uns, und sehen ernst und wie drohend auf das kleinliche, Gott entfremdete Gewühl der neueren Zeiten herab; finden wir noch hier und dorten himmlisch zarte Bilder, die mir wie liebliche Fremdlinge vorkommen, deren Sprache nur von wenigen verstanden wird, diesen aber mit wehmüthigen Blicken vieles Wunderbare von ihrer alten Heimath erzählen.

Zuletzt komme ich auf die Musik, — die Kunst, von welcher ich billig hätte zuerst sprechen sollen, indem sie nicht allein die Seele aller andern, sondern auch die reinste und unbeflecklichste unter ihren Geschwistern, zugleich Himmelstochter und einzig wahrhaft menschgeborene ist. — Es ist die Kunst, nach deren unwandelbaren Gesetzen sich, — wie schon Pythagoras glaubt, — die Sphären, den heiligen Weltchoral bildend, bewegen; die, ungetrennt von der Poesie, in der Urzeit, als die Natur noch dem Menschen befreundet, Steine, Wälder und Thiere durch ihren Zauber bewegte, belebte, beseelte; — es ist die Kunst, die schon hier den Geist — die sehnende Liebe — von allen irdischen Fesseln befreit, und sie, tieferbebend von Wonne, in das alte, selige Vaterland hinüberträgt. — Eins in ihrem Urwesen, offenbart sie sich der Form nach, wie das Weltall in Zeit und Raum, auf zwiefache Weise, als Melodie und als Harmonie, — ihrer Anwendung nach als religiöse oder als weltliche Musik. Wie man die Melodie die erste Stimme des erwachenden Menschen nennen kann, so ist hingegen die Harmonie als die

späteste, aber höchste und zarteste Blüthe des kunstreichen Menschengemüthes zu betrachten; jene ist ein Eigenthum aller Völker; diese, dem Alterthum unbekannt, ist ein Geschenk der wiedergeborenen Zeit. Ein deutscher, — Franko von Köln legte im eilften Jahrhundert den ersten Stein zur Erbauung des harmonischen Systems; Deutsche vollendeten dieses Wundergebäude im achtzehnten Jahrhundert. — Anderseits hat jedes Volk gleichsam seine eigene, ihm allein angehörige Melodie, weil sie der Ausdruck seiner eigenthümlichsten Gefühle; aber alle Völker können nur eine Harmonie haben, weil sie auf allgemeinen, nothwendigen Gesetzen beruht. Darum und weil die Harmonie als Kunst eigentlich erst in den neueren Zeiten aufgetreten, wird hier vorzüglich nur von der Melodie die Rede seyn können.

Ueber die Gesangsweisen unsrer Urväter läßt sich nur Weniges sagen. Daß sie rauh und roh gewesen, behaupten die Römer; mir scheint aber wahrscheinlich, daß, da alle ihre Dichtungen nur singend vorgetragen wurden, sich frühe das Gehör schärfen, mit ihm der Gesang sänftigen, ausbilden und verschönen mußte. Das Horn war zwar, so weit uns bekannt, das älteste Tonwerkzeug; allein wir finden doch auch die Harfe schon im fünften Jahrhundert bei ihnen, und Beda erzählt uns, daß die Angelsachsen, dieses ächt germanische Volk, bei ihren Gastmalen ein Instrument an ihren Tafeln herumgehen ließen, worauf jeder Gast etwas spielen und dazu singen mußte. Dies läßt mit Gewißheit auf den frühen musikalischen Sinn unseres Volkes, so wie auf einige Ausbildung desselben schließen. Wie weit jedoch diese in der Folge fortgeschritten, ist bei dem gänzlichen Mangel an musikalischen Ueberlieferungen aus den früheren Jahrhunderten

auf keine Weise zu bestimmen. Mit der Einführung des Christenthums begann auch eine neue Epoche für die Musik unserer Väter. —

Wie in den übrigen Künsten, so mußte besonders in der Tonkunst die christliche Religion Schöpferinn einer neuen Welt seyn. Die Musik der Griechen war höchst unvollkommen, hauptsächlich wohl, weil ihr Glaube ihnen nicht das Bedürfniß der wahren Musik einflößte; Freude und Lust sprachen sich aus in Tanz und Mimik, in Schall und Klang. Aber die Liebe, die Leiden, die unendliche Sehnsucht, zu denen die christliche Religion ihre Jünger aufrief, lassen nur in zarten, keuschen Tönen sich offenbaren. So erschienen schon in den ersten christlichen Versammlungen die Harfe und der Psalter, und der Gesang wurde allmählig ein wesentliches Element des Gottesdienstes. Unsere hochehrwürdigen Kirchenväter fühlten überdies auch die durchgreifende Zweckmäßigkeit des Kirchengesanges; sie studierten selbst die Tonkunst. Basilius im Orient, Ambrosius im Abendland, beide im vierten Jahrhundert, waren die eifrigsten Beförderer der christlichen Musik. Aber noch bestand sie blos in wenigtönigen Melodieen, die ohne Takt, nur nach dem Metrum des Textes abgesungen wurden. Erst Pabst Gregor der Große erfand den Choralgesang, der zugleich einfach und großartig, ruhig und erhaben, von jedem mitgesungen werden konnte und jedem gefallen mußte. —

Diesen Gesang brachten die Glaubensbekehrer nach Deutschland, und theils durch sie selbst, theils durch die geistlichen Sänger, die sie begleiteten, wurde er allgemein eingeführt und ver-

breitet. Sehr bald bewährte er hier seine Faßlichkeit wie seine Eindringlichkeit. Denn in kurzem waren die alten Volksmelodieen vergessen, und mehrere Jahrhunderte lang wurden schier alle, sowohl geistliche als weltliche Lieder nach gregorianischen Melodieen gesungen. „Man sah die Töne, an sich betrachtet, „für so unschuldig an, daß man sich kaum träumen ließ, es sey „ein Unterschied unter ihrer geistlichen und weltlichen Anwen„dung.“ *) Im Allgemeinen veränderte sich hierin Weniges bei dem Volke bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts; nur in den Singschulen der Höfe wurde nach und nach die Figuralmusik eingeführt, zu deren Erfindung der schon angeführte Franko den ersten Schritt gethan hatte. Aber Geistliche blieben fortwährend die einzigen Lehrer der Tonkunst, und wie ihre mehrsten lateinischen Gedichte nichts als überkünstelte Wortspielereyen waren, so ist auch in ihren musikalischen Erzeugnissen nur die christliche Geduld zu bewundern, mit welcher sie die einfachsten Sätze verschränkten und verkehrten. Wenn gleich nun hierdurch die Ausbildung der Musik als Kunst verspätet wurde, so wird man doch dann mit mehr Nachsicht jene Arbeiten beurtheilen, wenn man bedenkt, wie unvollkommen damals noch die Tonwerkzeuge und wie schwer die Tonschriften waren, wie endlich den Künstlern weder das Alterthum, noch die Natur Vorbilder darbot.

Waren die Gebildetsten nur noch als Anfänger in der Tonkunst zu betrachten, so läßt sich denken, wie ungebildet die gemeinen Spielleute des Volkes, die, weil sie keinen festen Wohnsitz hatten, varende Lüte genannt wurden, seyn mußten.

---

*) Forkels Gesch. d. Musik II. 238.

Wie sehr sich ungeachtet dessen unsere Vorältern an ihrem Spiel ergötzten, mag man daraus abnehmen, daß die Anzahl der Geiger, Pfeifer, Zinkenbläser und Trommelschläger so sehr anwuchs, daß die Obrigkeit sie schon im dreizehnten Jahrhundert in förmliche Zünfte einschloß, um hierdurch ihre allzu große Vermehrung einzuhalten; wie dann ferner im vierzehnten Jahrhundert das Ober-Spiel-Grafen-Amt zu Wien errichtet und jeder Gegend Deutschlands ein besonderer Pfeiferkönig zugetheilt wurde. —

So wie aber damals die Geistlichen, die Ritter und das dienende Volk als drei völlig geschiedene Stände erscheinen, deren jeder gleichsam seine eigene Poesie hatte, so scheint auch jeder derselben eine eigenthümliche Musik gehabt zu haben. Von jener der Geistlichen und des Volkes ist bereits Einiges angegeben; von der ritterlichen aber, nämlich den Melodieen der Minnelieder, welche wahrscheinlich in Begleitung einer Laute oder eines sonstigen Saiten-Instrumentes vorgetragen wurden, kann ich hier nur die Vermuthung aufstellen, daß sie einfach und ausdrucksvoll gewesen seyn müssen, indem sie meistens von den Minnedichtern selbst erfunden und aufgeschrieben wurden. Leider hat der verdiente Rüdiger Manesse seinen treuen Fleiß nicht auf die Melodieen der von ihm gesammelten Minnelieder ausgedehnt, und die bei dem Jenaer Koder befindlichen sind bis jetzt noch nicht bekannt gemacht worden; sie sollen jedoch, nach sicherem Berichte, eben so lieblich und mannigfaltig als die Dichtungen seyn, zu denen sie gehören.

So viel über die Musik des romantischen Mittelalters, welche im Ganzen genommen nur die Vorbereitung zu der eigentlichen

Gestaltung und Ausbildung der Tonkunst gewesen zu seyn scheint.

Diese erfolgte erst gleichzeitig und, so zu sagen, gleichörtlich mit dem Aufblühen der deutschen Malerei. Der Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war es, welcher in den deutschen Niederlanden zugleich die erste deutsche Malerschule und die ersten (und damals in Europa vorzüglichsten) Contrapunktisten in's Daseyn rief. Beinahe in der nämlichen Zeit erschienen in den Gegenden des Meistergesangs, in Franken und Schwaben, besonders in den blühenden Handelsstädten, Tonkünstler, deren manche, wie z. B. Wolkensteiner um seinen edlen Styl, Heinrich Isaac und Stephan Mahu um die Klarheit ihres Gesanges, den schönen Rhythmus und ihre zwanglose Harmonie, noch heute von den einsichtsvollsten Künstlern geliebt und bewundert werden.

Was aber überhaupt den Tonkunstwerken unsrer alten, gemüthlichen und anspruchslosen Meister vor denen aller übrigen Völker damals den Vorzug gab, ist der ihnen eigene natürliche und fließende Gesang, den allein ein reines und inniges Gefühl hervorbringen kann. — Leise Nachklänge dieser alten Musik vernehmen wir noch hier und dort in stillen Dörfern und bei schlechten und rechten Bergbewohnern, zu denen sich mit der alten Sitteneinfalt auch alte, einfache, oft rührende Liederweisen geflüchtet haben. —

Aber auch bei ihnen verhallen die treuherzigen Töne allmählig, wie schon längst die urhaften Heldengesänge unter dem Volke verklungen; die heimischen Bilder, die unseren Vätern so lieb

und theuer, die mit zu ihrem Leben gehörten, sind verblichen oder den Kirchen entnommen; — die gewaltigen Burgen, in denen treuer Muth und treue Liebe vereinet wohnten, sie sind gestürzt, und Moos und Immergrün verhüllen ihre schöne Furchtbarkeit, und immer tiefer sinken sie, und immer tiefer; — und die stattlichen deutschen Münster! — schon hat des Krieges scharfes Schwerdt manche ihrer schönsten Blumen abgemäht, und der Menschen Wahn schärfer als der Zahn der Zeit daran genagt; — die Dichtung endlich, einstens die Freude der Großen, das Labsal der Geringen, — sie ist beiden entfremdet; bei jenen häufig durch eitlen, leeren Zeitvertreib, bei diesen größtentheils durch verderbliche Belustigungen oder mißmuthige Langeweile ersetzt! — Und so wären denn die herrlichen Werke unserer vaterländischen Vorzeit, — die Früchte des höchsten Strebens unserer Vorväter, — dem Volke, für das sie gesproßt und erblühet, verloren und fruchtlos dahin geschwunden?

Doch mäßigen will ich meine Klage, damit ich nicht an der Gegenwart sünde! —

Ist nicht in den zwei letzten Jahrzehnten die alte, volksthümliche Kunst, wie ein Phönix, ihrer eigenen Asche entstiegen? — Die längst verschollenen Lieder sind erstanden aus den vergessenen Pergamenten und in allen Gruben arbeiten Bergleute, um die noch verborgenen Edelsteine zu Tage zu fördern; — die lieblichen alten Bilder werden aufgesucht, vom unverdienten Staube befreit, erfrischt, und spenden nun wieder ihr mildes und freundliches Licht; ja die vielfach verstümmelten künstlichen Bauwerke werden, wenn nicht in der Wirklichkeit, doch in der

Idee ergänzt, und ihre ewige Herrlichkeit von vielen anerkannt, ihre Größe gefühlt; — so ist jetzt die alte Künstlerwelt wiedergeboren, und wie sie vorher auf der Erde, in That und Leben, in vergänglichen Elementen, stand, — so hat sie sich nun aus ihrem Grabe hinaufgeschwungen in des Geistes unvergänglich Reich, und lebt und blüht nun dort, um nimmer zu vergehen.

Die Mähre.

Ballade.

Graf Walter sprengt über Stock, über Stein:
Er will heut' Abend zu Hause noch seyn.
Die Wasser die fließen zusammen.

Und als er rasch um die Waldecke beugt,
Ein Knappe zu Roß ihm entgegen fleugt.

„Halt' an, halt' an, lieber Knappe mein!
Sag' an, was meinet das Jagen dein?"

Der Knapp' ihm blöde entgegen sprach:
„Ach Herr, ich suche nur Dach und Fach." —

„Was hast du zu suchen dir Dach und Fach?
Ist daheim vorhanden solch Ungemach?" —

„Ach nein, zu groß ist nicht die Noth:
Doch euer Jagdhund der ist todt." —

„Wie durft' das geschehen dem Bracken mein?
Ich befahl ihn so sehr in die Pflege dein." —

„Eur Roß, daß im Hof' ich striegelt', ihm gab
Den Schlag: scheu sprang's in den Brunnen hinab." —

„Mein Streithengst? Wehe des Schaden so groß!
Doch sage, wer scheuchte das edele Roß?"

„Ach Herr, es war euer Jungherrlein,
Das stürzt' aus dem Fenster herab auf den Stein." —

„Hilf Himmel! Wo war seine Wärterinn doch?
Wo war seine Mutter? Und lebet er noch?" —

„Er ist todt: und als man zur Mutter ihn bracht',
Da sank sie selber für todt in Ohnmacht." —

„Zum Teufel! Was holtst du nicht Hülfe sofort?
Oder warum nicht bliebst in dem Schlosse du dort?" —

„Bei der Frauen entschlief die Wärterin,
Das Licht fing Feuer, und alles ist hin." —

„So weh mir, so weh mir! Verflucht mein Geschick!
Vertilgt auf Erden ist all mein Glück!" —

„Ach Herr, nicht spornt euren Rappen zu tod':
Ergangen ist doch nun alle die Noth."

Er hört nicht, er stürmt auf der Heide dahin,
Und Roß und Reiter nie wieder erschien.

Die Wasser die fließen zusammen.

Geistes Dank.

Legende.

Herr Rudolf reitet durch finstere Nacht;
Er weiß, daß noch Feinsliebchen sein wacht.
Die Brünnlein fließen ohn' Ende.

Er reitet die Felder und Wälder entlang,
Daß hell durch die Nacht sein Hufschlag klang.

Jetzt reitet er über den Kreuzweg schwind',
Da rauschet so leis' in den Wipfeln der Wind.

Da schwebt ein Gerippe so hoch an dem Baum,
Und leuchtet hervor aus dem düsteren Raum. —

Es war ein armer Schächer gering,
Den dort die heilige Vehm' erhing. —

Herr Rudolf zucket sein Pferd beim Zaum,
Und hält an bei dem wehenden Baum.

Er spricht drei Vaterunser mit Weil',
Zu bessern der armen Seelen ihr Heil.

Und als er sich bei dem Amen geneigt,
Das Gerippe herab von der Eichen steigt.

Den Reiter graut es, das Roß drängt fort:
Doch hält er in Gottes Namen dort.

„Hab Dank, Herr Rudolf, der Bitte dein!
Sie hat mich gefördert aus Fegfeuers Pein.

Ich lobe Gott: und traust du mir gut,
Steig' ab, und leih mir Mantel und Hut."

Herr Rudolf zaudernd herunter steigt,
Und Hut und Mantel weit von sich reicht.

Das Gespenst schwingt schnell sich damit auf's Pferd,
Und wie im Sturme von hinnen fährt.

Weiß leuchtet in dunkeler Ferne noch kaum
Der flatternde Busch und der wehende Saum.

Da blitzet es plötzlich und folget ein Knall,
Und schreiend sinket der Reiter zu Thal.

Doch als noch Rudolf das Wunder bedenkt,
Da kömmt das Gespenst schon zurücke gesprengt.

„Wiss' frommer Mann, im Gebüsche dort
Dein Nebenbuhler dir zielte den Mord.

Wie oft du hier rittest, vergaßt du nicht mein,
So hab' auch ich heute vergessen nicht dein.

Jetzt reite du ruhig zum Liebchen dein:
Ich geh' zu den ewigen Freuden nun ein."

Da streckt es die Rechte, zum Danke bereit:
Herr Rudolf weis' ihm den Mantel nur beut.

Und kaum berührt den die dürre Hand,
Da zischt's, und fünf Finger stehn eingebrannt.

Damit verschwindet's im milden Schein,
Und läßt den staunenden Ritter allein.

Der eilt nun dahin, wo das Sternlein blinkt
Und ihn zu Liebchens Kämmerlein winkt.

Er faßt in den Arm sie und schwingt sie auf's Roß,
Und führet sie fröhlich heim in sein Schloß.

Die Brünnlein fließen ohn' Ende.

Maria
mit dem Kindlein am Brunnen.

Absichtlich geben wir hier noch eine Vorstellung der heil. Jungfrau, aber aus einer spätern Periode, um den verschiedenen Charakter der Kunst in beiden Bildern nachzuweisen.

Das liebliche Gemälde, nach welchem dieses Kupfer gearbeitet ist, dürfte wohl in oder kurz nach Albrecht Dürers Zeit, also in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, vielleicht gar in die Schule dieses Meisters gehören, und wäre somit um etwa hundert Jahre jünger, als das Bild im kölnischen Dome. Aber welch ein Unterschied auch in Erfindung, Anordnung, Ausdruck und Umgebung! Dort sitzt die Jungfrau noch in dem ganz goldenen Dufte, als ob sie aus einer glänzendern, himmlischen Sphäre nur so zu frommer Verehrung auf die Erde hinunter geschwebt wäre. Alles Irdische ist fern; Englein sind zum Dienste überall bereit; Maria, als göttliche Mutter, ist Königinn des Himmels zugleich, in köstlicher Pracht und Herrlichkeit. Das Kindlein ist der neugeborne König und Weltheiland, vor dem sich alle Macht und alle Weisheit zur Erde niederbeuget. — In jener Zeit war

noch alles geheimnißreicher. Das Ueberirdische, die Welt des Glaubens, stand noch glorreicher vor dem Gemüthe des Künstlers. Sie war ihm ein gold- und glanzdurchwirktes Zauberland, welches, über dem Menschlichen und Irdischen erhaben, gleichsam alles Daseyn in seine unendliche Göttlichkeit auflöste, so daß es sein materielles Seyn verlor, und sich golden und duftend, und tönend und jubelnd nur zum himmlischen Schleier des Heiligen webte. Es war noch wohl körperlich und menschlich, und dem Sinne und dem Herzen nahe; aber doch auch wieder so viel erhabener, reiner, ideeller als alles Irdische; es war gleichsam das himmlische Paradies, in welches hinein sich der glückliche Mensch auf den Schwingen des Glaubens, der Liebe und der Begeisterung erheben konnte.

So wie in der reinsten Idealität göttlicher Anschauung, fließet da Alles in die Einheit der raum- und zeitlosen Unendlichkeit zusammen. Nur als Erinnerung liegt gleichsam noch dem Auge des verklärten Künstlers offen, was zum Heile der Welt in der Zeitlichkeit einst geschah; und so stehen schon nun bei dem kaum geborenen Erlöser von der einen Seite heilige Jungfrauen, welche im Martertode ihr Blut für den Glauben vergossen, und von der andern Seite fromme Kämpfer, welche den Sieg des Christenthums über das untergehende Heidenthum mit ihrem Tode besiegelten. Alles dies tritt nun, gelöst von den Banden der Vergänglichkeit, freudenreich zu dem Stifter des Glaubens hin, vor welchem die morgenländischen Weisen noch ehrfurchtsvoll knien, um ihm, als dem längst erwarteten Könige und ihrem Herrn und Meister zu huldigen. —

Aber wie ganz anders sehen wir die Kunst in dem folgenden Jahrhundert schon ausgesprochen. Auch hier ist der Glaube und

die christliche Geschichte noch das wonnevolle, bilderreiche Band, an welches sich das ganze Leben und Sinnen der Kunst und der Zeit anreihet. Aber es ist da schon das Göttliche gleichsam mit dem Leben und den Menschen vertrauter geworden. Das Himmelreich ist erobert, und die Zeit des Streites ist vorüber. Der Frühling hat seine früheste Zauberkraft, die sein erstes Erscheinen mit sich führte, verloren, und hat sich in stiller Lust und friedlichem Wonnegefühle über die Erde hingebreitet, wo er nun alles Daseyn freudig durchdringt und belebt. Der Mensch hat die himmlischen Gäste in seine irdischen Umgebungen wöhnlicher hineingeführt, und sie lustwandeln dort mit ihm und bieten ihm die Hand, um ihn auf blumigen Pfaden mit sich zum Himmel hinanzuführen. Maria hat Schmuck und Krone abgelegt, und sitzt als zärtliche Mutter nur in dem Würzgärtlein und reicht versunken in stilles Sinnen dem lieben Kindlein die Brust. In anspruchlosem, blauem Unterkleide, und rothem, faltenreichem Mantel hat sie sich an ein Wasserbrünnlein niedergelassen. Sie ruht auf einer Blumenplanie; ein leichter Schleier umwallt ihr schönes Haar und die jungfräuliche Mutterbrust; ein offnes Buch liegt neben ihr, aus welchem sie eben noch heilige Gebete muß gesprochen haben. Sie hat sich wohl zurückgezogen aus dem geschäftigen Leben der nahen Burg, um sich in der Einsamkeit zu sammeln und der Pflege des göttlichen Kindes einzig obzuliegen. Blumen duften um sie her; helle Wasser sprudeln in dem ehernen Brunnen; alles ist so gehalten umher, so in ächt alterthümlichem, etwas klösterlichem Sinne, sorgsam gepflegt und besorgt, nichts in freiem, üppigem Leben verwildert. Aber in der Ferne öffnet sich eine weite Landschaft und man sieht gleichsam in die Mühsale und Leiden der Welt hinein. Ein Kreuz wird in der Däm-

merung von den Flammen eines brennenden Dorfes beleuchtet, und kündigt sich gleichsam in der Ahndung schon als Werkzeug künftiger Erlösung an; feste Burgen zeugen von dem wilden Drängen einer eisernen Zeit, und das Auge verliert sich in fernen, blauen Gebürgen.

Oft hat man diese Epoche der Kunst hart tadeln, und sie als Entartung und als zu unwürdiger Alltäglichkeit herabgesunkene Spielerei verachten wollen. Aber immer sehen wir ja auch in ihr noch den einzig richtigen Zweck der Kunst rein aufgestellt und glücklich verfolgt: immer ist sie ja noch die Erhebung des irdischen Daseyns zu seiner göttlichen Bestimmung; immer ist sie noch das selige Land der Dichtung, in welchem die Welt der Sünde, des Schmerzens und der Armseligkeit wie in frohen Träumen verschwindet. — O wohl dem Volke, welches noch in dieser stillen, unschuldig glücklichen Kindheit des Glaubens und der Kunst sich befindet; dem überall die Bilder des Heiligen und Göttlichen nahe sind, und es von der Erde zum Himmel hinanführen; dem so sein ganzes Leben sich zu einem blumigen Teppich zarter Gebilde und geheimnißvoller Lebensfreuden zusammenwirkt, in welchen es selbst sich harmlos einhüllt und über die Zweifel, Schreckenbilder und marternden Grübeleien der Vergänglichkeit in Liebe und Vertrauen zum Lande seines Glaubens und seiner Hoffnungen hinüberschlummert! — Wer will uns einen reineren, würdigeren, erhabeneren Kunstzweck zeigen; oder wer will behaupten, daß diese Periode des Mittelalters nicht dem eben aufgestellten noch herrlich und kraftvoll entgegenstrebte? — O wollten wir es nur wieder einsehen lernen, daß einzig nur ein warmes Herz, voll Glaube, Liebe und demüthiger, vertrauender

Hingebung, das hohe Ideal zu fassen und darzustellen vermag, nach welchem in kalter Forschung ewig fruchtlos und untröstlich gestrebt wird! Der Beweis liegt am Tage: denn, mit der schönen Zeit des festen Glaubens und der heißen Liebe sind ja auch die herrlichen Kunstschöpfungen nur zu schnell wieder in den trüben Gewölken der Verständigkeit zerflossen, und wer weiß, ob sie aus all dieser Aufklärung und kalten Wissenschaftlichkeit auf diesen Erdstrichen jemals wieder erscheinen und glückliche Menschen für sich begeistern werden! —

Zum Schluße wollen wir noch etwas von dem Originale sagen, nach welchem das eben geschilderte Kupfer gearbeitet ist. Es ist nämlich jenes Bild in der Sammlung altdeutscher Kunstsachen, welche Herr Rektor Fochem in Köln besitzt, keines der unbedeutendsten. Das etwa 15 Zoll hohe und 12 Zoll breite Gemälde ist äußerst wohl erhalten, und wenn wir auch das Werk des Kupferstechers im Ganzen loben müssen, so wollen wir es doch auch gerne zugeben, daß das Duftige, Zarte und Warme des alten Gemäldes, so wenig als das Leben der Farben sich im Kupfer wiedergeben ließ. In diesem den Ausdruck des Kopfs der Jungfrau und des lieblichen, verklärten Angesichtchens des gut gezeichneten Kindes in ihrer hohen Vollendung wiederzugeben, war wohl eine unlösbare Aufgabe. Beide Köpfe sind im Originale fast mit nichts, mit Duft und Liebe gleichsam hingehaucht, und deshalb um so schwerer zu erreichen. Das ganze Bild hat ein so warmes, zartes und dabei doch so frisches, klares und anmuthiges Leben, wie es uns aus den gemüthlichsten Bildern Leonardo's da Vinci anspricht, und so wie bei diesen ergreift uns auch dort ein Gefühl, wie wenn man in einem einsamen,

kühlen, üppichgrünen Thalgrunde, bei plätschernden Quellen und frohen Waldvöglein sitzt, und um die Abendstunde in das Leben der geschäftigen Welt hinausblickt. Das Colorit trägt zu all diesem noch besonders bei, denn alles ist so milde zusammenschmelzend gehalten; die Steinfarbe, das Grün des Laubes und Rasens und das Blau der fernen Berge, alles ladet ein, in diesen Gefilden des Friedens zu weilen. Bedeutsam scheint uns hier noch der gewiß nicht ohne Absicht in den Vordergrund gesetzte Springbrunnen, der klingend und tönend die silbernen Wasser in sein reiches, ehernes Becken aufnimmt. Ist er vielleicht in seiner regen, feuchtenden, erquickenden Lebendigkeit nun schon ein Symbol des Lebensquells, aus welchem alles Daseyn einst durch die Gnade und Liebe des gekommenen Erlösers wiedergeboren werden soll? — Doch wir wollen es hier unsern Lesern überlassen, sich in eigenem Gemüthe das Weitere auszubeuten, was in dieses reiche Bildchen mag hineingelegt seyn, und schließlich nur noch jeden freundlich einladen, bei dem gefälligen Besitzer das Original selbst, nebst den manchen Gebilden und Kunstwerken der alten merkwürdigen Stadt, anzusehen.

n. d. Orig. gez.t v. Beckenkamp in Cölln. gest v. E. Thelott in Düsseld.f.

I.

Das Herz voll Lieb', ihr Kindlein in den Armen,
Verweilt Maria in dem Frühlingsgarten.
Umher die Blümlein stehn, die bunten, zarten,
Als sollt' auch ihrer sich das Kind erbarmen.

O alles will in Lieb' zum Herrn erwarmen!
Die Lüfte, Kräuter, Bächlein, selbst die harten
Gesteine demuthsvoll des Segens warten; —
Die Menschen nur stehn fern verirrt, — die Armen!

Es reget im Pallast sich bunte Freude. —
Hier plätschern in den Schlaf das süße Kindlein
Die kühlen Wasser, die im Brünnlein quellen.

Doch jenes Kreuz, woran in Lieb' und Leide
Verseufzt das Kind dereinst sein letztes Stündlein,
Des Brandes Strahlen schon von fern erhellen.

II.

Im stillen Garten sitzt Maria rein,
Wo Liljen sehnend ihr entgegen sprossen;
Sie hält voll Lieb und Furcht das Kind umschlossen,
Und ahndet bang, was wird in Zukunft seyn.

Jetzt reichet sie die Brust dem Jesulein,
Um das der Freudenthränen viele flossen;
Doch ihm ist schon der Himmel aufgeschlossen, —
Es schaut entzückt der Heimath goldnen Schein.

Wohl keimen freudig rings die Blümlein kleine;
Wohl grünt und glänzet feiernd Berg und Thal;
Das Brünnlein selbst möcht' geben süßen Schall; —

Nur ich bin tief im Herz betrübt und weine,
Weil in der Ferne muß zu Pein und Weh'n
Des Sohnes Kreuz schon aufgerichtet sehn.

III.

Maria.

Wo bunte Blümlein stehn,
Liebliche Lüftchen wehn,
Hier laß uns ruhn;
Ferne von Leid und Lust,
Kannst du an Mutterbrust
Sanft schlummern nun.

Kindlein, wie bist du hold!
Theurer als Perl' und Gold,
O du bist mein!
Hier wo der Rasen schwellt,
Silbern das Brünnlein quellt,
Freu' ich mich dein.

Lieb' ohne Leiden hegt
Mein Herz; doch bange schlägt
Es oft in mir;
Denn so viel Freude mag
Nimmer ohn' Leid und Klag
Verweilen hier.

Jesus.

Mutter, zur Ruhe nicht,
Zum Leiden ruft die Pflicht,
Ruft was da lebt:
Erbarm' dich! ruft die Luft,
Erbarm' dich! ruft der Duft,
Der uns umschwebt.

Erbarm' dich! ruft das Meer,
Erbarm' dich! ruft das Heer
Der Sternlein klein.
Erbarm' dich! ruft die Welt,
Ruft's Kreuz dort, fern erhellt
Von mildem Schein.

Drum muß das Leiden hier
Werden zur Freude mir;
Süß ist der Tod!
Aus meinen Wunden kann
Die Welt gesunden dann
Von aller Noth.

Menschen stehn nicht mehr fern,
Alles schaut auf zum Herrn
Von Lieb' bewegt;
Und jenes Brünnlein hell
Wird dann zum Gnadenquell
Für mein Geschlecht.

Maria und Jesus.

Drum dringt noch Lieb' und Lust
Zugleich in unsre Brust
Und schmerzt und freut. —
Aber der Tod versöhnt
Des Lebens Kampf und krönt
Nach treuem Streit! —

I.

Christus erste Thränen.

(Aus der Seele Trost. Manuscript aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Pag. 93. col. 2.)

Liebes Kind, ich will dich ein Gebete lehren von den ersten bittern Thränen unsers lieben Herrn Jesu Christ. Die weinte er, da er erst geboren ward von seiner Mutter. Der kindischen Thränen solltu ihm danken, auf daß er dir vergebe alle deine kindische Sünden, die du gethan hast bis auf diese Zeit. Spreche wie hernach steht:

Ich danke dir, o Jesu Christ,
Weil du mein Gott und Heiland bist,
Daß du um mich auf dieser Erden
Ein gar so armer Mensch wolltst werden,
In schnöde Tücher wardst gebunden,
Und thätest in denselben Stunden,
Da du geboren von Marien,
Um mich wohl weinen gar und schrien!
War doch dein Leben bis zum Tod
Sonst nichts als Armuth, Pein und Noth!

Ein' arme Jungfrau war dein' Mutter,
Ein armer Zimmermann dein Huter;
Dein' Wiege war ein' Kripp' von Steinen,
Dein Haus war allen Leut gemeine,
Daß finden möchten alle gleich
Dich gute, böse, arm und reich;
Denn niemand wolltest du versmahen,
In Gnade dein' sie all' empfahen. —
Darumb sag' ich dir Lob und Ehre,
Gebenedeiter lieber Here,
Dich mahn' bei deinem kind'schen Weinen,
Daß du mir gebest Reue Thränen,
Um zu beweinen meine Sunden,
Die ich gethan zu allen Stunden.

II.

Ave Maria.

(Aus demselben Manuscript p. 82. col. 2.)

Do was (1) ein Edelritter, der begab sich in einen Orden. Der Ritter enkonde (2) kein Paternoster noch anderhande Gebet. Do wart im ein Meister gegeben, der yn sin Gebet leren solt. Do hatte der Ritter also hartten Synne, daß er nit me geleren enkonde, dan disse zwey Wort „Ave Maria." Die sprach er zu allen Zyden vnd hielt das alle sin Lebtage mit grosser Inigkeit. Do er doit vnd begraben was, do was uß sim (3) Monde ein schon Lilien gewassen vnd uff iglichem (4) Blade stant mit gulden Buchstaben geschreben „Ave Maria." — Do verwonderte sich der Broder sere, was das beduden (5) mochte vnd gruben das Grab uff vnd funden, das die Wortzel was gewassen vß sime Munde; do sprach sin Meister, das er anders kein Gebet gelernen enkonde, dan die zwey Wort „Ave Maria."

---

(1) was — war.

(2) enkonde: verstärkende Verneinung, konnte nicht, wie im Französischen: ne pouvait pas.

(3) seinem.

(4) jedem.

(5) bedeuten.

Des Ritters Klage.

Romanze.

Ich hatt' ein heimlich Lieb,
Bei dem ich manche Nacht
In stiller Kammer blieb,
Bis daß der Morgen tagt'.

Dann schien der Mond so hell
Durch's bunte Fensterlein,
Wir lugten aus der Zell
Fern in das Land hinein.

Sie saß auf meinem Schooß,
Mein Mund küßt ihre Brust,
Manch glänzend Thränchen floß
In Wehmuth und in Lust.

Wir übten Unthat nicht,
So man nicht thuen soll:
Das keusche Mondenlicht
Konnt stets uns sehen wohl.

Dann blickten wir hinab
In helle Mitternacht,
Als in ein Blumengrab
Umstralt von Sternenpracht.

Die Baumblüth' war so klar,
So lieblich war ihr Duft;
Des weißen Mägdleins Haar
Durchspielt' die laue Luft.

Da stand ein Frauenbild
Auf meiner Trauten Schrein,
Das schaute fromm und mild,
So wie mein Mägdelein.

Von Thränchen sah bethaut
Ich stets dort Blümchen blühn,
Die sie der Himmelsbraut
In Scherben that erziehn.

Da haben manche Stund
Wir betend hingekniet,
Da sang ihr süßer Mund
Manch fromm Liebfrauenlied.

Auch haben oftmals dort
Die Minne wir geklagt;
Mit halbverbiss'nem Wort,
Was keiner weiß, gesagt.

Nun ist mein Lieb so fern
Allein im Kämmerlein,
Und blickt zu Mond und Stern
Einsam am Fensterlein.

Mich kühlt kein Lüftchen mehr,
Mich laben Blüthen nicht;
Der Nacht ich nicht begehr;
Das Herz mir fast zerbricht.

Auch beten kann ich nie
Zu dem Liebfrauenbild;
Wenn in die Nacht ich flieh'
Die Minne sich nicht stillt.

Lugt' nochmal ich hinab
Mit ihr zur Mitternacht,
Gern sänk in's Blumengrab
Ich, bis der Morgen tagt. —

Altdeutsche Minnelieder.

mitgetheilt

von Görres.

Ich weis mir ein Bluemlein blauwe
Von himmelklorem Schein,
Es stehet in grüner Auwe,
Es heißt, vergis nit mein;
Ich kunt es nirgent finden,
Was mir verschwunden gar,
Vor Reif und kalten Winden
Ist es nimmer da.

Ich weis mir ein Blümlein weise,
Es steht in grünem Riet,
Von Art so ist es kleine,
Nun hab mich lieb.
Es ist mir abgenegt
Wol in dem Hertzen sein,
Mein Lieb hat mich verschmeit,
Ich kan nit frölich sein.

Das Blümlein das ich meine,
Das ist Rosina rôt,
Ist Hertzentrost genennet,
Auf dirrer Heiden steht.
Sein Farb ist im verblichen,
Der wolgemuet ist bost,
Mein Lieb ist mir entwichen,
Verloren hab ich mein Trost.

Ich weis mir ein Blümlein weiſe,
Steht mir in grünem Gras,
Es iſt gewachſen mit gantzem Fleiſſe,
Es heißt nun gar ſchabab.
Das Blümlein muſt ich tragen
Wol dieſſen Sommer lang,
Viel lieber wollt ich haben
Mein Bulen umbefang.

Noch heuer gegen dieſſem Sommer
Kumpt uns der lichte Mey,
Bringt uns der Blümlein wider,
Der Farben mancherley,
Bringt uns der Blümlein wider,
Braun, weis, gelb, nach der Zeit,
So lert ir mir hinwider,
Was ein iglichs Blümlein bedeut.

O du hertzig wolgemuet
Wie erfreuſt du mich ſo ſer,
Kein Blümlein mir nit lieber thuet,
Zu Eren ich dein beger.
Ich beger dein ewig zu bleiben,
Bis uff das Ende mein,
Halt mich in deiner Werde,
Hertzig Lieb vergis nit mein.

Mein Hertz leidt groß Kummer,
Da mein vergessen ist,
So hoff ich uff den Summer,
Wol uff des Meyes Frist.
Dan sind die Reiffen vergangen
Und auch der kalte Schne,
Von der Allerliebsten werd ich empfangen,
Tet's dem Klaffer im Hertzen whe.

Der Reiff mit seinen Zeiten
Verderbt vil Blümlein zart,
Ghet umb die Klaffer schmeichlen
Mit ungetreuwer Art.
Vil grosser Lieb uff Erden,
Die itzunndt muß zerghan,
Was mir heuer nit mag werden,
Das wil ich ein ander Jar han.

Hertzlieb du darffest nit denkhen,
Das ich wil von dir lan,
An dir wil ich nit wenkhen,
Bei dir kan ich nit stan.
Was ich gern thet in treuwen
Das schafft mir ungewin.
Hertzlieb nu halt dich stete,
Wie fer ich von dir bin.

Frölich wil ich singen,
Frölich aus meinem Muet,
Ich hoff mir sol gelingen,
Ich weis mir ein edel Pluet,
Ein zart Jungfrewlein
Dem dient ich alzeit eben,
Ob sie mir möcht gewerden,
Ir Diener wolt ich sein.

Ich bin ir holt fürware
Gewesen ein lange Zeit,
Für all diese Welt sogare
Hat sich mein Hertz an ir erfreit.
Wan ich sie han gesehen,
Kein Mensch lebt mer uff Erden,
Der mir möcht lieber werden,
Die Wahrheit muest ich jhehen.

Sy fürdt von Goltt ein Hare,
Zwei braune Auglein fein,
Sie schiessen lieblich dare
Wol durch das Hertze mein.
Der Tugendt ist sie vol,
Mit Tugendt ist's umfangen,
In Ehren khann's wol prangen,
Ir Lachen stet ganz wol.

Sy hat ein Leib ist linde,
Weis, wie ein Härmellein,
Solt ich's in Eren finden,
Vergangen wer mir mein Pein.
Sy hat ein roten Mundt,
Mit Tugendt ist umfangen.
Nach ir stet mein Verlangen,
Freut mich zu aller Stundt.

In fircht' ich nit so sere
Als nur des Klaffers Wort,
Sy lügent hin und here,
Glaub nicht mein höchster Hort.
Du tugendhafter Mundt,
Dein Gnad laß umbher fliessen,
Das ich dich mag umbschliessen,
Du bist mein klare Sun.

Khunt ich von Hertzen singen
Ein hübsche tageweis,
Von Lieb und biteren Schmertzen,
Nun merkhet uff mit Fleis,
Wie es ein Kuniges Tochter ging,
Mit einem jungen Grafen,
Nun höret Wunderding.

An ihres Vatters Hoffe
Manch edler Ritter was,
Noch lieber ir der Grave
Uff Erd für alles das;
Was Gott durch sein Weisheit erschuff.
Heimlich aus betrübtem Hertzen
Thet sie so manch rueff:

Herr Gott, sendt mir das Glükhe,
Das er min Hertz erkhen,
Löss mir uff Bandt und Strikhe,
Frau Venus, edle mein.
Wie der Junkfrauwen im Hertzen was,
Also was auch dem Graffen
Allzeit ohn und'laß.

Keins durft dem andern öffnen
Was im im Hertzen lag,
Ihr jeglichs thet sich hoffen;
Ein seldenreichen Tags
Der doch zur lest mit Jammer kham,
Eines thet dem andren schreiben
Und legten hin ir scham.

Ein Tag der wardt gemeldet
Zu einem Brunnen kalt,
Der lag fer in dem Felde,
Vor einem grünen Waldt.
Wer ehe kam zu des Brunnen Fluss,
Der solt des Andren warten,
Also was it Beschluss.

Die Junkfrauw thet sich zieren
In einen Mantel weis,
Ir Brust thet in schnieren,
Vermachts mit allem Fleiss.
Auch sprach die edel Junkfrauw schön:
Kein Man der sol mich preissen
Dan eines Grafen Sun.

Da sie kam zu dem Brunnen
Sie fandt vil Freudt und Lust,
Sie dacht, ich hab gewunnen,
Mein Trauren ist verdust;
Aus aller Not wher ich erlost
O das ich säh her reiten
Mein Hofnung und mein Trost.

Zu Handt lieff aus dem Walde
Ein grimme Lowin her,
Die Junkfrauw gar balde
Sie floh von dannen fer,
Und kam so fer denselben Tag,
Ihrn Mantel liess sie liegen,
Darum kam Wort und Klag.

Die Löbin gebar ir jungen
Wol uff dem Mandel guet.
Der Mandel war besprenget
Mit Schweiss und rotem Bluet.
Darnach die Lowin wider ging
Zu Walt mit iren jungen,
Do kam der Jüngling hin.

Do er den Mandel fande
Besprengt mit Bluet so rot,
Do schrie er laut zu Hande:
O Wehe, mein Lieb ist tot.
So sie mich nit gefunden hat,
Sie hat sich selber tödet.
O we der grosen Not.

Nun mus es Gott erbarmen,
Thet er so manchen Rueff,
O we mir Armen,
Seit daz mich Got erschuff.
Sein Schwerdt das zog er aus der Scheidt;
Kum mir zu meinem Ende,
Marie, du reine Meyt.

Wie hast du mein vergessen,
Wo ist das edel weib,
Handt sie die tier gefressen,
So kost es meinen Leib.
Ist sie du (durch) mich gestorben hie,
Ihren Leib wil ich bezallen.
Er fiel uff beide Knye.

Gott gesegne dich, Mon und Sune,
Desgleichen Laub und Grass.
Got gesegne dich Freudt und Wune,
Und was der Himmel beschloß.
Sein Schwert das stach er durch sein Hertz,
Es soll kein Weibe Bilde
Durch mich leiden Schmertz.

Da es wardt umb den Abent,
Die Junkfrau wider kam,
Zu dem Brunnen, glaubet,
Kein tödtlich Hertz vernam
So bitterlich Klag fürwar.
Sie wandt ir schne weiß Hende,
Rauft aus ir gelbes Har.

Die Junkfrau fiel da nider,
Gar oft ir da geschwandt
Wen sie aufblicket wider,
Ir Omacht sie empfandt.
Das trieb sie also dik und viel,
Bis an den lichten Morgen;
Ir Klag ich kürzen wil.

Die Junkfrau thet sich neigen
Wol auff den Graffen schon.
Gott gesegne dich erb und eigen,
Gott gesegne dich, kuniglich Kron.
Desgleichen Feuer, Wasser, Luft und Erdt.
Indem thet sie uffspringen,
Und zog im aus sein Schwerdt.

Das Schwerdt begund sie stechen
Durch ir betrübtes Hertz:
Her Gott, thue nit an mir rechen
Den alzu bittern Schmertz.
So es warlich an Tage leit,
Die Liebe überwindet
All Ding in dieser Zeit.

Hast du durch mich auffgeben
Landt, Leut, auch ehr und guet,
Verzeret hie dein Leben,
Verweret dein blut;
Du hast gemeint, ich sei ermordt,
Da wil ich bei dir bleiben
Ewiglich hie und dort.

Damit wil ich beschliessen
Die schöne Tageweiss.
Herr, durch dein Blutvergießen
Gib in das Paradeiß.
Das Lied schenk ich einer Junkfrau rein,
Durch sie wolt ich auch sterben
Uff Erd moecht es gesein.

Mit gantzem elendem Hertzen
Klag ich mein schweres Leidt,
Ich sthe in Sorgen und Schmertzen,
Ach Wächter gib mir Bescheidt.
Hilff mir die Sach besinnen
Wie ich sah weislich an,
Daß ich mit Fueg wher drinnen,
Daß mein niemandt werdt innen,
Treulichen ich dir lon.

Ein freyer Wächter hört die Mere,
Wie bald er an die Zinnen trat:
Wer klagt so sere,
Begert meiner Hilff und Rat;
Laß mich dein Willen hören,
Danach so rath ich dir,
Sag, was ist dein Begeren,
Des wil ich dich geweren
Seit du getrauest mir.

Wächter, nun höre mich ellen,
Merk auf, was ich dir sag,
Mein Treu wil ich dir geben,
Dazu was ich vermag,
Hilff mir heimlich verborgen
In Stil zu ir hinein,
Daß ich bleib ohne Sorgen,
Bis an des Tages Morgen
Bei der allerliebsten mein.

Gesell ich hör dein Klagen,
Ich wil geweren dich,
Noch eins wil ich dir sagen,
Gar eben dich versich;
Ghe heimlich zu dem Thore,
Bis nur weis in der Sach,
Thu mich und dich beware,
Das uns nicht widerfare
Beiden grof ungemach.

Wächter nach deinem Gevallen
Hast du erfreuet mich.
Ich dank dir zu tausentmahlen,
Noch einmal ich bitte dich,
Gieb mir die rechte Kunden
Das ich nit schlaff zu lang,
Mein Hertz das ist bei Freiden,
Verschwunden ist all mein Leiden,
Meiner Lieb ein Anfang.

In Freuden theten sie leben
Die zwei die gantze Nacht,
Trauren war inen entwichen
Was inen beiden geschah.
Holdselich Lieb sie pflegten
Die zwei die gantze Nacht
In grosser Freudt sie lagen
Bis ane hub zu tagen,
Der Wächter sang mit Macht:

Wolauf mein guter Geselle,
Gut Warnung ich dir sag,
Hüt dich für ungefelle,
Es nahet ghen dem Tag.
Du solt dich freuntlich letzen
Nach deiner Hertzens Lust
Freudt solt die dich ergetzen
Und deinen Willen setzen
Wen du herwider kumbst.

Wechter du wilt mir bringen
Mein Hertz in große Klag,
Nun hör ich wol an deinem Singen,
Verkundest den lichten Tag.
Wilt mir mein Freud verleiden,
Doch ist mein Hertz verwundt,
Wie geschieht uns allen beiden
Muß ich mich hertzlieb scheiden;
Nun spar dich Gott gesundt.

Ich bin durch Freuleins willen
Geritten so manche Nacht,
Nu sagt mir schöne Junkfrau,
Was habt ir euch bedacht,
Ob ihr mich wollet nemen,
So verheist mir bei der Zeit,
Ich sol und muß von hinnen
Ja schön ist mein Lieb,
Mir g'liebt kein anders Weibe.

Geliebt dir kein anders Weibe,
So geliebt mir kein andrer Man,
So kher dich her zu mir.
Das ich die schönste sei,
Das Lob wil ich behalten
Dem allerliebsten mein
Und wils mit Recht behalten.
Ja schön ist mein Lieb,
Dein Lauter eigen wil ich sein.

Er nam sie bey der Hand
Bey ir schneweißen Handt,
Er fürt sie an ein Ende
Wol über ein schmalen Gang,
Wol in ein Kämmerlein, was finster,
Do lag der hold und schlieff.
Der Wächter uff der Zinnen,
Schön ist mein Lieb,
Den hellen Tag uffblies.

Liegt jemandt hie verborgen,
Der erheb sich bei der Zeit
Und das man in nit spüre
Wol bei dem schönen Weib.
Ich sih die Morgenröte,
Den Tag spür ich dabey,
Die kleine Waldvögelein singen,
Ja schön ist mein Lieb,
Darzu Frau Nachtigal.

Ach Fräulein ich hab mit euch gescherzet,
Ist mir von Hertzen leid,
Ich hab durch euch gelitten
Lieb und Leid,
So bin ich durch eurentwillen geritten
So manche Zeit,
Des solt ir mich lassen genießen.
Ja schön ist mein Lieb,
Ade, ich fahr dahin.

Wir zwei, wir muesten scheiden
Aus dießem grünen Clee,
So geschieht uns allen beiden
An unsrem Hertzen wee.
Do kert er ir den Rücken,
Er sprach nichts mer zu ir.
Das Fräulein thet sich schmükhen.
Ja schön ist mein Lieb,
Ade, ich fahr dahin.

Ich reu und klag,
Das ich mein Tag
Nit liebers hab verloren
Nach dem ich mir
Zu Freud, Lust und Zir
Ein feins Medelein hab auserkoren,
Das mich so hoch
All Stundt und Woch
Mit Schmertzen thut bekrenken;
Erbarmt mich hart
Ich leid und wart
Was mich das Glück thut bedenken.

Dan Unfall gros
An Freuden blos
Hat mich mit Leid umgeben,
Mit seiner Kraft
In Trübsal bracht
Und Trauren auch daneben.
Das ich nun die
Mein Hertz hat je
Zum höchsten thun erfreuen,
Erst soll verlan,
Wie wirdts mir gan,
Mein Hinfart thut mich reuen.

Darburch mein Hertz
In Reu und Schmertz
Lass dich mein Leid erbarmen,
Und denk an die
Treu, Dienst und Müe,
Des Diener dein vil armen.
Das bitt ich dich
Von Hertzen freuntlich,
Du thuest mich des geweren,
Und wollest nit
In ellend sit
Den Diener dein verkehren.

Es wolt gut Jäger jagen, wolt jagen in einem Holz,
Da gingen auf der Hayde drei Dirnlein, die waren stolz,
Das eine hief Cristeinlin, die ander hieß Madelin,
Die dritt die hett kein Namen, die führt der Jäger hin.
Er nam sie bey der Hande, schwang sich hinter ir uff das Roß,
Er fürt sie gen Angelberg, gen Angelberg auf das Schloß.
Und da er gen Angelberg kam, wol an das hohe Haus,
Da lugt der edele Herre zu einem Laden rauß.
Bis got wilkomen Jäger, Jäger mein trauter Gesell,
Hast mir das Thierlein fangen, danach ich so lang han gestellt.
Ach Jäger, lieber Jäger, für mir's in mein Gaden,
Und leg mirs in mein Bette in meinen weißen Arm.
Sie lagen bey einander bis in die dritte Stund.
„Ker dich feins Lieb herumme, beut mir dein roten Mund."
„Ich ker mich nit herumme, ich wer vil lieber daheime
Bei meiner vil lieben Mutter, die ließ ich nechten alleine."
Ach Jäger, lieber Jäger, nun für sie under das Thor,
Und lass das Thierlein lauffen, so ist's als frisch als vor.
Ach nichte edeler Herre; erst zallt dem Thierlein sein Er,
Es hat bei euch verloren, das find sie doch nimmer mer.
Da zog er ab der Hande von Gold ein vingerlein;
„See hin mein feins Megetlein, dabei gedenkst du mein."
„Was soll mir das rot gold vingerlein, so ich's nit tragen sollt
Vor Ritter und vor Knecht das Silber und auch das Gold."
Da zoch sie ab ihr Krenzelein und warf's in's grüne Gras:
„Ich han dich gerne tragen, dieweil ich Jungfrau was."
Auf hub sie wol ir Krenzelein, warff's in den grünen Klee,
„Gesegne dich Gott, ich trag dich nimmer me." —

Der uns dis Liedlein neu gesang und neues gesungen hat,
Es hat's getan ein edler Herre; Gott geb im ein gut Jahr.
Er hat's gar wol gesungen aus frischem freien Mut,
Er ist wol inne worden wie Scheyden von Lieben thut.

Mein Dienst mit gantzn Treuen
Vor Liebi muß ich wachen,
Mein Fröd begint sich neuen,
Also kan Got groß Leid ze Fröde machen.
Ich danke Got dem werden Herrn
Seines gnedigen ergentzen,
Wan Trauern tut mir ferverren.
Alles gut thut er nach seinem willen setzen.
Was sol ich dir me schreiben,
Ich han ain gantz benügen
An dir zwar stet beleiben.
Got thut uns beiden seld und Gelückch fügen
Und behüt uns baiden sel und Er,
Durch seiner Mut' willen
Mit seinen Gnaden er uns ner
Und thu uns Kummer stillen.
Du werdes Weib,
Ich kan dein nicht vergeßen,
Du bist mir lieber den mein Leib,
Mein Hertz hast du gewaltiglich besessen,
Davon bis stet und laß nicht ab,
Bis treu vor allen Dingen
Du Zuckch' süß mein blühend Hag,
So mag ich frölich singen.
Solt ich kain ander gen dir meßen,
Da behüt mich Got vom Himmel vor,
So hett ich mich gar vast vergeßen,
Beschloßen wird mir der Seld'n Tor.

Du laß mich dir empfolen sein,
Mein lieber Bul, mein höchster Hort,
Wan ich bin sicherlichen dein,
Das sag ich dir mit einem Wort,
Ich wolt kain ander für dich han,
Des schwer ich dir by Ritters Ordn,
Des macht dich freilich an mich lan,
Wan also bin ich beichtig worden.
Also rat ich dir mit treuen:
Hab Got lieb vor allen Sachen,
Es thut dich sicher niemer reun,
Du wellest schlaffen oder wachen.
Wer götleich Forcht im Hertzen hat,
Der tut als Unrecht haßen,
Es sei fru oder spät,
In Häusern und auf Gaßen.
Gesiegelt mit meinen rechten treun,
Damit ich dir versprochen han,
Ich hoff es tu mich niemer reun,
Ich well mit Gottes Hilff bestan.
Geben zu Wien in der vasten
Nach Christs Geburt vierzenhundert Jar,
In selden müßen wir rasten
Und in dem andern, das ist war.
Von mir du weist wol wer ich bin,
Ich bin dir hold mit Eren,
Von Gottes Gnad han ich den Sin,
Ich laß mirs nieman weren.

Ich schrieb dir gern cluge Wort,
So hast du mein Herz gefangen,
Mein lieber Bul, mein höchster Hort,
Du hasts in deinen Banden.
Von Gold ain Ketten die ist fein,
Damit hast du es beschloßen,
Dein aigen wil es immer sein,
Des ist es unverdrossen.
Und hat mir neulich Botschaft getan,
Es wil sich von mir ziehen
Und well in deinem Dienst bestan,
Zu deiner Liebe fliehen.
Und spricht, dz es Kain and's treib,
Es well by dir beleiben,
Im gefiel auff erd nie bas ein Weib,
Zu deiner Liebi scheiben.
Also hast du mir das Hertz
Abtrünnig gemachen
Mit Gewalt an alle Fürbott,
Ich muß meins schaden selb' lachen,
Uns baide behüt der ewig Got;
Ich kan nicht ob dir clagen,
Du tust meinem Hertzen gütlich,
So wil ich ge die Warheit sagen,
Bei dir so ist es freudenreich.
Gebe nach Christs Geburt vierzehnhundert Jar,
Das schreib ich dir mit ainem Wort
Und in dem andern, das ist war,
Mein lieb Bul, mein höchst' Hort.

Der

Geist am Godesberge.

Personen.

Siegmund's von Drachenfels Geist.

Cuno von Stromberg, Probst auf dem h. Apollinarisberge.

Ebbo von der Löwenburg, junger Ritter, Siegmund's unehlicher Sohn.

Berta von Drachenfels, Siegmund's Wittwe.

Walther von Drachenfels, } Siegmund's und Berta's Kinder.
Maria von Drachenfels, }

Ebbo's Schildknappe.

Knechte und Reisige.

Die Szene ist auf dem Siebengebürge und in der Gegend; sie fällt in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Prolog.

Gegend an dem alten Kreuze nahe bei dem Godesberge. Der Geist Siegmund's erhebt sich und geht dort langsam vorüber.

Geist.

O Löwenburg, zu schwer wirst du gerächt!
Ist denn der zorndurchglühte Rittergeist,
Den du verhaucht im fernen Morgenlande,
Noch nicht versöhnt? — Ach Gott, sie war zu schön,
Dein himmlisch Weib, und ich war nur zu schwach! —
Nun zieh' ich hier schon manche lange Jahre,
Und stehe leblos in dem Leben noch,
Und grause in die stille, dumpfe Nacht,
Und werde nicht erlößt, und werd' es nicht,
Bis etwa hier das junge Leben sinkt,
Das sich dem sünd'gen Liebesfeu'r entwand,
In dem ich angstgefoltert nun noch immer glühe. —
Das Grab verhüllt die wilden Triebe nicht,
Wenn nicht der Geist in stillem Frieden schlummert,
Wenn er nicht frei von Lust und Brunst und Schuld

Entfesselt zu den fernen Welten schwebte,
Wo keine Rache, wo kein Haß mehr waltet. —
Ach, selbst die Reue nimmt das feine Gift,
Das an dem wollustglüh'nden Pfeile klebte,
Nicht aus der längst vernarbten Wunde weg;
Es brennt noch stets, bis es die Buße bändigt. —

Allein die Sterne stehn nun wieder so,
Wie einstmals sie in jener wilden Nacht
Am fernen blitzdurchzuckten Himmel standen. —
Wär' etwa nun der Lösung Stunde nah,
Und fällt das Opfer, das die Sühne trägt? —
Gott sey ihm gnädig! Mein war ja die Schuld,
Nicht sein! — Allein was ist der Mensch in seinem Thun;
Er will und schafft, und ist die That vollbracht,
So rollt sie wild in ihren Folgen fort,
Und trifft dann rächend einst in fernen Zeiten
Ein schuldlos Haupt, auf das sie sich gesenkt,
Um so die Geister wieder zu versöhnen,
Die sich in Seyn und Werden einst berührten. —

O Unergründlicher, wer faßt dein Wesen?
Welch Opfer forderst du für meine Schulden?
Gott, laß nur mich allein die Strafe dulden, —
Dein ist die Macht, — du wirst mich einst erlösen. —

(Der Geist sinkt in die Erde zurück.)

Erster Aufzug.

Mitternacht. Gewölbtes Zimmer in dem Kloster zu St. Apollinarisberg. Der Probst sitzt in demselben zwischen großen Büchern und astrologischen Instrumenten. Auf einem Nebentische ein Kruzifix und ein Schedel. — Der Probst steht auf, nimmt sein Käppchen ab und tritt mit zusammengefalteten Händen zu dem Kruzifix hin.

Der Probst.

Die Zeichen stehen wild und wüst am Himmel. Allein des Menschen Thun und Forschen ist Wahn und Trug, und wo er am weitesten zu sehen glaubt, da steht er nur vor der gemalten Wand seiner eigenen Einbildungen, und schaut ein Blendwerk an. Dennoch will jeder gerne in das Künftige sehen, ob nicht die nächsten Schritte seiner Lieben und seine eigenen schon die in die klaffende Grube sind. Und wer weiß, ob nicht der Herr das Schicksal des Theuern, den ich liebe, für meinen frommen Glauben an den Gang des Sternes knüpfte, der mich mit seinem Scheine an meinen Herzensbruder erinnert. Durfte ich doch schon manches Frohe und Widrige, was mir hienieden auf den dunkeln Pfaden begegnen sollte, voraus dort oben an den heiteren Sternenbahnen einherschweben sehen. — Allein ich frevelte nicht. Denn dein, ewiges Wesen! war stets mein irdisches Können, und mein Ahnen war der Einklang zu deiner Liebe im Reiche

der Geister. — Laß mir jenen Glauben, du Unbegreiflicher! denn nur er beseliget; zugleich aber laß mir meine heiße Liebe zu allem guten Geiste, daß ich fest sey und unerschüttert in dem brausenden Lebenssturme, und daß ich gerne als einzelner Ton nicht mehr erklinge, wenn du mich auflösen willst in die Harmonie des nimmer verlöschenden Dreiklangs. —

(Er tritt an das Fenster.)

Allein dunkler ziehen die Wetter von Osten herüber. Dort schwebt ein Gewölke, wie ein großer Adler auf breitem Fittig in den Horizont hinein, daß die Erde sich unter ihm zu einer kleinen Kugel zusammenengt; eine Feuerfackel trägt er in dem schwarzen Schnabel, und auf der letzten Spitze des Siebengebürges senkt er sie langsam hinunter. — Der alte Geist geht bebend durch das Thal und schaut zu dem erhabenen Schauspiele hinan, gleich als freute er sich, daß seine Erlösung nah sey. — O du hast wohl genug gebüßt, wandernde Gestalt am nächtlichen Gestade, und genug werden deiner Thränen seyn, um die verderblichen Gluten zu löschen, in denen du vielleicht in der irdischen Hülle branntest. — Doch ein Leben muß noch für dich verbluten. — Ein blühender Jüngling wird von rächendem Schicksal vor dir erwürgt. — Ach Gott! nun erst ist das Gesichte mir klar. Ebbo, du bist's! — Gott, wie du willst, du Unergründlicher! —

(Er verhüllt sich, und tritt vom Fenster weg.)

Die Burg Drachenfels.

Maria.

(steht auf einer Planie und ordnet Blumen in Blumenurnen. Sie singt bei sich.)

Stehn gleich die Sterne
In weiter Ferne,
Stehn sie doch klar;
Sind sie verschwunden,
Ziehn hin die Stunden
Wie tausend Jahr.

Mich verfolgt diese wehmüthige Melodie den ganzen Tag; habe sie doch lange, lange nicht gehört, nur als Kind, meine ich —

(Berta geht vorüber, das Buch und den Rosenkranz in der Hand.)

Berta.

Es hat sechse geschlagen; komm Maria, man wird unser warten in der Kapelle.

Maria.

Alsogleich Mutter. Grüßt nur schon die heilige Jungfrau mit einem stillen Ave, und sagt ihr, ich bringe frische Blumen mit; seht doch, wie schön.

Berta. (vorübergehend)

Recht schön; aber komm nur.

(Sie geht ab.)

Maria. (singt wieder.)

Sind sie verschwunden,
Ziehn hin die Stunden
Wie tausend Jahr.

(Ebbo von der Löwenburg tritt gerüstet auf.)

Ebbo.

Gib mir eine Blume, Mädchen, bitte.

Maria. (bestürzt)

Ey, woher so früh, Ritter?

Ebbo.

Nun, nun, eine Blume, nimm einen raschen Kuß dafür.

Maria.

Nein, diesmal nicht, Ebbo. Laßt mir die Blumen, sie sind der heiligen Jungfrau in der Kapelle geweiht.

Ebbo.

So nehme ich mir eine, und den Kuß sollst du doch haben.

(Er nimmt eine Rose und will Maria küssen.)

(Walther tritt auf.)

Walther.

Ihr hier, Ebbo?

Ebbo.

Eben, Freund Drachenfels.

Walther.

Maria, und darum sollte die Mutter nur hin gehen, und die heilige Jungfrau mit einem Ave grüßen?

Maria. (verlegen)

Nun, ich ordnete nur die Blumen, und —

Walther.

Und entweihest die schöneren, welche an deinem Herzen blühen, durch schnöde Buhlschaft.

Ebbo. (auf Walther antretend)

Ritter, meßt eure Worte!

Walther.

Ich maß sie, und fand keines zu schwer. — Komm Maria; du ließest schon zu lange auf dich warten. Laß die Blumen nur, denn sie sind von giftigem Hauche verderbt.

Ebbo.

Ihr seyd sehr bitter. Wir werden uns finden.

Walther.

Kommt mit zur Kirche, da will ich euch abbitten.

Ebbo. (zürnend)

Nein; — aber den Abend am Godesberge um diese Stunde.

Walther.

Auch das. — Nur fort, Maria, zur Kapelle.

Maria.

O du bist hart, Bruder!

(Sie geht mit Walther ab).

Ebbo. (allein, ihnen nachsehend)

Zog ich darum durch das Frühroth und durch die bethauten Bergschluften hierhin, daß ich meinem Lieb schon mit dem Morgengruße Trauer und Thränen bringe? Du wirst sie entgelten, trotziger Nachbar, und wirst es mir zugleich entgelten, daß du

mir schon so oft meine frohe Liebe störtest, wie der Falk den lustigen Buchfink von den schönen Früchten scheucht. — Doch Maria war heute wunderschön; — muß sie doch noch einmal sehen, ehe ich zum Probste reite.

(Er geht ab.)

Ein kleiner Platz von Linden beschattet. Dabei sieht man in eine gothische Kapelle, wo die Messe gelesen wird. Unter den Betenden sind Berta, Walther und Maria besonders bemerkbar. Es wird halblaut gebetet. Im Altar steht ein Marienbild mit dem Kinde.

Ebbo tritt hinter eine der Linden vor der Kapelle und schaut hinein, unbemerkt von den Uebrigen.

Ebbo. (für sich)

O du Engel!

Maria.

(etwas lauter zwischen dem Beten)

Mutter des schönen Kindleins, erbarme dich mein!

Ebbo. (für sich)

Gute, fromme Seele, bete zu mir, ich will dich retten.

(Maria blickt rückwärts und gewahrt Ebbo; dann schnell wieder vor sich.)

Maria.

Heilige Jungfrau, wie ist er schön! sein Auge glänzt, wie die frischen Thautropfen von der blanken Rüstung. — Allein mir wird so bange; — möchte er erst —

(Sie schaut wieder um.)

Ebbo. (weggehend, halblaut)

Nun, Engel, ich muß weg, aber nach zehn Stunden wieder an diese Stelle.

(Er geht ab.)

(Der Meßpriester wendet sich segnend um. Die Leute gehen aus der Kapelle. Berta und Maria kommen zuletzt heraus. An der Thüre bleibt Berta stehn und sieht in die Kapelle zurück.)

Berta.

Und du brachtest der Mutter Gottes keine frischen Blumen mit, Maria? Sieh doch, die da sind ja ganz verwelkt.

Maria.

Sie waren noch zu naß vom Nachtthau, Mutter.

Berta.

Nun, und du erröthest, Maria? warst auch in der Kapelle so zerstreut, wenig andächtig, däucht mir; sage, was hast du?

Maria. (etwas verlegen)

Bin heute so seltsam angeregt, mir ist —

Berta. (seufzend)

Kind, Kind, kein irdischer Reif der Lust noch des Wehes sollte unsre Herzensblumen so benetzen, daß wir sie vor dem Herrn nicht fromm aufstecken dürften.

Maria.

O schmähle nicht, Mütterchen! Sieh, ich eile hin, und will nun die Blumen in die Kapelle bringen.

(Sie eilt weg.)

Berta.

Schon recht. — O Kind, wüßte ich es dir zu sagen, was es ist, an der Hand der heiligen Jungfrau fromm geleitet durch den langen Pfad des Lebens sicher über Wohl und Wehe hin zu schreiten!

Maria.

(mit zwei Blumenurnen zurückkommend)

Sieh Mutter, wie schön die Blumen sind.

Berta. (die Blumen betrachtend)

Zeige doch hin! Hier ist ja der Strauß zu leer gegen jenen da; konntest du nicht noch eine Rosenknospe finden? — Mädchen, ich muß es dir doch immer wieder sagen, deine Sorgen und deine Freuden mögen dich in den weiten Gebürgen und durch die Fluren, und Burgen und Gefilde umhertreiben: glaube nur, in dieser Kapelle bei dem Marienbilde ist dir ein Perlchen verborgen, sey es ein Thränchen oder ein schimmerndes Glückskörnlein, das mußt du immer fromm bewahren und pflegen, denn es mildert und tröstet in reitzender Lust und in trüber Qual wunderbarlich.

(Sie küßt Maria und geht ab.)

(Maria stellt die Blumen vor dem Marienbilde hin.)

Maria.

O Mutter, Er nahm die Rose, die hier fehlt, und nahm auch Ruhe und Andacht mir aus dem Herzen mit weg! — Trüb siehst du auf die Blumen nieder, Maria; sie duften heute nur wenig. Auch das Lämpchen brennt so düster; alles nicht, wie es sollte.

(Sie schürt die Lampe, welche vor dem Altare hängt, und singt leise.)

Sind sie verschwunden,
Ziehn hin die Stunden
Wie tausend Jahr.

Zürne mir nicht, holde Jungfrau mit dem schönen Kinde. Mir ist, als hätte ich mein Herz mit einem wilden Geiste theilen müssen, und der stimmt mich zu lauter fremden Tönen.

(singt:)

Wie tausend Jahr. —

(Sie geht ab.)

Das Zimmer des Probstes im Kloster auf St. Apollinarisberg.
Der Probst geht, in einem Buche lesend, auf und ab.

(Ebbo tritt auf, die genommene Rose auf dem Helme.)

Ebbo.

Wird ein schwüler Tag, Probst Cuno. Grüß' Euch Gott!

Der Probst.

Dank Euch, Ebbo. Ein schwüler Tag, meint Ihr? Im Weinberge des Herrn: das sollte niemand verdrießen; im irdischen Thun und Treiben: Ritter, da laßt es Euch nicht sauer werden, denn wofür am Ende? die Laufbahn ist nur sehr kurz.

Ebbo.

Ja, da lebt Ihr in diesen friedlichen Wohnungen, und werdet von der Tagesglut, die uns da draußen brennt, nichts gewahr.

Der Probst.

Wer wollte sich auch auf dem kleinen Lebenspfade um schimmerndes Flittergold mühen, und dann am Ziele endlich mit leeren Händen stehn?

Ebbo.

Nein, Probst; mich treibt eine wunderbare Lust in's wilde Leben hinein; muß doch zu was führen; woher dieß rastlose Drängen und Sehnen dort unter dem Panzer sonst?

Der Probst.

Freilich, Freund, es gibt der Zwecke im großen Systeme viele, und die müssen erst erreicht seyn, um zum fernsten Ziel zu fördern.

Ebbo.

Ja, das mögt Ihr berechnen können! — Aber traun, in diesen Mauern würde ich auch nicht eine Nacht aushalten. Pressen einem doch das Herz ganz gewaltig zusammen.

Der Probst.

Wie Ihr das nehmt, Ebbo. Der Mensch ist immer nur in der Welt selig, welche er sich aus dem eigenen Gemüthe schafft und ordnet, und auf welcher er sich den Weg bezeichnen kann, durch den er zum Himmel steige.

Ebbo. (rasch)

Das Wort redet Ihr aus meinem Herzen! Ich selbst bin mir in dieser Welt genug, mir Lust zu schaffen, und alles Wehe entweder zu verscheuchen, oder es als Mann zu tragen!

Der Probst.

Behüte Gott, Ebbo! das habe ich nicht gesagt.

Ebbo.

Ich sag's und werde es immer sagen. Hand an's Werk und ausgedauert; der Wille ist der stärkste Herr der Welt!

Der Probst.

O Freund, dort oben walten wunderbare Mächte, die sich nicht trotzen lassen. Des Menschen Wille schwindet vor ihnen, wie die Flaumfeder vor dem Nordwinde.

Ebbo.

Und doch kann er sie beschwören, diese Mächte.

Der Probst.

Das kann er nur in Demuth und Gebeth.

Ebbo.

Er kann es auch, wie Ihr dort mit dem Zauberstabe; oder (er greift an sein Schwert) — mit diesem Talisman.

Der Probst.

Ich habe beide Kräfte lang versucht und mich an ihnen lange getäuscht. Nun traue ich keinem mehr, als dort dem.

(Er zeigt auf das Kreuz.)

Ebbo.

Das glaube ich schwer. Sitzt Ihr doch noch täglich über Euren Büchern und Zirkeln und heidnischen Sprüchen, und rechnet und sprecht, weiß Gott, welche Worte, und schaut an den nächtlichen Himmel hinaus.

Der Probst.

Das thue ich, Freund, und that es lange schon. Doch nicht immer stimmte der Ton, welchen ich in meinem Innern zu ver-

nehmen glaubte, zu der Harmonie der großen Geisterwelt; ich habe lange geirrt.

Ebbo.

Und nun?

Der Probst. (faßt Ebbo bei der Hand)

O Freund, es gibt der trüglichen Zwecke so viele, zu denen die Menschen durch unzählige Pfade hinan streben, und wenn sie dieselben durch Zauber und Gewalt erreicht haben, so schwindet ihr vermeintlicher Schatz, wie eine zersprengte Seifenblase. —

Ebbo.

Was forscht ihr also?

Der Probst.

Ich forsche nicht mehr, aber ich horche der großen Harmonie, mit welcher die ewige Geisterwelt die heiligen Sphären durchzieht. Seht, Freund, wenn ich die höre, so kann ich es unterscheiden, ob des Einzelnen Thun und Streben zu diesen ewigen Tönen stimmt, oder ob er fremdem Klange folgt und untergehen wird.

Ebbo.

Sey's, ich verstehe das nicht. — Allein ein anderer Maßstab ist ein Schwert. O Cuno, was dort im Herzen stockt und spukt und kocht, das kann ein Schwert gar herrlich von dem tollen Zauber lösen!

Der Probst.

Ihr seyd ja heute ungewöhnlich wild und hochgemuthet.

Ebbo.

Das bin ich, Cuno.

Der Probst.

Ein Ebentheuer habt Ihr wohl im Sinne?

Ebbo. (spöttelnd)

Steht's draußen nicht am Himmel? Seht Ihr nichts?

Der Probst.

Frevelt nicht, Ebbo! Wer war heute schon vor Tage auf Drachenfels?

Ebbo. (betroffen)

Ihr habt gute Spionen, oder sehet sehr scharf. Und weiter?

Der Probst.

Und weiter weiß ich nichts. Nur Freund, die Rose, die dort auf Euerm Helme wogt, gehört dahin nicht; wollt Ihr sie nicht an ihren Platz zurückbringen?

Ebbo.

Sie steht recht, wo sie soll. (Er nimmt den Helm ab.) Mein Mädchen schenkte sie mir beim Morgengruße. Schön Blümchen! (Er küßt die Rose.)

Der Probst.

Daß nur aus ihr nicht eine weiße sprosse?

Ebbo.

Seltsam. — Nun, wohin sollt' ich sie bringen?

Der Probst.

Ich weiß nicht. Dorthin, wo sie fehlt.

Ebbo.

Komme vielleicht heute noch hin. — Gebt mir einen Trunk, Cuno, und ich ziehe wieder ab.

Der Probst.

Das soll geschehen.

(Er geht hinaus.)

(Ebbo tritt an ein aufgeschlagenes Buch.)

Ebbo. (halb laut)

Das ist erst eben hingeschrieben; laß doch sehen.

(Er liest.)

„Ebbo, du bist's! — Gott, wie du willst, du Unergründlicher!“

(Er erschreckt.)

Das schrieb er heute erst? Was soll das? — Und mit der Rose? — war doch wunderseltsam. —

Der Probst. (kommt mit einem Becher)

Gott mög's Euch segnen, Ritter!

Ebbo.

Ey, was wir lieben, Cuno!

(Er trinkt und reicht dem Probst den Becher.)

Der Probst. (trinkt)

So sey's auf Euer Wohl.

Ebbo.

Lebt wohl, Cuno, und habt Dank!

Der Probst.

Zieht hin in Frieden!

Ebbo.

Habt Ihr mir sonst nichts zu sagen?

Der Probst.

Ihr würdet es heute nicht fassen, Ebbo. Euch treibt ein wunderlich Geschick.

Ebbo.

'S ist wahr. Doch sagt, was Ihr mir noch bedeuten wollt. Möchte Euch gerne zuhören, wenn ich könnte.

Der Probst.

Zieht hin in Frieden; aber wenn Ihr Euch zu rascher That getrieben fühlt, so denket dieser Worte: Lieblich ist's, hienieden wandern, wenn man es erst gelernt hat, in heiligem Zauber die wilden Kräfte zu fesseln, die kühn und unbändig oft die klare Flut der Liebe zu trüben suchen, welche in jedes Menschen Herz aus dem Urquell des ewigen Liebesmeeres fließt.

Ebbo.

Und der Spruch sollte für Mönch und Ritter taugen?

Der Probst.

Bei Gott, Freund! Nur ihn habe ich nach langem Trachten und Streben bewährt gefunden.

Ebbo.

Will mir nicht klar werden; es gelingt wohl ein andermal besser. Ich muß nun fort. Lebt wohl! Vielleicht komme ich zu Nacht zurück, und mir ist dann kühler.

Der Probst.

Lebt wohl, Ebbo. Geleite Euch Gott!

Eine Rüstkammer auf Drachenfels. Walther untersuchet Harnische und Schwerter. Dann nimmt er einen Helm von der Wand.

Walther.

Mich stellte das Schicksal an eine seltsame Stelle im Leben. Nur schauend und richtend soll ich kalt und sinnig in den tiefen Gang der Zeit blicken, wie ein eisumglänzter Berg unbewegt in das Thal blickt, bis er, wie auf höheren Wink, strafend eine Lavine losreißt, und sie rächend über ein sündlich Geschlecht stürzet. — Allein es ist untröstlich, nur als richtender Geist mit gezucktem Schwerte überall entscheiden zu müssen, wenn auch das heilige Recht unsern Arm allgewaltig leitet. Es ist unerfreulich, immer zu wachen und klar hinzuschauen, und die Träume des Wahns und die Täuschungen der Liebe mit ihren reitzenden Irrungen und mit ihren schwärmenden Thorheiten nimmer zu durchschiffen, da doch über diese Zauberfluten die Wonne des Lebens am beglückendsten ausgegossen ist. Allein mein Loos warf eine kalte, scharfe Hand, und so muß ich es fortführen, denn über mich selbst wacht mein Schicksal am unbestechlichsten.

(Er beschauet den Helm genauer.)

Du decktest wohl kein Kriegershaupt mehr, eiserne Haube, seit dich einer der alten Drachenritter aus dem gelobten Lande zurücktrug. Mir magst du nun dienen; denn auch mein Kampf ist ein Kreuzzug für heiliges Gesetz und strenges Recht. — O Siegmund, Siegmund! Du bereitetest mir nebst vielen andern auch diese schwere Stunde der Entscheidung, und führest nun deine Kinder gegen einander in den Kampf auf Leben und Tod!

(Er hat inzwischen eine Rüstung angelegt, den Helm aufgesetzt, und ein Schwert in die Hand genommen.)

(Berta tritt an die Rüstkammer und schaut hinein.)

Berta. (zurückbebend)

Jesus Maria! mein Traum! Siegmund, bist du es?

Walther.

Nun, erschreckt nicht so, Mutter. Saht Ihr doch den Vater Siegmund wohl in dieser Rüstung; so ziemt es auch mir, sie einmal wieder anzulegen.

Berta.

Bei Gott! ganz seine Gestalt und seine Stimme.

Walther.

Lassen wir die Todten ruhen, Mutter. Aber der Traum? Was für ein Traum?

Berta.

Nun, ein Traum ist ein Trug. Aber was soll dir die Rüstung, Walther?

Walther.

Sollen wir denn die alte eisenfeste und eisentreue Zeit so ganz vergessen, und uns scheuen, auch nur eines der alten Waffenstücke wieder anzulegen? — Aber der Traum, Mutter, der Traum?

Berta.

O mit jener eisernen Zeit schwindet doch auch viel Gewalt und viel wilder, frevelnder Muth. Mir kostete sie viele Thränen; habe noch die letzten Nächte viel geweint.

Walther.

Wohl in dem Traume, vom dem ihr sagtet. Erzählt mir doch den Traum.

Berta.

Wie du wieder stürmst und brausest, Walther. Ich hätte den Traum nie erzählt; doch nun habe ich wohl vor dir, Zeichendeuter, keine Ruhe. Schließe die Thüre fest ab, und dann — nie mehr etwas davon; hörst du, Walther?

Walther. (schließt die Thüre ab)

Gut, Mutter, ich kann schweigen. Fangt nur an.

Berta. (zögernd)

Es sind drei Nächte nun, daß ich die zwölfte Stunde in allerlei Beschäftigungen herangewacht hatte. Es sah am Himmel so seltsam aus, und der Wind wehte so schauerlich aus dem Rheinthale herauf, daß mir war, als würde irgend ein großes Fest an den Himmelsburgen gefeiert, und der Schlummer war weit von meinen Sinnen entflohen. Ich sah durch das Fenster in die Tiefe hinunter, und alles war so feierlich still, und der Strom ging bedachtsamen Schrittes, und mir schien, als ob alle feindlichen Geister sich in dieser schönen Nacht versöhnen sollten. Da dachte ich, möge der Herr auch mir so, und allen den Meinigen stillen Frieden und Versöhnung gewähren, daß keine bange Stunde von den Erinnerungen vergangener Thaten nachtöne. Und als ich das noch sagte, kniete ich an dem kleinen Marienbildlein in meinem Gemache nieder, und wollte mich in einem frommen Ave Maria der heiligen Jungfrau zu Nacht befehlen. Ich barg die feuchten Augen in den bebenden Händen, und so schlief ich

ein. — Aber da mochte ich eine kurze Weile geschlummert haben, so pochte es mit schwerer Hand an meiner Kammer, und die Thüre öffnete sich, und es stand Siegmund vor mir; Walther, ganz wie du dort in seiner Rüstung vor mir stehest.

Walther.

Und Ihr wachtet nicht auf, Mutter?

Berta. (schauerlich)

Und ich wachte nicht, doch glaubte ich zu wachen, und es war mir, als faßte er mich mit der geharnischten Hand an dem Arm, und winkte mich auf den Thurm dort, der gegen das Gebirge steht. Und ängstlich folgte ich ihm, als schwebte ich die vielen Stufen hinan, und ach, wie kann ich dir es sagen? da wehte ein heißer Wind zu uns hinüber, und Siegmund ward durchglüht in seiner eisernen Rüstung, als ob er in einem Schmelzofen stände, und es glühte all sein Gebein und Blut und Leben bis in's tiefste Herz hinein. Und der Glühwind trug ihn rasch zur Löwenburg hinüber, und dort schloß er ein sterblich Weib in seine Feuerarme. Und bald riß es ihn gewaltig wieder von dort weg, er sank in das Thal herunter und stand dann drüben am Rheinufer, ein Feuermann. Und als ich das alles gesehen hatte, da schoß ein dunkler Vogel aus der Löwenburg herüber, und schwebte um mich her, und wollte mir die schöne Perle rauben, die ich immer an der goldenen Kette trage. Und da tratst du zu mir hin in Siegmund's Rüstung, und erlegtest den Vogel; aber die Perle nahmst du, und schicktest sie zu einer Kirche, und in der Perle schwebte, wie in einer hellen Thräne, immer noch des dunkeln Falken Bild. Dann sah ich wieder in das Thal hinunter, und es zogen still zwei Rittergestalten gegen einander

hin. Einer war der glühende Siegmund und der andere trug viel morgenländischen Schmuck an Helm und Rüstung. Sie gaben sich die Hand und zogen dann hoch in das Gewölke hinein. Und nun war alles wieder verschwunden; ich sah nichts mehr, und erwachte halb, und hörte nur noch den Wind schwirrend längs den Fenstern flüstern. Und früh am Tage fand ich mich über meinem Lager unentkleidet hingestreckt. Die nächtlichen Bilder aber durchbebten meine Seele noch immer mit sanftem Grausen; doch geschreckt haben sie mich nicht; es ist stiller und friedlicher in meinem Herzen geworden, und ich habe alles der heiligen Jungfrau anbefohlen.

Walther.

Daran habt Ihr gut gethan, Mutter. Laßt eine Messe für Vater Siegmund lesen; wer weiß, vielleicht hat sein Geist noch nicht die ewige Ruhe gefunden.

Berta.

Da sagst du ein tröstlich Wort, Walther. Dein Vater war ein guter Mann, aber etwas rasch und wild, und des Herrn Gericht ist streng. Ich lasse die Seelenmesse morgen auf St. Apollinarisberge lesen; will gleich hinschicken. — Aber die alten Waffenstücke laß ruhig an ihrer Stelle, mein Sohn. Wollte Gott, sie würden nie wieder in Ernst angelegt.

(Sie geht ab.)

Walther.

Doch Mutter, sie werden noch angelegt werden, und das bald.

(Er legt die Rüstung wieder ab.)

Sollen der glühende und der morgenländische Ritter sich endlich versöhnen, so muß der Vogel fallen, der deine köstliche Perle

rauben wollte. Ach Gott, wäre es ein Falke nur! aber es ist mein Bruder Ebbo. — Das Loos ist geworfen; hier gibt es nur eine Entscheidung. Mit einem Streiche muß in Sühne alter Schulden, in Sprengung sträflicher Liebesbande, und in Lösung eines ernsten Ritterwortes das zürnende Schicksal besänftiget werden, und dann erst kann der sündliche Zauber schwinden, in welchem ein ganzes Geschlecht befangen ist. — Herr, du legtest das Entscheidungsschwert in meine Hand; laß mich ohne Sünde es wieder in seine Scheide bringen!

Zweiter Aufzug.

Ein kleines Würzgärtlein zwischen gothischen Gebäuden. Maria geht an den Beeten und Blumenscherben still hin und her, die Blumen pflegend. Dann setzt sie sich auf eine Rasenbank, nimmt ihre Laute und singt.

Maria.

Auch in den Schmerzen
Kann Liebe scherzen; —
O Schmerz liebt schön!
Ohn' Lieb und Leiden
Muß bar an Freuden
Das Leben gehn.

(Der Schildknappe Ebbo's schleicht leise zum eisernen Gitterpförtlein am Garten, und lauscht dem Liede. Maria bemerkt ihn nicht.)

Der Knappe.

Gott, was dadrinnen lieblich singt, wie Engelstimmlein! Sollte das das Fräulein seyn?

Maria. (singt sanft weiter)

Aus allen Ketten
Weiß Lieb' zu retten,
Wird's noch so schwer;
Stets bleibt dem Hoffen
Ein Pförtlein offen: —
Braucht auch nichts mehr.

(Sie legt die Laute nachdenklich hin.)

Der Knappe.

Das muß das Burgfräulein seyn; ein Himmelsbild, weiß Gott!
(Er öffnet leise die Gitterthüre und tritt hinein)
Wie Ihr schön sangt, Fräulein; ich bin ganz stumm darüber geworden; sollte ich doch —

Maria. (etwas bestürzt)

Nun, wie kommst du hierhin, Knappe, mich singen zu hören? — Mich haben die Blumen wehmüthig gestimmt; die bunten Geschwister duften Zaubertöne.

Knappe.

Und wißt Ihr denn, was sie singen, Fräulein? Könnt Ihr ihre Lieder verstehn?

Maria.

Wie sollte ich nicht? Tönt ihr Singen doch verständlich zu jedem Herzen.

Der Knappe.

Aber die Sprache, die jedes einzelne spricht, die kennt Ihr wohl nicht; soll ich sie Euch deuten? Mich hat sie ein alter Sänger gelehrt.

Maria.

Du siehst mich so sinnig an, Knappe; so laß mich hören.

Der Knappe.

Seht, hier steht eine Primel; sie singt:

Schlüsselblum nennt ihr mich:
Seyd rein und fromm, wie ich,
Demüthig blickt und still,
Ich euch den Himmel erschließen will.

Maria.

Liebliche Worte sagt diese Blume; habe sie wohl bisheran zu wenig geachtet. Aber ich will sie nun besser pflegen, wenn sie mir ein Himmelsschlüßlein werden will. — Was bedeutet diese Nachtviole?

Der Knappe.

In stiller Nacht,
Bei Sternenpracht,
Füll' ich die Luft
Mit süßem Duft.
So sollt ihr in nächtlichen Stunden gern
Preisen im Kämmerlein Gott den Herrn.

Maria.

Die war auch immer meine Lieblingsblume. Nun soll sie in meiner Schlafkammer stehen, und ich will mit ihr beten zu Nacht.

Der Knappe.

Und hört Ihr, was dies Blümlein sagt?

(Er zeigt auf eine Nelke.)

Maria.

Nun?

Der Knappe.

Frisch wie die Nelke,
Nimmer verwelke,
Mädchen, dein Herz.
Mit würzigem Ruche
Stärk' es und suche
Stets freudig Jesum in Ernst und Scherz.

Maria.

Fromme Blümlein, ihr habt zu mir immer lieblich geredet; aber so fromm habe ich euch nicht gekannt.

Der Knappe.

Und keine Veilchen habt Ihr hier, auch nicht Vergißmeinnichte, selbst die kleine Maaßlieb sehe ich nicht?

Maria.

Die Veilchen sind verblüht; Vergißmeinnichte stehen unten am Bronnen; aber die Maaßlieben wachsen ja überall wild im Grase; sieh, hier stehen sie wie gesäet.

Der Knappe.

Und sie sind doch so gar anmuthig in ihrem Sang:

Sternlein sind wir,
Und zeigen, Kind, dir
Des Himmels Freude
In schlichtem Kleide,
In stillem Schein. —
Glänzen in Pracht und Gold
Haben wir nicht gewollt;
Aber wer schuldlos ist,
Himmlische Lust genießt,
Kann mit uns fröhlich und selig seyn.

Maria.

Herzige Worte! O wie möchte ich jede meiner Blümchen so verstehen können in ihrer stillen Rede.

Der Knappe.

Das könnt Ihr, Fräulein; ich habe es auch gelernt, seit mir jener alte Sänger gesagt hat, wie ich sie belauschen kann.

Hier steht eine Blume, die ich noch nimmer sah, aber ich will aus der Farbe und dem Dufte doch wohl ihres Herzens Liedlein errathen und sagen, warum sie aus so wehmuthsschwerem Auge blickt. (Er betrachtet die Blume genau.)

Maria.

So laß mich hören, Knappe.

Der Knappe.

Vom Kreuz des Herrn
Stand ich nicht fern
In jenen Leidensstunden;
Drum hab' ich in Trauer
Für ewige Dauer
Die lieblichste Wollust gefunden.

Maria.

Gott! wie du das nur deuten konntest, Knappe. Du hast recht gesagt, denn die Blume heißt Passionsblume und in ihr stehen die Leidenszeichen. Sieh nur hin.

Der Knappe.

Ein unendlich lieber Name! — Aber habt Ihr denn keine Rosen hier, Fräulein?

Maria. (etwas verlegen)

Ich habe sie alle diesen Morgen in Töpfen vor der heiligen Jungfrau in der Kapelle aufgestellt, und hatte noch nicht einmal genug.

Der Knappe. (jene Rosenknospe hervorziehend)

Ich bringe Euch eine mit, die Ihr bis zum Abende bewahren sollt, wo sie Euer Ritter wiederfodern wird, daß sie ihm von Eurer Hand zum Kampfzeichen werde.

Maria. (erstaunt)

So bist du Ebbo's von der Löwenburg Knappe? Gib mir die Rose, um sie habe ich schon viel geweint.

Der Knappe.

Hütet sie wohl, Fräulein, daß Ihr sie auf Ebbo's Helm stecket, zum Kampfzeichen. (Er gibt ihr die Rose.)

Maria.

Nein, dahin soll sie nicht. Sie fehlt in den Blumentöpfen in der Kapelle, und dorthin werde ich sie gleich bringen.

Der Knappe.

Ebbo will um die siebente Stunde heute Abend hier seyn; Ihr sollt seiner an der Kapelle warten.

Maria.

Das will ich. Sage ihm, daß er mich dort finden wird.

Der Knappe.

Und sonst wollt Ihr mir nichts mehr befehlen, Fräulein?

Maria.

Schon zu lange weilte ich hier. Vielleicht sucht mich die Mutter oder Walther. Eile fort. Dank dir für deine schönen Blumenlieder.

Der Knappe.

Wollt Ihr mir nicht ein Blümchen schenken?

Maria.

Zum Dank recht gern. Welche willst du?

Der Knappe.

Ach, der Passionsblumen ist leider nur eine im Gärtchen, Fräulein!

Maria. (pflückt die Passionsblume ab)

Aber ich gebe sie dir dennoch für dein schön Liedlein gerne. Sage es mir noch einmal vor.

Der Knappe. (küßt die Blume)

Vom Kreuz des Herrn
Stand ich nicht fern
In jenen Leidensstunden,

Maria. (rasch)

Drum hab' ich in Trauer
Für ewige Dauer
Die lieblichste Wollust gefunden.

Siehst du, wie ich die Weise behalten habe. Grüße Ritter Ebbo, und lebe wohl.

(Der Knappe eilt weg.)

(Maria nimmt die Laute und singt.)

Maria.

Stets bleibt dem Hoffen
Ein Pförtlein offen; —
Braucht auch nichts mehr.

Will mir denn heute gar kein anderes Lied gelingen? immer die alte Weise. Wie lauten auch die letzten Reimlein?

(sie singt)

Doch wenn der Traute
Sein Schloß sich baute
In kühlem Grab, —

(Sie legt schnell die Laute weg.)

Gott, was ist das! Wie wird mir bange bei dem Liede! Wache ich nun erst auf? O das Lied spricht bedeutsam! Haben sich die Männer nicht beschieden? Sprach der Knappe nicht vom Kampfzeichen, von der Rose, von Ebbo, den ich vor dem Kampfe an der Kapelle erwarten soll? — Ach, wie habe ich am Tage denn geträumt von süßer Minne, und die Nacht läßt mich vielleicht wachen die schrecklichste Todtenwache! — Fort, hier ist meines Bleibens nicht mehr! O möchte es mir gelingen, die zürnenden Ritter zu versöhnen und zu retten!

(Sie eilt weg.)

Ein Gang nahe am Burgthor. Der Knappe geht dort stille her, die Blume betrachtend.

Der Knappe.

In tiefe Augen
Durftest du saugen
Des Herrn unsägliches Leid;
Von seinem Blute
Ward dir, du Gute,
Der Schatten in deinem Trauerkleid.

(Walther tritt auf und faßt den Knappen scharf in's Auge.)

Walther. (für sich)

Sind etwa fremde Ritter angekommen? Doch die müßte ich gesehen haben.

Der Knappe.

(ohne Walther zu bemerken, zur Blume hinblickend)

Hätt' ich dort weilen
Mit dir und heilen
Dürfen die Gluten
Sehnender Liebe,
Weinender Lust!
Hätt' ich ihn bluten
Gesehen und trübe
Oeffnen die liebende Brust!

Walther.

Wer gestattet dir, fremder Knappe, in dieser Burg herum zu schleichen? Woher die Blume? Durftest du diese einzige Passionsblume wegreißen, die in dem Gärtchen blühte? Du hast viel gewagt, Bursche.

Der Knappe.

Ritter, geht mich nicht so an. Ich diene einem tapfern Herrn treu. Die Blume gab mir das Burgfräulein.

Walther.

Maria hätte dir die Passionsblume gegeben, die ihr so werth war? Sag an, schickt sie dieselbe etwa auch an Ebbo?

Der Knappe.

Sie hat sie mir für einige fromme Reimlein geschenkt.

Walther.

Für einige tolle Schwärmereien Ebbo's, ahnet mir. Sprich, wem dienst du, Bursche. Die Farbe deiner Tracht ist mir ja bekannt?

Der Knappe.

Nun, Ihr sehet recht; Ebbo von der Löwenburg ist mein Herr.

Walther. (reißt ihm die Blume weg)

Der soll die Blume nicht kriegen! Sage ihm, er habe sich diesen Morgen das Kampfzeichen geraubt. Er hat an einem genug.

Der Knappe. (wehmüthig)

O du arme, schöne Blume! Ritter, die Blume gehörte mir eigen.

Walther.

Desto schlimmer. Gehe, sage deinem Herrn, er solle der siebenten Stunde und des Godesberger Kreuzes denken.

Der Knappe.

Wen er dahin beschieden hat, der wird ihn gewiß da finden.

Walther.

Das will ich hoffen. Sage ihm, du habest mich auf dem Wege zur Rüstkammer gesehen.

Der Knappe.

Den Weg kann Ritter Ebbo sparen, denn die Rüstung kommt ihm nicht vom Leibe. — Harter Mann, die Blume gehörte mir, ich hatte sie mir fromm verdient.

(Er geht traurig weg.)

Walther. (steht sinnend still)

Eine Passionsblume wollte sie ihm schicken? Seltsam. Streite ich doch eigentlich nur für sie: so mag mir die Blume als Kampfzeichen auf dem Helme stehen, wenn sie mich auch für ihren

Ritter nicht erkennen will. Eine Leidensblume wird sie wohl immer werden, fürchte ich. Der Kampf ist wie ein Gottesurtheil; nach seinem Willen mag ihn der Herr entscheiden.

(Er geht ab.)

Abenddämmerung. Der Platz, wo die Linden stehen, und die Kapelle. Maria kommt mit der Rose, und geht in die Kapelle. Sie stellt die Rose in die Blumenurne, wo sie fehlte.

Maria.

Heilige Jungfrau, sieh, nun fehlt keine Blume mehr in deinen Töpfen. Aber wie, diese Rose ist ja schon ganz verwelkt und die andern blühen hier noch frisch, wie am Morgen. Ach Gott, die Hitze des Tages hat sie schon verletzt! Zürne mir nicht, Mutter des Herrn! ich bin ja nur ein schwaches Kind, und kann nur lieben und beten und weinen. Aber sieh, das Kampfzeichen ist nun zurückgegeben: so laß auch die kühnen Männer friedlich sich die Hände bieten. Ja, du wirst es, du Gütige, denn mit mildem, freundlichem Blicke schauest du auf dein armes Kind herunter. —

(Sie sieht sich um.)

Wie ist es so still hier, so traulich. Muß das Lämpchen zu Nacht noch einmal schüren. — Die Abendsonne scheint so lieblich durch die bunten Scheiben und beleuchtet den Heiland, der in seinem Schmerz an dem Kreuze hängt. — Und dort den schlanken Ritter in der goldenen Rüstung; — steht er doch mit dem Schwerte und mit der Kreuzfahne, — wahrhaftig, ganz wie

mein Ebbo; diese Augen, diese gebogene Nase, diese hohen Beine. — Ey nein! was träume ich einfältiges Ding; es ist ja mein seliger Vater Siegmund, der die Kapelle baute, — und von dem die Leute sagen, er gehe noch oft zu Mitternacht am Godesberge. Ach, ich habe ihn nur selten gesehen, den Vater Siegmund; möge Gott seiner Seele die ewige Ruhe geben! — Aber das Bild ist schön in dem hohen Fenster; recht doch, wie mein Herzensritter. — Mein Vater, — mein Ebbo? — Nun, gilt gleich; ich liebe dich, schöne Gestalt, und du erfreuest mich, wie ein Wonnetraum. — Wird er nicht bald kommen? Wie ist es so heimlich hier, so lieb und still!

(sie singt:)

Dann muß von Leiden
Die Liebe scheiden, —
Sinkt mit hinab.

(Ebbo kommt.)

Ebbo.

Ha, finde ich dich schon zur Stelle, Mädchen?

Maria.

Nun, Ihr habt mir die Rose wiedergeschickt, die der heiligen Jungfrau gehörte, und die habe ich hingesteckt, wo sie fehlte.

Ebbo.

Ey was! Die Rose gehört mir. Du solltest sie nur aufheben und sie mir nun zum Kampfzeichen wieder geben.

Maria.

O Ritter, nichts von Kampf; das Herz zerbricht mir im Busen sonst.

Ebbo.

Ich habe Walthern ausgefodert, und ich muß ihn bestehen; wie sollte ich mein Wort zurücknehmen?

Maria.

Um des geringen Zwistes willen!

Ebbo.

Nein, er stellt sich immer wie ein Scheuchbild zwischen mich und dich, und deß war ich lange müde. Er will mir nicht Wort stehen; so muß die That entscheiden, bei wem das Recht ist.

Maria.

Ich will euch versöhnen.

Ebbo.

Nun nicht, Maria. Dieser Kampf muß bestanden seyn. Gib mir die Blume, daß ich sie auf meinen Helm stecke.

Maria.

Ihr tödtet mich mit Eurer wilden Kampflust. Ist doch Walther mein Bruder, keinen von euch darf ich verlieren, sonst — seyd ihr mir ja beide verloren! — Laßt uns zwischen den Linden lustwandeln; wir sind ungestörter dort.

Ebbo.

Mag die Jungfrau die Blume einstweilen noch behalten; wenn ich wegziehe, muß ich sie doch schon haben.

Maria.

Nein, nein, Ebbo! Laßt ihr die Blume; nehmt mich dafür mit zum Wahlplatz; ich will euch Kampfzeichen, Beiden euch Versöhnung seyn.

Ebbo. (küßt sie)

O du Engel.

Maria. (sich sträubend)

Nicht doch in der Kapelle; kommt hinaus, Ebbo.

Ebbo.

Bist ein albern Ding! Ist dir denn die warme Minne im Herzen nicht mehr werth, als das todte Bild dort mit den Töpfen und Blumen und deinen frommen Sprüchen?

Maria.

Laßt mir meine Freuden, harter Rittersmann. Von allen wäre es meine größte, mit Euch hier einmal zu knien, und heiß zu der Jungfrau zu beten; — kann ich das nicht: — o so laßt mich immer doch noch allein beten, bis ich es mit Euch kann.

(Sie gehen unter den Linden vor der Kapelle.)

(Der Probst Cuno steht am äußersten Ende des Lindenganges, gekleidet als alter Meistersänger, und singt leise zur Laute. Ebbo und Maria horchen dem Liede.)

Romanze
von einem bezauberten Ritter.

Durch Sturm und Nacht,
Wenn kein Auge mehr wacht,
Zog ein einsamer Ritter vom Schlosse,
Ihn bannte der Fluch,
In Traum und in Trug
Zu sprengen auf feurigem Rosse.

Und ein Mönchlein da stand
An des Teiches Rand,
  Wie er kam durch das Dunkel geritten;
Das sprach: „Seht hinan
Zu dem Kreuze; der Mann
  Hat für Euch und für Alle gelitten!“

„Das Grab nur befreyt,
Wen die Lust hat gefeyt,“
  Sprach heulend der Ritter am Teiche.
Der Mann und das Roß
In den Abgrund schoß;
  Fast ward auch der Pfaffe zur Leiche.

(Der Probst geht ab.)

Ebbo.

Welch schauerlich Lied! ich mocht' es nicht hören, und doch hatte ich nicht die Kraft, den Alten zu unterbrechen.

Maria.

Wehe! mir ist ganz beklommen geworden bei diesem Gesange; er hat mir in die tiefste Seele gegriffen.

Ebbo.

Wo ist er nur hin, der Alte mit seiner Laute? Ist er doch wie verschwunden.

Maria.

Ein grausenhaft Lied, und doch möcht' ich es wieder hören. Ist er fort?

Ebbo.

Fort ist er, und mir ist, als hätte er mir Sinn und Denken mitgenommen.

Maria.

Kommt, Ebbo, wir wollen ein Paternoster in der Kapelle sprechen, das tröstet immer.

Ebbo.

Nein, ich muß fort. Die Rose nehm' ich mir mit, und dann hinunter zum Godesberge.

Maria.

Um Gotteswillen beschwöre ich Euch, laßt die Rose hier; bleibt selbst hier; Ihr dürft nicht fort.

Ebbo.

Ritterwort zwinget von Süd nach Nord. Laß mich, Maria; bald bin ich wieder bei dir, und dann scheide ich nimmer.

(Er eilt zur Kapelle.)

Maria.

(hält ihn weinend noch immer zurück)

Bleibt, Ebbo, bleibt! Soll ich Euch denn für immer zum letztenmal sehen? Laßt die Rose; ich will mit Euch.

(Ebbo reißt sich los, Maria folgt ihm in die Kapelle.)

Ebbo.

Nein, ich muß fort. Die Rose ist mein Kampfzeichen.

(Indem er die Rose nimmt, erscheint Cuno mit der Laute wieder an der Thüre der Kapelle und singt.)

Der Probst Cuno.

„Das Grab nur befreyt,
Wen die Lust hat gefeyt,"
Sprach heulend der Ritter am Teiche.

(Er geht schnell wieder weg.)

Maria.

Jesus, Maria, sey mir gnädig!

(Sie sinkt am Altar nieder.)

Ebbo. (küßt sie)

Leb' wohl, Maria; morgen bringe ich dir mit der frühesten Sonne die Rose wieder.

(Er geht schnell weg.)

(Berta kommt zwischen den Linden.)

Berta. (für sich)

Wo mag sie nur so lange bleiben; sie macht sich wohl wieder in der Kapelle zu thun. Gott erhalte ihr stets diesen frommen Sinn. Dem Herrn dienen, hilft Heil und Segen gewinnen.

(Maria erhebt sich leise, setzt sich auf den Fuß des Altars und singt wehmüthig.)

Träume der Liebe,
Wie fern in's Trübe
Seyd ihr entflohn!
War gleich mein Sehnen
Nur Quell der Thränen;
Gern weint' ich schon.

Nun weiß ich erst den Anfang meines Liedes wieder. Gott, ich bin wie gelähmt an jedem Gliede! Könnt' ich ihnen nur nach, den wilden Streitern! Ich wollte mich selbst zwischen ihre Lanzen werfen, denn immer werden sie ja mich zugleich tödten, wenn sie einen von ihnen niederbohren. — O, mir wird so bange hier! Aber ich kann nicht, — ich kann nicht fort. (lauter) Mutter, Mutter!

(Sie sinkt wieder hin.)

Berta. (hinzutretend)

Um des Himmels willen, was ist dir Kind? Gütiger Gott, sie ist bewußtlos, ohnmächtig! Maria! was hast du? So rede denn! Heilige Jungfrau, was ist dem Kinde geschehen?

(Sie setzt sich auf den Fuß des Altars, nimmt Maria auf den Schooß, und bemüht sich, sie wieder zu sich zu bringen.)

Dritter Aufzug.

Abend. Zimmer im Schlosse Drachenfels, schwach erleuchtet. Maria sitzt allein am Fenster und starrt in das Rheinthal hinunter.

Maria.

Fort; alles fort! Walther nicht auf der Burg; Ebbo weggezogen! Wo sind sie nur hin? Es ist schon so dunkel im Thal. Wenige Silberwellchen wirft nur der Mond auf die Rheinflut. Angstvoll schlägt mir das Herz und mir ist so wehe in dieser Qual, ich bin so müde. Warum konnte ich auch nicht mit ihm? Armes, schwaches Ding, hattest die Kraft nicht, dich an ihm anzuhalten, daß er dich auf schnellem Rosse mit in das Thal getragen hätte! Zum Godesberg! zum Godesberg! Ach, es klingt mir immer noch wieder in den Ohren wie Sterbeton! Gibt es denn etwas Schrecklicheres, als den Gedanken: Ebbo todt! Walther todt! Schon mit dem ersten Worte würde mich die Nachricht ja auch tödten. — Ach, sie sind so hart, die Männerherzen, wie Felssteine! Sie dürfen sich nur berühren, und überall sprühen Feuerfunken, bis sie gewaltsam auseinander fahren, um sich nie wieder zu vereinen. Sind sie denn von anderm Stoffe, als die unsrigen, die alles nur ewig aussöhnen und in Liebe zu einem einzigen, großen, freudigen Herzen machen möchten? — (Sie blickt noch starrender ins Thal.)

Was wird es dort unten? Knappen mit vielen Fackeln eilen von verschiedenen Seiten her. — Zwei dunkle Ritter sprengen auf raschen Rossen gegen einander. — Waffen schimmern. — Das Horn ertönt. — Gott, sie legen die Lanzen ein! Ich muß fort! Ich muß sie sterben sehn! Ich muß mit sterben! Heilige Jungfrau, sey du mein Geleite!

(Sie eilt aus dem Zimmer.)

(Von der andern Seite tritt Berta hinein.)

Berta.

Nun, was hast du, Maria? Ist dir besser? — Wie? Sie ist nicht hier? Maria!

(Sie geht ängstlich suchend durch das Zimmer.)

Wo kann sie nur hin seyn? Klagte sie sich doch erst eben noch so schwach, daß sie sich kaum aufrichten könnte, und nun ist sie weg? antwortet nicht?

(Sie öffnet die Thüre.)

Maria! — Unbegreiflich! Wo kann sie seyn? Ach, mir wird so bange! Sollte sie denn hinausgegangen seyn? Muß doch gleich nachfragen.

(Sie geht durch die andere Thüre hinaus.)

(Gleich nachher kommt der Probst Cuno als Sänger mit der Laute.)

Der Probst.

Auch hier niemand; Berta nicht, Maria auch nicht? Er führte sie doch nicht mit sich fort, und in der Kapelle ist sie auch nicht mehr. Daß ich die Rittersfrau nicht finden kann!

(Er tritt an das Fenster.)

Ist das nicht Maria, die dort am Hang des Berges hinunter eilt, wie auf Blitzes-Flügeln? Ja, wahrhaftig! — Armes, armes Kind! — Und drüben am Godesberge Fackelschein und kämpfende Ritter! Ach Gott, nun wird mir ja alles schrecklich klar! Ebbo, Walther, ihr seyd's! Gott, wie du willst, du Unergründlicher! — Aber was thue ich? — Stille, Berta kommt.

Berta.

(tritt weinend hinein, ohne den Probst zu bemerken)

Ach, guter Gott, warum hast du mir das gethan? Maria nicht in der Burg, Walther in Rüstung ausgezogen! Soll ich alte Rittersfrau denn nicht einmal mehr die tröstliche Hoffnung haben, daß meine Kinder mich einst zur Erde bestatten werden?

Der Probst.

Gott möge Euch trösten, edle Frau!

Berta. (erschreckend)

Herr Jesus! eine bekannte Stimme. Wer seyd Ihr, alter Sänger!

Der Probst.

Ey nun ja, es freut mich, zuweilen am stillen Abende meine alten Sängerkleider noch einmal wieder anzulegen und meine einsame Klause zu verlassen, um unter Gottes freiem Himmel oder bei guten, frommen Menschen meine Jugendlieder zu singen.

Berta. (die ihn näher angesehen hat)

Ach Gott, der Probst! Kommt Ihr denn nun eben den Berg hinauf?

Der Probst.

Nein, ich weilte schon eine Zeit lang in Euerm Garten und unter den Linden.

Berta.

Und habt Ihr Maria nicht gesehen? Sie war vor kurzem noch in der Kammer hier; ich verließ sie auf einen Augenblick, und seht, nun ist sie im ganzen Schlosse nicht zu finden.

Der Probst.

Ey, der Herr wird sie zu sich genommen haben.

Berta. (weinend)

Wie Ihr das auch so sagen könnt, Probst! Ist sie doch mein theuerstes Kind. So wird der Herr mich nicht strafen, daß er sie früher als mich wegnehme.

Der Probst.

Und wenn er's thäte, würdet Ihr ihm darum zürnen? Ist sie nicht auch sein Kind?

Berta.

Redet nicht so bitter, Cuno, Ihr habt keine Kinder! —

Der Probst.

Aber ich kenne Euch als eine fromme Frau, und gerade in der Stunde der Noth ist dem Herrn ein Opfer das liebste.

Berta. (wehmüthig)

Nur itzt redet mir nicht so. Gott im Himmel, jeder Augenblick wird mir eine Stunde! Wo mag sie seyn? Mir wird zu wehe.

Der Probst.

Und solltet Ihr Euch denn gerade nun zu einem Opfer für den Himmel nicht entschließen können? Spracht Ihr doch sonst so oft und so fromm: Herr, dein Wille geschehe.

Berta.

Ja, das will ich auch nun noch sprechen. — Aber, Ihr redet mir so bedenklich, wie ein Todesbote. Probst, ich lese es in Euern Worten, in diesen Blicken, in diesem ungewohnten Aufzuge. Ihr wißt etwas; Ihr wollt mich etwas errathen lassen. — O redet kurz, Euno! Von allem Tode ist doch der schnellste der beste.

Der Probst.

Nein, edle Frau, ich habe Euch keine schlimme Botschaft zu bringen; dennoch aber möchte ich Euch gerne in der Stunde der Prüfung so voll Vertrauen und Zuversicht sehen, wie Ihr es sonst im Leben seyd.

Berta.

Nun, das bin ich ja auch. Aber Mutterliebe kennt nur ein Mutterherz. Ach Probst, mir ist, als müßte Gott selbst seine Liebe uns Armen erlassen, wo sie mit der Liebe zu den theuern Kindern unverträglich wäre.

Der Probst.

Aber das ist sie nimmer.

Berta.

Gott verzeih' mir; ich weiß, daß sie es nicht ist. Vielmehr sollen wir ja in Gottes liebenden Armen alles Liebe einst ewig an das Herz drücken und es nie wieder lassen.

Der Probst.

So wünschte ich Euch zu stimmen, edle Frau, und nun seyd Ihr bereit zu hören, was Ihr wissen müßt.

Berta.

Gott sey mir gnädig!

Der Probst.

Faßt Euch! Tretet hierhin. Seht, dort bei dem Kreuze am Godesberge kämpfen zwei Ritter; kennt Ihr sie?

(Er führt sie an's Fenster.)

Berta.

Ach nein, es ist zu finster; aber mich überläuft es ahnungschwer. Sagt, Probst, ist Walther einer von ihnen?

Der Probst.

Walther ist's und Ebbo von der Löwenburg. Sie kämpfen dort eine heiße Fehde aus.

Berta.

O warum habt Ihr mir das verhohlen?

Der Probst.

Ich selbst habe es nicht gewußt. Aber, edle Frau, — die Fehde mußte um diese Zeit dort seyn, um großen Zweckes willen; — das haben mir die Zeichen gesagt.

Berta. (nachsinnend)

Die Zeichen? — Träume sind auch Zeichen. — O nun erst weiß ich, was dort geschieht. — Gott, dir habe ich mich ergeben! — Aber sagt mir, Probst, — soll mir denn keines, — kein theures Kind mehr bleiben, — auch Maria nicht? —

Der Probst.

Des Herrn Gerichte sind unergründlich, aber gerecht. Hört, edle Frau, wie ich in dieses Zimmer trat, da rannte Maria den Burgweg hinunter.

Berta.

Dort den Burgweg hinunter? — Nicht möglich! War sie früher doch zu schwach, aufrecht zu stehen.

Der Probst.

Ach, die Liebe vermag wohl Wunderdinge.

Berta.

O diese unselige Liebe! Mir war sie immer wie der Todesruf des Leichvogels aus dem alten Thurmgemäuer.

Der Probst.

Und doch war sie schuldlos. Aber die Wege des Herrn sind unerforschlich.

Berta.

Ich mag sie nicht erspähen; nur in dunkler Ferne kann ich ihre Spur verfolgen. — Aber was reden wir? — Ihr kommt doch mit? geleitet mich hinunter? Ich muß ihr nach! Ich muß Maria retten! Kommt! Wenn es nur noch nicht zu spät ist.

(Sie eilt zur Thüre.)

Der Probst.

Das ist es nicht. Nur schnell, wir müssen eilen.

Berta. (aus der Thüre tretend, ruft)

Auf, Knechte! Auf! Zündet Fackeln an! Ich will hinunter in's Thal! Schnell! Schnell!

(Sie geht mit dem Probste ab.)

Gegend auf dem rechten Rheinufer, am Fuße des Drachenfels. Ueber den Fluß sieht man in das jenseitige Thal. Maria stürzt mit fliegendem Haar vom Gebürge her bis auf das äußerste Ufer des Flusses. Da sie aber den Abhang gewahr wird, an dem sie steht, bebt sie zurück und besinnt sich.

Maria. (mit steigender Bewegung)

Ach, nun von euch noch betrogen,
Schmeichelnde Todeswogen,
Muß ich die Schritte
Fesseln, so nahe dem Ziele! —
Liebliche Kühle,
Eine nur ist meine Bitte:
Die ihr hier säuselnd kos't,
Lüftchen, starret in Frost,
Fesselt die wallenden Fluten,
Daß sie sich wölben zur Brücke!
Vöglein, ihr Kleinen, ihr Guten,
Die ihr nun ruht in dem Neste,
Tragt zu dem traurigen Glücke,
Traget auf flatterndem Flügel,
Tragt zu dem blutigen Feste,
Zu dem beleuchteten Hügel
Schnell mich nach jenseit hinüber! —
Ist denn kein Schiffer mehr wach?
Hört ihr mein sterbendes Ach
Nimmer, ihr Bothchen dadrüber? —
Webt euch zur Decke
Ueber die Flut,
Liebliche Blumengeschwister;
Werde zum Sturme, Geflüster,
Wecke
Neu mir den sinkenden Muth;

Deinen gewaltigen Armen
Will ich mich gerne vertrauen!
Traget Erbarmen!
Laßt mich hier länger nicht grauen! —
Aber ihr höret mich nicht?

(Sie kniet hin.)

Jungfrau, so breite
Ueber die Weite
Mir deinen Schleier! Es spricht
Aus der Tiefe der Tod
Freundlich herauf.
O meine Angst und Noth
Kennest, Mutter, nur du!
Des heißen Blutes Lauf
Kühle zur Todesruh.
Tragt mich, ihr schmeichelnden Wellen,
Tragt mich dorthin, wo die hellen
Fackeln des Todes wehn!
Laßt mich den Theuern sehn,
Oder mit meinen Weh'n
Aus euren Tiefen nimmer erstehn!

(Sie ist aufgestanden und breitet die Arme aus, um sich hinunter zu stürzen.)

Berta. (hinter der Szene, laut)

Maria! Maria!

Maria.

War das nicht Freundesstimme?

Berta.

Maria!

Maria. (umschauend)

So komm doch, Mutter, nur schnell, wir müssen fort!

(Sie stürzt in den Strom.)

(Der Probst eilt vom Gebirge hinzu; bald nach ihm Berta und Knechte mit Fackeln.)

Berta.

Jesus Maria! sie stürzt hinunter!

(Der Probst reißt Maria aus den Fluten auf das Ufer.)

Berta. (hinzutretend)

Hilf Himmel! sie ist schon todt! Sehet, ihr Auge schloß sich dem Leben, ihre Wangen, ihre Hände sind kalt!

Der Probst.

Nein, edle Frau; die Lebensgeister schwinden so schnell nicht.

(Er bemüht sich um Maria, und fühlt ihren Puls.)

Fühlt, hier pocht noch das Leben.

(Berta hat Maria auf ihren Schooß gelehnt; sie fühlt ihr an's Herz.)

Berta.

O Dank dem Himmel, auch hier regt es sich noch!

(Der Probst kniet vor Berta und Maria und erhebt die Hände. Die Knechte treten mit den Fackeln um ihn her.)

Der Probst.

Gütige, himmlische Mächte,
Horchet dem Knechte,
Horchet dem segnenden Wort!
Nehmt sie in Schirm und Hort,
Labt sie mit Balsamduft,
Stärkt sie mit lieblicher Himmelsluft!

(Maria schlägt, noch bewußtlos, die Augen auf.)

Maria. (sehnsüchtig)

Tragt mich ihr schmeichelnden Wellen,
Tragt mich dorthin, wo die hellen
Fackeln des Todes wehn!
Laßt mich den Theuern sehn,
Oder mit meinen Weh'n
Aus euren Tiefen nimmer erstehn!

Berta.

Nicht so, nicht so, Maria! Sieh, du bist gerettet aus dem Strome, Kind!

Maria. (noch bewußtlos)

Wie, auch noch nicht hinüber, noch nicht, noch nicht?

Der Probst.

Fräulein, seht Euch auf Eurer Mutter Schooß.

Maria.

(hebt sich empor und sieht um sich her)

O ich Unselige, bin ich noch hier! Ach Mutter, Mutter!

(Sie verhüllt sich und weint.)

Berta.

Sage, wie ist dir, Maria?

Maria.

O mir ist wohl, wie dem Kranken, wenn er erwacht in säuselnder Frühlingsluft; aber hinüber laßt uns, hinüber!

Berta.

Probst, wir müssen dorthin. O mich drängt ja das angstvolle Herz, noch ein theures Kind zu retten!

Der Probst. (zu den Knechten)

Schnell, eile einer zum Kahne hinauf; bringt ihn; schnell, schnell!

(Einer der Knechte geht ab.)

(Maria blickt wehmüthig in den Strom hin.)

Maria.

O hinüber, hinüber tragt uns ihr schmeichelnden Wellen!

(Alle gehen längs dem Flusse hinauf ab.)

Die Szene zeigt die Gegend am Godesberge bei dem alten Kreuze, wo der Geist im Prolog erschien. An den Seiten stehen Reisige mit brennenden Fackeln. Ebbo, in voller Rüstung mit Schild und Schwert, tritt auf, und steht streitfertig auf der Bühne. Die Rose ist vom Helme weg.

Ebbo.

Die Lanzen sind alle zersplittert. Mein flüchtig Roß traf eine Todeswunde in's tiefste Leben. Du gutes, treues Thier,

das mich in schnellem Laufe so manchmal trug; nun liegst du leblos dort! Allein, mein Gegner blutet schon; ich selbst stehe noch muthvoll und gesund im Leben, und werde die Braut mir erkämpfen, so theuer sie mir auch werden soll.

(Er nimmt den Helm ab, um die Rose zu beschauen.)

Ach schönes Kampfzeichen!

(Er entdeckt, daß die Rose nicht mehr da ist.)

Meine Rose ist weg! Ist mir doch, als wenn mit ihr mir auch die Kraft entschwände.

(Er sucht die Rose auf dem Boden.)

Einer der Reisigen.

An Eures Gegners Speer blieb sie im Kampfe hängen.

Ebbo.

Die Rose hätte Walther mir genommen? Das ist zu schimpflich! So warte nur, verwegner Nachbar! Zu neuer Wuth reizt mich die schnöde That. Nun muß ich ihn besiegen, oder sterben; denn mit dem Kampfzeichen würde der Sieg sonst immer sein bleiben.

(Walther tritt von der andern Seite gerüstet auf. Die Rose und die Passionsblume stehen auf seinem Helme.)

Ebbo.

Bis nun ist Euer der Sieg! Ihr habt das Kampfzeichen mir geraubt; aber traun! es soll Euch an's Leben gehn, so wahr ich Löwenburg heiße!

Walther. (gelassen)

Der Schwur erschreckt mich nicht. Ihr heißet Löwenburg; allein mit Wahrheit heißt Ihr doch nicht so.

Ebbo.

Was erfrecht Ihr Euch? Wollt Ihr an meinem Ritternamen zweifeln?

Walther.

Ich zweifle nicht. — Doch Worte sollen hier ja nicht entscheiden. Wir wurden einig, uns mit dem Schwert zu Fuß zu messen, nachdem Euer Roß erlag. Die Wunde schmerzt mich nicht; ich bin bereit.

Ebbo.

Ich bin es auch. Die Rose blüht für mich; die Leidensblume mögt Ihr mit Euch in's Grab hinunter nehmen.

(Sie kämpfen.)

Ebbo. (auf Walther heftig eindringend)

Und traf auch der noch nicht? — und der nicht? — und der noch nicht?

Walther. (tapfer abwehrend)

Ihr seyd zu heftig, Ritter; mäßigt Euch; Ihr gabt schon manche Blößen.

Ebbo. (immer zuhauend)

Was lästert Ihr? So haut in Teufelsnamen.

Walther.

Ich bin kein Teufelsritter! Nein, bei Gott, ich kämpfe nur für ihn und seine Sache.

Ebbo.

Was geht's mich an? Die Rose muß ich haben; mit ihr soll mir zugleich Maria werden.

(Er dringt noch stärker auf Walther ein.)

Walther.

Der heiligen Jungfrau sind die Blumen beide gelobt.

Ebbo. (kommt Walthern sehr nahe)

Was geht's mich an?

(Er greift tollkühn nach der Rose und verrennt sich in Walther's Schwert.

Ebbo. (ablassend)

O was ist das? Die Kräfte sinken mir! Ich bin zu Tode wund! Du trafst den rechten Fleck.

Walther. (zu ihm tretend)

Nein, Ihr verrannt Euch nur. Gott weiß, das hab' ich nicht gewollt!

(Ebbo sinkt zur Erde. Walther unterstützt ihn. Die Reisige treten näher in einen Kreis um sie her.)

Ebbo. (schwach)

Es ist vorbei. Die Lebensgeister schwinden. Du hast gesiegt, Maria bleibet dir.

Walther.

Euch konnte sie nicht werden. Ich sagt' es schon, Ihr seyd kein Löwenburg.

Ebbo. (sich auf die Arme stützend)

Auch nun wollt Ihr im Tode mich noch kränken.

Walther.

Ich künde Euch die Wahrheit. Ein Drachenfels seyd Ihr. Der Vater Siegmund, der uns Beide zeugte, hat sterbend mir, was ich Euch sag', entdeckt.

Ebbo.

Sprichst du mir Wahrheit?

Walther.

Bei Gott und meiner Ehre, Bruder! O so rächet auch am Sohne das Schicksal Vaters Schulden!

Ebbo.

Und so versöhnte sich in meinem Blute, was jener einst in schnöder Lust geübt? Mag's seyn! Wer kennt des Herrn geheime Wege? — Reich einen Trunk mir, Bruder. Nur ein Kleines noch, und dann ist es geschehn.

(Walther geht ab, um Wasser zu holen.)

Gott, warum wußt' ich das nicht alles früher? Allein ich hätt' es nicht geglaubt; vielleicht nur kühner fortgefrevelt. — Die Wunde brennt im tiefen Busen sehr! — Ist das das Leben, um das ich mich in wilder Lust gemüht? O Euno, Euno! du hast recht gesehen! Ich kehre nicht zu Nacht zu dir zurück. Du schriebst zu wahr: Ebbo, du bist's! Ach ja, ich war's; — nun sage ich mit dir: Gott, wie du willst, du Unergründlicher! —

(Er sinkt ganz an die Erde hin.)

(Der Probst Euno, Berta, Maria und die Knechte treten auf.)

Der Probst.

(zu den Reisigen, die bei Ebbo stehen)

Wo blieben die kämpfenden Ritter? Ist die Fehde beendigt?

Ein Reisiger.

Ja, leider; da seht! (Er zeigt auf Ebbo hin.)

(Der Probst tritt zu Ebbo.)

Ebbo. (sich langsam auf den Arm stemmend)

Cuno, seyd Ihr's? — Ich habe schwer gesündigt!

(Maria stürzt an Ebbo's Brust. Berta bleibt starr stehn. Der Probst kniet zu dem Verwundeten hin.)

Der Probst.

Seyd Ihr verwundet?

Ebbo.

Ja, bis tief in's Leben. — Ich sterbe; — doch versöhnt mit Gott möcht' ich von hinnen scheiden. —

Der Probst.

Euch hat ein wunderbar Geschick getrieben. Die eigne Schuld war minder groß.

Maria. (aufseufzend)

O, das weiß Gott!

Ebbo.

Laß mich zufrieden, Schwester; — da nimm den Kuß zum Abschied, und bet' für meine Seele.

(Er küßt sie.)

Maria.

Schwester? Was soll mir das? Ja, wenn Ihr scheidet, Ritter, werd' ich im Kloster dort wohl Schwester werden müssen.

(Legt still den Kopf wieder an seine Brust.)

Ebbo.

Das thu und bet', daß Gott mir gnädig sey. Lebt wohl.

Der Probst. (segnend)

Gott, du magst, da er die fremde Schuld mit eignem, heißem Herzblut sterbend löst, die eigne gnädig ihm vergeben.

(Er hält die Rechte des Sterbenden fest.)

Ebbo.

Ich fahre hin. — Sagt Walthern meinen brüderlichen Gruß. — An meinem Tode hat er keine Schuld. — Ich forderte den Zweikampf; — er schonte mich; — doch in sein Schwert verrannt' ich mich in wildem Muthe. In deine Hände, Herr — befehl' ich — meine Seele!

(Er stirbt.)

(Walther kommt zurück mit Wasser im Helme.)

Walther. (zu den Umstehenden)

Gott, ihr seyd hier! — Nimm, Bruder, diesen Trunk, den ersten, den ich dir als Bruder reiche; ach, vielleicht den einzigen!

Der Probst.

Es ist zu spät. Der Bruder läßt Euch grüßen. Von aller Schuld an seinem Tode hat er Euch losgesagt.

Walther.

Wie? er ist todt! — Vom Morde spricht mich schon mein Innres frei. Die Blutschuld will ich streng in Buße sühnen.

Berta.

Der Herr mög' deiner sich erbarmen!

(Der Knappe Ebbo's eilt hinzu.)

Der Knappe.

Was ist geschehn? Die Waffen ruhn, und ängstlich stehn die Leute hier zusammen. Wo seyd Ihr, Herr?

Maria. (sich leise emporhebend)

Dort drüben ist er, frommer Sänger, dort! Die Passionsblume hört er lieblich singen.

Der Knappe. (näher tretend)

Gott, ist es möglich! Ebbo ist gefallen. (Zu Walthern) O harter Mann, der meine Blume nahm; hier hast zu bald du mir sie zurück gegeben. Gib mir auch jene wieder von dem Helme, und ich will fern nach andern Ländern ziehn.

Maria.

Nein, Knappe, sein war nicht die Schuld; durch Gottes Urtheil mußte Ebbo sterben.

Walther.

Die Sünde wird mir Gott verzeihen. Zum heiligen Grabe will ich ziehn nach Palästina, vom Blut des Bruders dort mich rein zu waschen.

(Er gibt dem Knappen die Passionsblume.)

Da nimm die Blume, guter Knappe. Komm, willst du zum heiligen Lande mich geleiten?

Der Knappe.

Wenn Ihr in Ernst zu frommer Sühne zieht; ja, so will ich mit.

Berta.

Zieht hin, und bringet mir und Euch des Himmels Trost und Frieden mit zurück.

Maria. (zu den Rittern)

Ich will auf Nonnenwerte *) Eurer Rückkunft harren.

Walther. (zu Maria)

Nimm hin die Rose, die der Jungfrau war. Als Brautkranz mag sie dich im Kloster schmücken.

(Maria nimmt die Rose.)

Maria. (wehmüthig)

Das soll sie! — Ach, da ich sie brach am frühen Morgen, und da er sie nahm, wer hätte wohl gedacht, daß sie das werden sollte!

Berta.

Ich gehe mit dir zu den stillen Zellen. Da magst du mein im siechen Alter warten, bis sich mein Haupt zur ewigen Ruhe senket.

(Sie blickt gegen das Gebirge.)

Und ihr, ihr steht verödet, schöne Burgen! Zerfallend werdet ihr in späte Zeiten sehn. Mit Wehmuth blickt man dann zu euch hinan und sagt:

Im Bann des Schicksals und in seiner Lösung
Sind Drachenfels und Löwenburg gesunken!

---

*) Sie meint in dem Nonnenkloster, auf der Rheininsel Nonnenwert.

Der Probst.

Zieht hin, ihr Guten; ziehet hin in Frieden. Die Geister, die der Väter Ruhe störten, sie sind versöhnt.

Nehmt, Reisige, die theure Leiche auf. Wir schiffen aufwärts hin, zu meinem Kloster; dort will ich morgen den Verewigten ein Requiem mit meinen Mönchen singen.

(Berta hebt Maria vom Boden auf und führt sie. Die Reisige tragen die Leiche voran. Die Knechte treten mit den Fackeln um dieselbe. Hinterher gehen die Frauen, der Probst, Walther und der Knappe in langsamem Zuge ab.)

Nachdem die Bühne eine Zeit lang leer geblieben, schwebt der Geist Siegmund's langsam aus der Erde herauf und steht auf dem Kampfplatz.

Der Geist.

Er ist gelöst, der Zauberkreis; es sanken
Die Fessel, die an diesen Ort mich bannten.
Zu seinem Quell ist jenes schuld'ge Leben
Zurückgekehrt, von wo ich es entführt. —
O, daß mein Blut aus fremden Adern sprudelt!
Warum konnt' ich es nicht in eignem Leibe
Durch Buß und harte Pönitenz entsühnen? —
Es ist geschehn; das Schicksal ist gerochen,
Und friedlich ziehn die Seelen zu der Ruhe,
Zum Reich der Ewigkeiten still hinüber. —
Ich ziehe mit. — Es wehen Frühlingslüfte
Mir schon von jenseit ahnungsvoll entgegen. —

Ich scheide von der schönen Erde, die
Mich beten, lieben, freveln hat gesehn,
Auf der ich Gift und süße Balsamdüfte,
Dem Bösen, wie dem Guten folgend, sog,
Woraus sich Schmerz und Wonne mir entfaltet. —
O Menschen, könntet ihr mich scheiden sehn, und sehn
Die Thränen, die dem dunkeln Aug' entsinken,
Und könntet ihr die letzten Worte hören,
Die euch ein Geist, der wild durch's Leben zog,
Und es so tief in Wohl und Weh erfaßte,
Nun, da er es verlassen soll, verkündet:

Die Welt ist schön und reich an reiner Lust,
Wenn sie der Mensch nur schuldlos sich erhält,
Wenn er das Zauberbild nicht frech zerschellt,
Das stille lugt in seiner eignen Brust.

Ein Gärtlein muß sein inn'res Herze seyn,
In dem er stets die Blumen liebreich pflegt,
Daß sie kein Sturm in wilder Wuth zerschlägt,
Daß sie ihm stets nur wonnig blühn und rein.

Wer sich ergibt den unbekannten Mächten,
Die ihn in Glut durch's weite Leben treiben,
Und im Genuß nur stärk're Gier entzünden,

Der frevelt an der Menschheit ew'gen Rechten,
Er muß den Fluchbrief fernen Enkeln schreiben,
Und mag, wie ich, nur späte Ruhe finden. —

(Der Geist steigt in die Erde zurück und der Vorhang fällt.)

Die Zeiten, in welche wir uns nun so gerne wieder zurück versetzen, sind in ihrer stillen Bescheidenheit, in ihrer wortarmen, aber thatreichen Kräftigkeit so verschwiegen gewesen, daß wir nicht nur die Namen der Männer, welche Großes und Schönes in ihnen gewirkt und hervorgebracht haben, sondern auch über die Art und Weise, wie sie es dabei anlegten und es im Einzelnen ausführten, nur gar wenig mehr wissen. Und so stehen wir denn nun vor den Riesenschöpfungen ihrer verständigen Kraft eben sowohl als vor den Blumengärtchen ihrer reinen Phantasie und frommen Glaubens, und schauen darauf hin, wie in eine fremde Welt, deren inneren Bildungstrieb und äußere Gestaltung wir durchaus nicht mehr erspähen können.

Aber das ist nun auch gerade das Schlimme bei der Sache, daß wir in unserer Eitelkeit es gar nicht mehr begreifen, wie es eine Zeit habe geben können, wo man Wissen und Kunst nicht des äußeren Prunkes wegen, und nicht wie ein, einmal hergebrachtes, Treiben, welches zum feineren Tone gehöre, betrachtete; wo man vielmehr beide um ihrer selbst willen liebte und achtete, um auf ihren Flügeln über die Erbärmlichkeit des drückenden irdischen Daseyns sich zu erheben, und sich zu reineren, geistigen Freuden hinanzuschwingen. Und was soll da auch am Ende jeder andere, vergängliche, sinnliche Zweck von Wissenschaft und Kunst? Einmal lohnt es der Mühe gar nicht, um des schnellen Genusses willen so viel Erfindung und Kraft zu verschwenden. Und dann

wird durch so unwürdigen Reitz nimmer so reine, hohe Begeisterung entzündet, daß wahrhaft originelle, in aller Hinsicht große und erhabene Werke daraus entstehen könnten.

Wir sind ganz davon zurückgekommen, in der Form der Kunst ihr höchstes Interesse zu suchen. Dieser Wahn verschwand mit dem, welcher glaubte, für alle Kunst überhaupt ein einziges, absolut allgemeines und nothwendiges Ideal aufstellen zu können. Es hat eine Zeit gegeben, wo man in der Form, für welche man in der Antike die höchsten Muster aufstellte, das Aeußerste aller Kunst erreichen zu müssen glaubte. Allein man bedachte dabei nicht, daß die Kunstperiode, in welcher jene Ideale gebildet waren, dem festen Glauben lebte, in der Idee, — die Gottheit, oder das Göttliche müsse in den schönsten Gestalten vom Himmel steigen und in dem materiellen Daseyn mit den Sterblichen der höchsten Seligkeit genießen, — die tiefste Religion, und das theuerste Pfand für die künftige Apotheose der Menschen und der Welt überhaupt, gefunden zu haben; daß aber nothwendig mit Läugnung dieser Idee, — so wie die ganze auf sie gegründete Mythik, — auch die Welt der schönen Formen zusammen stürzen mußte.

So gibt es also nach unserer Meinung gar kein allgemeines Kriterium für die Kunst. Für jede Kunstperiode ist diejenige Idee das Kriterium, welche die Menschen ihrer Zeit in ihrer Welt festhielten, um sich an ihr zu einem froheren, ideelleren, von den Schranken, Fesseln und Leiden des irdischen Daseyns entbundenen Leben zu erheben. — Das ist in der griechischen Schule der Ausdruck jeder geistigen Kraft in der bildsamen Materie, welches zusammen genommen die schönste Form liefert. Das ist in der altitalienischen Schule zwar schon die Darstellung

der Geheimnisse der christlichen Religion, aber immer noch angelehnt an jene reizende Bilderwelt des Heidenthums. Das ist in der früheren deutschen Schule der aus dem warmen, festen Glauben hervorgegangene, in den, durch die Strenge und Wehmuth der uraltdeutschen Religion gekräftigten Gemüthern rein aufgegriffene, stille, anspruchslose Kunstsinn, der, in sich selbst selig, mit treuer Liebe für die Heiligthümer des Christenthums die ganze Geschichte desselben schön und immer wieder neu in unendlicher Zartheit und Bildlichkeit wiederholt und darstellt, sich daran erbaut und tröstet, und fromm daran fortarbeitet und betet, bis zum Grabe hin. Das ist in der neueren niederländischen Schule die Lust an froher, harmloser, bequemer Häuslichkeit, in welcher das Leben sich behagt, wie wenn man sich nach einem geschäftigen Arbeitstage friedlich am Abende an ein Kaminfeuer setzt, und sich in munterem Gespräche und bei geselligem Trunk die Stunden kürzt. Das ist in der Rubensschen Schule das Gepränge reicher, kaufmännischer Wohlhabenheit, die in gehaltener, breiter Pracht, in flatterndem Tapetenschmuck, in weitem Gewande und üppiger Schwerfälligkeit recht eigentlich das Bild weltlichen Wohlstandes darstellt, und in dem Prunke des Reichthumes sich spreizt, ohne etwas darüber hinaus zu suchen. Das ist die leichtfertige, herzlose Galanterie der neueren französischen Schule, welche alles in die elegante Schale des äußeren Witzes hineinlegt, und so in die Zerstreuungen des Tages sich verliert, um der Mühe überhoben zu seyn, mit Ernst und Ausdauer einen erhabenern Zweck für Leben und Kunst aufzufinden und zu verfolgen. Und so im Uebrigen, von größeren oder kleineren Schulen der Kunst zu reden.

Welchem dieser Kunstzwecke wir uns hier zunächst hingeben und folgen werden, haben wir schon hinreichend in dem Plane

dieses Büchleins selbst ausgesprochen. Und wie könnten wir auch einen der andern hier beachten, da wir ja nicht sowohl die Zahl kritischer und historischer Werke über die Kunst hier zu vermehren Sinnes sind, sondern gerne recht eigentlich etwas für das Leben und für das Gemüth, somit also zum praktischen Gebrauche, unsern Lesern darzureichen wünschen. Da möchte es aber wohl ein undankbares Unternehmen seyn, denen, welche noch irgend einer Erhebung und Erbauung fähig sind, und sie von unsrer Hand annehmen wollen, von fremden Heiligthümern, oder von den Entartungen der Kunst in Sinnlichkeit und unwürdige Ziererei vorsprechen zu wollen; sondern nur dann dürfen wir uns von unserem Unternehmen einiges Glück versprechen, wenn wir jene Freunde zu denjenigen Kunstschätzen führen, bei denen wir voraussetzen dürfen, daß für sie noch eben derselbe Glaube bestehe und dieselbe Liebe blühe, die unsre Väter und die frommen Künstler des Mittelalters, als sie diese herrlichen Werke stifteten und vollendeten, begeisterte und durchglühte.

Wir haben hier noch über zwei Kupfer zu reden, die nach Miniaturgemälden eines alten Manuscriptes, wahrscheinlich aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, gearbeitet sind. Das Buch ist in groß Oktavformat, auf das reinste Pergament von ganz unbekannter Hand geschrieben und gemalt, und befindet sich in der Sammlung des Herrn Fochem, Rektors an der Elendskirche in Köln. Schon der alte, rothsammtene, in Silber reich gestickte Einband verräth, daß man in jener Zeit den Schatz, den diese Hülle umschließen sollte, wohl gekannt habe, und es ist wahrscheinlich, daß das Werk das Eigenthum einer vornehmen, vielleicht fürstlichen Familie gewesen sey. Titel, und was sonst noch zu Anfange eines Buches zu stehen pflegt, ist nicht vorhan-

den, sondern das erste Blatt ist ein schönes Salvatorbild. Die meisten Gemälde des Werkes sind mit Arabesken, nach Art der hier mitgetheilten, oder aber statt dieser mit kleinen Episoden eingefaßt, die mit dem Hauptbilde in einiger Beziehung stehn. So stellen z. B. diese Episoden um das Salvatorbild die Geschichte des Königes Abagarus vor, welcher nach der Legende durch Auflegung des Schweißtuches Christi gesund wurde; so stellen die Episoden um das Paradies die Vertreibung der ersten Menschen aus demselben, die Verheißung der Erlösung, u. dgl. vor. — Nach jenem Salvatorbilde fangen nun auf der folgenden Seite mit herrlichen Initialen und Custoden die sauber geschriebenen lateinischen Gebete und Offizien an, wo dann auf jeder Seite (dort, wo beim Lesen, wenn man ein Buch mit beiden Händen anhält, an den Seitenrändern neben der Schrift die Finger hinliegen) eine, auf mattem Goldgrunde gemalte, etwa einen Zoll breite und fünf Zoll lange Randverzierung angebracht ist, die sich, immer verschieden, auf allen beschriebenen Blättern des Buches in der nämlichen Größe wiederholt, aber überall mit abwechselnden Arabesken, Blumen, Vögeln, Schmetterlingen, Käfern, kleinen Architekturen, Edelsteinen, Früchten, heiligen Worten und unendlich manchfaltigen Zierrathen so fein bemalt ist, daß man die einzelnen Sachen sehr gut unter einem starken Vergrößerungsglase ansehen kann, ohne daß sie dabei verlieren; außer der großen Feinheit, Zierlichkeit und geschmackvollen Anordnung aber, muß man vorzüglich auch die große naturhistorische Richtigkeit in Form und Farbe bewundern, womit die einzelnen Gegenstände gemalt sind.

Eine, von einer spätern Hand auf ein weißes Blatt des Buches geschriebene Angabe sagt, daß sich in demselben befinden,

menschliche Figuren, 585; Vögel, 64, Insekten, 314; Blumen, 1503; Früchte, 309; Blätter, 1259; woraus sich auf den großen Reichthum desselben leicht schließen läßt.

Schon die eben beschriebenen Randverzierungen und was sonst noch in Buchstaben und Custoden angebracht ist, erregen Erstaunen, weil es kaum zu begreifen ist, wie ein Mann, troz aller Geduld, Kenntniß, und anderwärts schon erworbener technischer Fertigkeit, nur in einem Menschenalter ein solches Werk hat vollenden können, welches doch unverkennbar von der nämlichen Hand, und überall mit der nämlichen Vollendung und Schönheit gearbeitet ist. Auf die Schilderung der größeren Blätter, den Ausdruck in den, auch noch so kleinen, Köpfen, die Lebhaftigkeit der Farben, die Kunst der überall mit Gold aufgetragenen Lichter, die Faltenwürfe der vortrefflichen Gewänder, und die Anordnung der einzelnen Bilder, können wir uns hier gar nicht einlassen, sondern müssen dazu theils auf eine andere Gelegenheit warten, theils jeden Freund der vaterländischen Kunst einladen, das unvergleichliche Werk selbst anzusehen.

Unmöglich ist es Ruhmbegierde oder Eitelkeit gewesen, was zu solchen unendlichen Arbeiten kann Veranlassung geworden seyn; denn dazu ist viel zu viel Kunst selbst an das Unbedeutendste verschwendet, welches dem beobachtenden Forscher beinahe entgehet; nothwendig sind sie die lieblichen Blüthen eines frommen, in seiner Kunst frohen und zufriedenen Gemüthes. So nur müssen wir sie betrachten, um uns theils ihre Naivetät und einfältige Kindlichkeit, theils den Aufwand von Mühe, Geduld und Sorgfalt zu erklären, der in ihnen verschwendet ist.

Wir kommen zu den beiden, hier in Kupfern mitgetheilten Blättern des Buches.

Der heilige Michael.

Die Würde des Engels, in Gestalt und Haltung, wie er mit edelm Zorne den bösen Geist in die Unterwelt schleudert, muß jeden ansprechen, der das Bild auch nur eines flüchtigen Blickes würdigt. Ernst und groß ist die Handlung; ruhig, aber unwiderstehlich die gehaltene, zürnende Kraft des Siegers; gräßlich die Verzweiflung des Ungeheuers; fürchterlich die ganze Umgebung.

Freilich haben wir, was der Künstler in das Original durch Wärme, Duftigkeit und Feuer der Farbe gelegt hat, im Kupfer nicht wiedergeben können, und — wie wir dieß von allen hier mitgetheilten Blättern bekennen müssen — wir mußten uns nur damit begnügen, leise Nachbildungen unserer Originale zu geben, um überhaupt nur etwas zu haben, worauf wir bei der Beschreibung hindeuten können, um verständlich zu werden. Mehr vermessen wir uns nicht, gegeben zu haben, oder auch nur geben zu können, und rechtfertigen uns daher bei denjenigen, welchen unser Unternehmen als eine frevelhafte Entweihung der alten Kunstwerke erscheinen könnte. Daher erschreckt uns aber auch das Urtheil der Kenner nicht, welche unsere Kupfer neben den Originalen gar nicht mehr ansehen wollen. Gerade für diese sind sie zunächst nicht bestimmt, sondern vielmehr, um denjenigen, welche unsere alten Kunstschätze anzuschauen nicht Gelegenheit haben, ein verständlich Wort über dieselben sagen zu können. Daher wollen wir jetzt an das Original zurückgehen, und das zu ersetzen suchen, was das Kupfer unerreicht läßt.

Wie aus schwülen Wetterwolken schwebt der Engel, den bösen Geist stürzend, hervor, oder vielmehr, er erscheint wie ein stille

stehender Blitz, um den der getheilte Himmel noch klaffend offen steht und die Hölle gähnend sich aufthut. Ueber sein weißes Gewand hat er einen goldenen Panzer angelegt, welcher mit dem weißen Kreuze geziert ist. Mit kräftiger Hand gibt er dem Feinde des Kreuzes durch dieses den Todesstoß. Sein Hauptthaar hält eine zarte Binde, und in dem Heiligenscheine strahlt wieder das Kreuz über der Stirne. Sein Antlitz ist voll Würde und Ernstes und heiligen Zornes; nur müssen wir es beklagen, daß der Kopf im Kupfer zu stark ausgefallen, und deswegen der Gestalt ein etwas schwerfälliges Ansehen gibt. Allein niemand wird das Heroische der Haltung verkennen, und man wird in mancher Hinsicht einen Vergleich dieses Bildes mit der bekannten Raphaelischen Vorstellung desselben Gegenstandes versuchen können. — Die Schwungfedern der weißen englischen Fittige sind mit den lebhaftesten Farben orientalischer Vögel geziert, und in schönen Falten wallt das weiße Unterkleid zu den Füßen hinunter. Die Bestie aber, welche hier in den krampfhaftesten Verzerrungen zu den ewigen Gluten hinunterstürzt, ist von grünlicher Krötenfarbe, gleich als ob die Giftmaterie, in ihrem Innern gährend, sich in der Wuth bis auf die äußerste Oberfläche ergossen hätte.

Die Arabesken endlich, welche wohl den besten der italienischen Schule in Freiheit und Zierlichkeit der Behandlung wenig nachstehen dürften, sind auf Ultramaringrunde in Gold gearbeitet, und tragen zur Erhebung des ganzen Bildes und zu dem tiefen Eindruck, den es auf jeden macht, nicht wenig bei.

n: d: Orig: gez: v. Beckenkamp in Cölln. gest: v. E. Thelott in Düsseldf.

I.

In kühnem Stolz und eitelm Uebermuth
Wollt' sich ein Engel einst vermessen heben,
Wollt' seines Schöpfers ew'gen Thron erstreben, —
Verachtend Lieb' — des Himmels höchstes Gut.

Doch Michael, in heil'ger Zornes Glut,
Berühret mit des Sohnes Kreuz ihn eben, —
Und überwunden muß der Drache beben,
Zerschmettert fliehn zur Höll' in stummer Wuth.

So kann nur scheinbar stets das Böse schalten,
Wenn Liebesmuth und Glauben eng vereint
Die Flammenfittige vor ihm entfalten.

Es muß die Finsterniß, — des Lichtes Feind, —
Verschwinden, wo die gold'nen Sterne walten,
Und wo der Sonne strahlend Haupt erscheint.

II.

So fährt ein Blitz mit schrecklichen Getösen,
Doch klar und glänzend in das Eingeweide
Gethürmter Berge, wie des Speeres Schneide
Gedrängt vom Engel in die Brust des Bösen.

Er weiß von aller Wehr ihn zu entblößen,
Denn in der Liebe goldnem Panzerkleide,
Und im Gewand der Unschuld weißer Seide,
Wird's ihm nicht schwer, der Hölle Macht zu lösen.

Es sinkt die Brut, erzeugt aus Haß und Neide,
Vor ihm, dem Großen über alle Größen, —
Die Liebe wollte uns von ihr erlösen,

Wollt' uns bewahren vor dem ew'gen Leide,
Um gnädig uns die gränzenlose Freude
Erneuten Himmelslichtes einzuflößen.

Yta

von Toggenburg.

Vorwort.

An den freundlichen Leser.

Eine Mähre will ich dir verkünden, die sich begab, als man schrieb nach unseres Herrn und Heilandes Geburt Eintausend Einhundert und achtzig. Zwar klingt sie seltsamlich und wunderbar, so daß man schier zweifeln möchte, ob denn alles wirklich so sich zugetragen; allein es hat sie uns ein hochgelahrter und gottesfürchtiger Mann in seiner weltberühmten Historia berichtet, und da muß man sie doch wohl für wahr und wahrhaftig halten. Hätte nun gern diese Kunde in saubere Reimlein gebracht, weil Ton und Weise den Gedanken, wie Edelstein und reich Gewand der Frauen schönen Leib, verzieren, und es oft gar scheint, als würden sie zu Flügel, die das Gemüth in ein fremd und wunderherrlich Land hinübertrügen; bin aber nicht erfahren genug in dieser hohen Kunst, und habe gehört, daß, wer mit ungeübter

Hand eingreift in das göttliche Saitenspiel, nur Mistöne zu Tage fördert, oder gar die zarten, goldnen Fäden sprengt. Könnte auch versuchen, diese Mähre mit zierlichen Schnörkeln und selbst erdichteten Gaukeleien zu vergrößern und gleichsam auszuschmücken, wie denn solches leider oftmals in unsern wortreichen und liebearmen Zeiten zu geschehen pflegt; aber ich will es nicht thun, sondern schlicht und gerade sprechen, so wie ein schlichter Sinn und ein gerad Gemüth mir die Worte in den Mund legen wird.

I.

Von dem Ritter Heinrich von Toggenburg und seinem Gemahl Yta von Kilchberg.

Auf der hohen Toggenburg im Lande Schwyz lebte Graf Heinrich mit seinem Gemahl, der edlen Frau Yta von Kilchberg, in vergnüglicher Ehe. Frau Yta war über die Maßen schön und lieblich von Antlitz und Gestalt, und die Tugend und Gottesfurcht, die sie im Herzen trug, und aus ihren Blicken und Mienen wie ein stilles Morgenroth hervorleuchtete, gab ihrem Wesen eine besondere Anmuth und Würdigkeit. Man konnte sie billig einer Lilienblume vergleichen, die das Auge durch den Glanz und die Reinheit ihrer Blätter erfreut, gleich wie sie das Herz durch ihren süßen Duft ergötzet und erquickt. — Auch Herr Heinrich war ein ansehnlicher Mann, mit muthsprühenden Augen, hoher Stirne und viellockigem Haar, der der Ritterschaft wohl pflegte, und seine Yta feurig und beinahe mit Ungestüm minnte, so daß sie ihm zuweilen, halb in Scherz und halb in Ernst, sagte, „ich wünschte, du minntest mich nicht so heiß, du würdest mich dann wärmer lieben." Aber dann küßte und herzte er sie so lange, bis sie ihm endlich zugeben mußte, daß seine glühende Minne ihrem Herzen inniglich wohlgefalle. — Wie denn die zarten Weiblein sich oftmals täuschen lassen, und die feurigen Umarmungen und trunknen Minneschwüre des Mannes für reine, unversiegbare Liebe halten, und ihren Augen und Ohren mehr vertrauen, als dem stillen Gefühle ihres Herzens, das ihnen von Gott gegeben, und sie niemals trügt. —

Also waren die ersten Jahre der Ehe dahingegangen, ohne daß man hätte sagen können, Herr Heinrich sey überglücklich oder Frau Yta zu beklagen, dieweilen keines von beiden recht wußte, noch was ihm fehlte, noch was es eigentlich wünschen sollte. War doch der Graf in Jagd und Fehden und Turnieren aufgewachsen, ohne jemals die einfältigliche Stimme der Natur vernommen, noch ihren zarten Liebesdrang gefühlt zu haben; Fräulein Yta hingegen auf ihrer väterlichen Burg, gleich einem verborgenen Maiblümlein, in stiller Zucht und Zurückgezogenheit aufgeblüht, und glaubend, es müsse alles so seyn, dieweilen sie nie nichts anderes gesehen, noch erfahren. War ja in manchen einsamen Stunden ein leises, wehmüthiges Sehnen durch ihren Busen gezogen, gleich einem fernen Wetterleuchten an dunklem, schweigendem Himmel, — dann hatte sie bald wieder Trost und Ruhe gefunden bei den schönen Heiligen, die gar freundlich abgebildet in der Kapelle zu schauen waren, und in den süßen Harmonien ihrer Laute, die sich sanft und lieblich hinab senkten in ihr bewegtes Herz. Dachte auch nie recht nach über das fremde und wunderbare Regen ihres Gemüthes, und vermied gar darüber nachzugrübeln, gleichsam als fürchtet sie zu finden, was ihren Seelenfrieden hätte stören können. — War sie nun gleich sorgsam bemüht, solche beunruhigende Gefühle noch vor ihrer Geburt zu ersticken, und die sonderbare Bewegung, die ihr jedesmal ein lichteres Roth in die zarten Wänglein trieb, vor ihrem Eheherrn zu verbergen, so war seinem tiefen und beweglichen Blicke doch nicht entgangen, wie daß in dem spiegelreinen, durchsichtigen Gemüthe seiner Yta sich noch etwas bewege, das ihm nicht angehöre, und er auch nicht zu erkennen vermöge. — Vergeblich sann er oft und lange darüber nach, und da täglich

ihn nur wenige unbedeutsame Dienstmannen besuchten, Frau Yta sich überdieß jedesmal sittsam in ihr Kämmerlein zurückzog, wenn irgend ein festlich Gelag auf der Burg gehalten wurde, so konnte ihm auch nicht der entfernteste Gedanke kommen, als habe ein fremder Rittersmann ihn aus dem Herzen seines theuren Gemahles verdrängt. Darum tröstete er sich bisher noch immer mit der Hoffnung, es werde seiner heißen Liebe gelingen, jenes Dunkel zu erhellen, gleichwie keine Nacht so schwarz und finster ist, daß nicht der Sonne Licht sie auflösen könne in Glanz und milde Wärme.

II.

Wie Herr Heinrich in die Fehde zog.

Da begab es sich einmal, daß ein Freund Herrn Heinrichs in einer grimmigen Fehde begriffen war, und zu ihm hinüber sandte, und ihn bitten ließ, ihm bald möglichst zu Hülfe zu kommen. So erfreulich seinem ritterlichen Gemüthe diese Fahrt auch war, dieweilen er dabei gedachte, Ruhm und Ehre zu erkämpfen, so sehr quälte ihn doch der Gedanke, daß er nun für eine, vielleicht sehr lange, Zeit seine Yta allein lassen, und die süße Labe ihres minnelichen Kusses entbehren müsse; zugleich, doch ohne daß er sich selbst es gestehen mochte, regte sich heimlich die Furcht in seinem Herzen, als würde ein frecher Räuber ihm sein liebstes Gut entreißen, wenn er einmal nicht mehr gegenwärtig wäre.

Aber auch Yta wurde recht betrübt, als sie die neue Mähre vernahm. Denn sie sollte sich nun zum erstenmal von ihrem

Herrn trennen, den sie gewohnt war, immer um sich zu sehen, und die Gewohnheit, ihr mögt mir's glauben, schmiedet gewaltig starke und fast unzerreißliche Fesseln; sie gibt unsrem Gemüth ein Gefühl behaglicher Ruhe und singt dem ewig beweglichen Geist ein Schlaflied, das ihn einlullt in süßen und anmuthigen Schlummer.

Die gute Yta ward daher von manchen bangen Sorgen bedrängt, als sie bedachte, wie sie nun heraustreten müsse aus der gewöhnten Ordnung und der befreundeten Gesellschaft ihres Gemahls, und wie sie sich nun ganz und gar selbst überlassen bleibe. Wirklich ist das Weib ein allzu zart Geschöpf, um ohne Stütze in der Welt zu stehen; vielmehr muß sie in Lieb' und Treue sich schmiegen an eines Mannes kühnkräftige Brust, damit sein starker Arm sie schütze gegen Sturm und mannigfache Noth des Lebens. —

Gleichwie eine Pflanze, die zum erstenmal des Stäbleins beraubt wird, das ihr zur Seite stand, das Köpfchen senkt und lange trüb und traurig zur Erde blickt, so stand Yta an dem engen Pförtlein der Burg, als ihr Gemahl mit seinen Reisigen hinausgezogen war, und sein winkender Helmbusch in der staubigen Ferne ihren spähenden Blicken entschwand. Noch lange sah sie hinab in das tiefe grüne Thal, das sich zu ihren Füßen hinschlängelte, und es kam ihr seltsamlich still und öde vor, als sie ihren Eheherrn mit seiner reitenden Schaar nicht mehr gewahrte. Sinnend ging sie mit langsam zögernden Schritten über den Zwinger der Burg und wischte sich manche heiße Thräne von den blühenden Wangen. Es schien ihr jetzt die so bekannte Burg ganz fremd, die Stallthüren waren offen, die Hausgänge leer,

die Kammern öde, als wäre alles Leben, alle Freude für immer aus ihnen herausgezogen.

III.

Wie es Frau Yta zu Muthe war, als ihr Gemahl hinausgezogen war in die Fehde, und welch gottgefälliges Leben sie da führte.

Da saß nun die holde Yta, einsam und allein auf ihrem stillen Kämmerlein, und überließ sich ganz ihren betrübten Gedanken. Mochte wohl lange so vor sich hingesessen haben, ohne ihr Herz aus dem engen Kreise der wehmüthigsten Gefühle herausreißen zu können, als ihr Blick zufällig auf die Laute fiel, die in einer Ecke neben ihrer Spindel lag. Und schien es ihr fast, als ob die Saiten sanft und leise tönten, und sich sehnten, ihre bekümmerte Herrinn trösten zu können. Unwillkührlich nahm sie die Laute und begann mit bewegter Stimme folgende rührende Weise:

Könnt ihr klagen,
Könnt ihr sagen,
Wie ich gar so einsam bin,
O so schwebet, zarte Töne,
Leis' und wehmuthsvoll dahin!

Hoffnung blühte
Im Gemüthe,
Hob das jugendliche Herz
In die blaue, duft'ge Ferne,
Trug es sehnend himmelwärts.

In der Blumen
Heiligthumen,
In des Morgenrothes Blick,
In des Frühlings Wunderschöne
Ahndet ich der Liebe Glück.

Und die Lüfte
Und die Düfte
Brachten mir gar manchen Gruß;
Fühlte oft im Mondesscheine
Zarter Engel leisen Kuß.

Doch jetzt klagen
Und verzagen
Muß ich Arme allzumal,
Und mein Herz muß einsam schlagen,
Und erleiden bittre Qual.

Tief in Thränen
Schwimmt mein Sehnen,
Und die Hoffnung ist zerstückt;
Liebe ward mir eitles Wähnen,
Und die Blumen sind geknickt!

O so klaget,
Töne saget,
Wie ich gar so traurig bin,
Und vermögt ihr's, o so traget
Fernab meinen trüben Sinn.

So sang Yta, und in Strömen rannen die Thränen, Perlen gleich, unter den gesenkten, dunkeln Augenliedern hervor. Der Gesang samt den weichen Lautentönen waren's, welche den harten Schmerz auflösten in milde Wehmuth, welche mit wundersamer Macht die Pförtlein des Herzens erschlossen, und das bittre Weh, was dort zusammengedrängt lag, in süße Thränen zertheilten.

Aber weine nicht so viel, arme Yta, spare deine kostbaren Thränen für die Zeiten, die da kommen werden. Die dunkle Stimme, die, wie ein ferner Donner, in deinem Innern herauf zittert, sagt nur allzuwahr, daß für dich alle Freud und Lust ein Ende hat, und wüßtest du, welch' bittres Herzenleid dir noch bevorsteht, du würdest gewißlich dein Lockenhaar zerraufen, und dir die schönen Augen aus dem Kopfe weinen.

Danket Gott, ihr Menschen, daß ein dichter Schleier euch die Zukunft samt allen nah' und fernen Fährlichkeiten birgt: von milder, väterlicher Hand ward sorglich er gewebt, — und keiner versuche jemals ihn trotzig frevelnd zu zerreißen! Aber danket zwiefach dem Allgütigen, daß er, wenn schwere Prüfungen sich nahen, mitleidsvolle Engel schickt, die, leise klagend, Ahndungen der Zukunft mit lindem Othem in die Seele hauchen, auf daß sie vorbereitet werde zu den kommenden Leiden. —

Fortan lebte Yta in stiller Betrübniß und einfachem Wandel. Frühe, wenn noch alles still war in der Burg, ging sie in die Kapelle, die heilige Messe zu hören. Dort betete sie, als es einer züchtigen Hausfrau ziemet, für ihren fernen Gemahl, auf daß Gott ihn beschütze im grimmigen Kampfe gegen Hinterlist und harte Streiche, und ihn sicher und ungefährdet heim geleite zu seiner Väter Burg. — Für sich bat sie nur um ein selig

Sterbstündlein, im Uebrigen sich ganz in ihres Heilandes Willen ergebend. — Den andern Theil des Morgens verbrachte sie mit Wirken und sonstigen zierlichen Arbeiten, wie sie sich wohl für eine so hohe Edelfrau schickten. Nachmittags pflegte sie sich in den alten Laubgewölben des Schloßgartens zu ergehen, und spielte jezuweilen einige wehmüthige Weisen auf der Laute. Ging aber gar bald wieder zur Arbeit, und spann, und ließ sich Abends von Herrn Bertran, dem Burgkaplan, aus den Legenden der Heiligen und andern frommen Büchern vorlesen, damit der Tag, so wie er mit Gott begonnen, auch schließe in Andacht und reinen Gedanken. So ging ihr die Zeit hin, wie ein Bächlein, das tief in einem stillen Thale fleußt und nie von Wind und Wetter in seinem milden Wellen gestört wird. Nur wenn sie zuweilen in die Vergangenheit zurückblickte, dann ward es ihr gar wehmüthig um's Herz, wie wenn man spät an dunklem Abend eines rosigen Morgentraumes gedenkt, den die sanften Strahlen der Frühsonne uns im Gemüth' erweckten. Denn sie war aus dem süßen Traume erwacht, und konnte keines der duftigen Wunderbilder wiederfinden, für die ihr jugendlicher Busen so erwartungsvoll und sehnsüchtig geschlagen hatte.

IV.

Wie Herr Heinrich durch teuflische Gaukeleien verblendet ward.

Nun möchte gewiß jedermänniglich gern erfahren, welch böser Mensch es wohl gewagt habe, unsere gute Gräfinn zu bedrängen und ein so fromm und züchtig Weib in Leid und Ungemach zu bringen? Wie dieses sich begeben, will ich sofort auch kund thun. —

So oft ein Kindlein geboren wird auf dieser Erde, sendet Gott einen Engel herab, der es auf der mühsamen und stürmischen Fahrt des Lebens begleite und beschirme, und es tröste und stärke in Leid und Nöthen. Aber zugleich schickt der Regent der Finsterniß einen bösen Geist ihm zum Begleiter herauf, der den Menschen ableiten soll vom Wege der Andacht und Gottesfurcht, und der gewaltig erzürnet, wenn ihm sein schändliches Unternehmen mislingt. — Auch Yta hatte solch einen bösen Begleiter. Aber bisher waren alle seine listigen Angriffe von ihrer felsenfesten Tugend, wie giftige Pfeile von einem demantnen Schilde, abgeprellt. Als er daher gewahrte, daß er binnen Kurzem ihrem Schutzengel ganz und gar unterliegen sollte, beschloß er in seinem verzweifelten Grimme, sich an ihr zu rächen, und sie in's tiefste, schmählichste Elend zu stürzen. —

Zu dem Ende nahm er die Gestalt eines Raben an, und stahl bei Tagesanbruch den Brautring der Gräfinn, den sie aus Unbedacht am Abend zuvor an das offne Fenster ihres Wohngemachs gelegt hatte. Mit diesem Raube flog er von dannen, und ließ ihn verschmitzter Weise vor Ritter Walthern niederfallen, der ein Dienstmann Graf Heinrichs war, und eben ausging, um zu jagen. Herr Walther nahm den Ring auf, freuete sich baß des köstlichen Fundes und steckte ihn an seine rechte Hand, um nach Lust damit zu prunken.

Zu dieser Zeit war Graf Heinrich mit seinen Reisigen in einem Walde gelagert. — Er saß allein, mit dem Kopf an eine alte Eiche gelehnt, und war tief in Gedanken versenkt. Er dachte an sein ehlich Gemahl und an alle die Liebe und Freundlichkeit, die sie ihm zu jeder Zeit mit so holden Geberden und

so herzlichen Worten bezeigt hatte. Und stellte er es sich recht lebhaft vor, wie sie jetzt in ihrem Kämmerlein sitze und seiner harre in Treue und Verlangen. Wie er aber so hin und her sann, und es ihm recht klar däuchte, daß er seine Yta recht heiß und inbrünstig liebe, kam ihm, wie aus Dunst und Nebel, der schwarze Gedanke, „wie, wenn sie mich und meine Liebe vergessen könnte, und sich einem fremden Buhlen ganz und gar ergäbe!" Suchte zwar auf alle Weisen diesen peinigenden Gedanken, der ihm schier das Herz zerdrückte, zu verscheuchen; allein, wie ein Gespenst kam er immer wieder herangeschritten, und drängte immer mehr auf ihn ein, und quälte und ängstigte ihn über alle Maßen. Da erhob Herr Heinrich seine Blicke zum Himmel, und flehte zu Gott um ein Zeichen, daß seine Yta ihm die ehliche Liebe und Treue bewahrt habe. Aber welch entsetzlicher Schrecken durchzitterte ihn, als gleich darauf ein Rabe von dem Baume, an dem er saß, ihn mit ungewöhnlicher schrillender Stimme dreimal ankrächzte! —

Ein eiskalter Schauer fuhr wie mit einer eisernen Hand über ihn her und der Othem entging ihm fast ob des ungewöhnlichen Grausens. Lange sah er starr vor sich hin und hoffte und harrte noch, ob vielleicht ein gutes Zeichen folgen werde. Als aber alles schwieg und weit und breit sich nichts wegte noch regte, — da sprang er wie außer sich auf, schwang sich auf sein Roß, und sprengte mit Windeseile dahin über Berg und Thal.

Schon sah er in der Ferne sein Schloß im Glanz der Abendsonne schimmern, als ihm von der Seite eine bekannte Stimme zurief: „Ey, wohin so eilig, Herr Graf?" Er sah sich um — und erkannte Walther, seinen Dienstmann, der von der Jagd

heimkehrte nach seiner Burg. Sofort wollte er ihm antworten, und den traulichen Handschlag erwiedern, — da sah er etwas flimmern an der Hand des Ritters, blickte schärfer hin — und erkannte den herzförmig geschliffenen Rubin, den er seinem Gemahl am Verlobungstage verehrt hatte. Und mit einmal ward ihm ihre Untreue gewiß, und, ohne auch nur ein Wort weiter vorbringen zu können, gab er seinem Rosse die Spornen, und stürmte in wüthender Hast seinem Schlosse zu.

V.

Wie der verblendete Graf seinem Gemahl ein Leid anthat, und wie es ihm darauf erging.

Frau Yta lustwandelte eben auf den Wällen der Burg, um ihr betrübtes Gemüth an dem gar milden Scheine der Abendsonne zu erheitern und es durch Betrachtung der schönen Werke Gottes zu erquicken und zu stärken. Plötzlich hört sie Rossegestampf im nahen Schloßhof, bleibt halb erschrocken, halb schon erfreut, stehen, und horcht und späht, wer wohl möge gekommen seyn; — da stürzt Heinrich mit rachentbrannten Blicken gleich einem Verzweifelten hervor, faßt die unglückselige Yta mit krampfhaft zuckenden Armen, und — weh mir, daß ich es sagen muß, — stürzet sein engelrein Gemahl die hohen, schroffen Felsen hinab, die sich tief, tief unten in einem Graben endigten! — Und nicht genügt seiner grimmigen Wuth diese schnöde, himmelschreiende That; schnell eilt er zurück in's Schloß, schickt zwei seiner Diener zu Walthern, ihn augenblicklich zu sich zu entbieten, und läßt, als er gekommen, ihn an den Schweif eines wilden Pferdes bin=

den, und so gar jämmerlich den steilen Felsenweg der Burg hinunterschleifen!

Aber kaum war diese unerhörte Rache verübt, da fiel auch der schwarze Schleier teuflischer Verblendung von den Augen des Grafen, und mit Grausen und Beben gewahrte er das Höllische seiner That. — Herauf aus dem tiefsten Grunde seines Herzens stieg der Glaube an die Unschuld der Gemordeten schrecklich drohend, gleich einer schweren, schwarzen Wetterwolke, und durchblitzte seine Seele und zeigte seinem zitternden Gewissen alle die Möglichkeiten, die er in seiner blinden Wuth nicht bedacht hatte. — Da grinzten ihm aus allen Fenstern der öden Burg hohle Geistergesichter entgegen, und fast nicht aufrecht konnte er sich halten, so schwer drückte ihn die entsetzliche Last der Blutschuld, und überall hörte er nichts, als das herzzerreißende Angstgeschrei seiner Yta und das schwere Aechzen und Stöhnen des zerfleischten Walthers, also daß er gerne in die tiefste Schlucht der Erde versunken wäre, um nur nichts mehr zu hören, noch zu sehen.

Alle Diener waren, voll Entsetzens ob der gräßlichen That, der Burg entflohen; nur Herr Heinrich stand noch wie angewurzelt im Hofe, als schon die Nacht ihr tiefstes Dunkel über die Erde gebreitet hatte. — Aber mit einem Mal erwachte er aus der dumpfen Betäubung, die ihm bis jetzt alle Glieder gelähmet, schwankte nun gleich einem Träumenden der Burg zu, und ging, als drängte ihn eine höhere Macht, auf die Kammer, wo die Gräfinn bisher gewohnt hatte. —

Gerade, als er hineintrat, stieg der volle Mond, wie in einen blutigen Mantel gehüllt, hinter dem fernen Gebirge hervor, und starrte mit seinen großen, feurigen Augen durch die hohen

Fenster des Gemachs. — Herr Heinrich aber wagte nicht den Blick zu erheben, dieweilen er fürchtete, seine Gräuelthat in Flammenzügen am Firmament geschrieben zu sehen, sondern setzte mit niedergeschlagenen Augen sich hin auf einen Lehnstuhl, und er seufzte tief aus tiefstem Grund der Seele, sah drauf langsam und scheu um sich her, alle die kleinen Habseligkeiten betrachtend, die seine Yta noch vor so wenig Stunden berührt und durch ihre milde Gegenwart verschönet hatte, und kam es ihm vor, als weinten sie viele stumme Thränen und fragten ihn, wo ihre Herrinn geblieben? Aber noch waren seine Augen trocken und seine Seele starr und betäubt, da zeigten ihm seine Gedanken die holde Yta, wie sie sittsam und züchtig hier zu sitzen pflegte und las, und sang und arbeitete, und ihm mild und freundlich entgegen lächelte, wenn er heimkehrte von Jagd oder fernen Gelagen; — und ihm brach das Herz in unsäglicher Wehmuth, und er weinte die bittersten Thränen, und schluchzte laut, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Wollte auch schier ganz in Schmerz zergehen, und würde sich gewißlich vor Leid das Leben genommen haben, wenn nicht ein Cruzifix, das, von heiligen Bildern umgeben, an der Wand hing, und eben vom Schimmer des Mondes erhellt wurde, ihn mit lauter Stimme gemahnet hätte, strenge und anhaltende Buße zu thun. — Noch einmal blickte er trostlos umher, stand dann auf, ging auf seine Kammer, legte Waffen und Rüstung ab, und bekleidete sich mit einem schlichten Pilgergewand. Nahm Hut und Stab, verließ noch in derselben Nacht das Schloß und wanderte weinend und betend nach dem heiligen Grabe.

VI.

Wie Frau Yta gar wunderbarlich vom Tode errettet ward.

Aber Frau Yta war nicht todt: in dem Augenblick, als sie den Felsen hinabgestoßen ward, verband sich ihr Schutzengel mit seinem Brüderlein, das Herrn Heinrich begleitete, und beschlossen sie, die edle Gräfinn aus dieser Todesgefahr zu erretten, um ihr ein seliges und ruhigeres Sterbstündlein zu bereiten, und auf daß sie hier noch durch ihr Gebet die gräuelvolle Schuld ihres Gemahles mildern möge. Nun konnten sie zwar den Sturz Yta's nicht aufhalten, als sie aber in die Tiefe kam, breiteten sie ihre zart gewebten Schwingen aus, daß sie unversehret nieder auf den Rasen sank.

Da lag die arme Yta mit aufgelöstem Haare, bleichem Antlitz und geschlossenen Augen in einer todähnlichen Ohnmacht; und war sie jetzt verstoßen, ja sogar im Geiste vernichtet von dem, welchem sie sich und ihr Leben und ihre Liebe ganz zu eigen gegeben hatte! Jetzt magst du weinen, unglückseligste aller Frauen, und will und muß ich mit dir weinen; denn unter allen Schmerzen, die seit dem Sündenfall den Menschen, wie die Dornen den Rosen, zugetheilt worden, ist gehaßte und verstoßene Liebe sicherlich der nagendste. Wird uns doch mit der Liebe das Köstlichste unseres irdischen Daseyns geraubt, und sind wir ohne sie nichts mehr als ein Stein ohne Glanz, eine Blume ohne Duft und ein Vogel ohne Sang! — Schön und gut können wir noch seyn, aber mit dem Glück und der Lust und dem innigen Genügen hat es für immer ein Ende.

Erst nach einigen Stunden kam Frau Yta wieder zur Besinnung. Als sie die matten Augen aufschlug, und über sich die hellen Sternlein am Himmel, und um sich her nur wild verwachsenes Gesträuch und zerrissene Felsenstücke gewahrte, und nichts hörte als das leise Flüstern des Waldes und das entfernte Rauschen des Bächleins im Thale, da begann es ihr zu grausen ob der schaurigen Einsamkeit, und sie erhob sich, in der Meinung, einen Weg zu suchen, der sie wieder auf die Burg führen könne. Denn noch war erst ihr Körper aus der schweren Betäubung erstanden. Als aber auch ihr Gemüth allmählig wieder seine Augen öffnete, ward ihr zuerst die Vergangenheit lebendig, und sah sie die Jahre ihrer Kindheit wie eine liebliche Morgenröthe erscheinen und entschweben. Sah dann die unendlichen, überseligen Hoffnungen der Jungfrau keimen und sprießen gleich wunderschönen Blümlein, und endlich die Zeit ihrer Ehe kommen und dahinrinnen voller Freuden und Wehmuth. — Da erschien ihr plötzlich der furchtbare Mann, wie er mit gräßlichen Mienen und feuerschießenden Blicken daherstürmt, und sie faßte und sie stürzte in Tod und unabsehbaren Jammer! Nun konnte sie nichts mehr sehen, noch denken, als den wüthenden Mann, und wie von glühenden Händen fühlte sie ihr Herz zerrissen und bluten in tiefem unnennbarem Schmerz. Nicht länger vermochte sie hier zu bleiben in dem engumschlossenen Graben; glaubte dem schrecklichen Bilde entfliehen zu können, drängte sich durch das Gebüsch, stieg die Felsen hinab, und ging, als sie unten in's Wiesenthal gekommen, eilenden Schrittes dem Pfade nach, der tief in's Gebirg an die Quelle des Baches führte.

VII.

Wie sich Frau Yta in der Wildniß niederließ.

Als schon die Nacht zu bleichen begunnte, und ein Stern nach dem andern das müde Aeuglein schloß, erreichte Frau Yta das Thal, in welchem der Waldbach aus dem Felsen hervorsprudelte. Erschöpft sank sie auf den Rasen nieder und alsbald suchte der Schlaf sie heim, und senkte sich wohlthätig auf ihre matten Augenlieder. Ihr Schutzengel hatte ihn herbei gerufen und wachte nun schützend an der Seite seiner viel theuren Pflegetochter, und lockte auch sanfte Träume herbei, auf daß sie ihres Herzens gewaltige Bewegungen so viel als möglich stillen möchten. —

So ward sie gestärket an Leib und Gemüth, und als die Sonne schon hoch über den höchsten Bergen stand, wachte sie auf, und fühlte sich erquickt, und sah nicht mehr das schwarze Bild, das sie so sehr geängstet hatte. Richtete sich auf, faltete die Hände und dankte inbrünstiglich Gott für ihre wundersame Errettung.

Allzumal ward es ruhiger in ihrer Seele, und als sie nun aufgestanden und sah, wie friedsam das engumschlossene Thal sey, wie freundliche Blumen in Hülle und Fülle hier sproßten, wie gar frisch und lustiglich das Bächlein quellte und wellte, wie endlich die Sonne so sanft und mild in allen den Frieden herabschien, — da bedünkte ihr das stille Wiesenthal ein kleines Paradies zu seyn, und beschloß sie, diese blühende und grünende Einsamkeit nie mehr zu verlassen. Nahe bei der Quelle fand sie eine Höhle im Felsen, bereitete sich daselbst ein Lager von Moos und flocht von Weiden eine Thüre, um ihre Schlafstelle bei

Nachtzeit vor wilden Thieren zu verschließen. Aber vor allem pflanzte sie an einem schattigen Abhang ein Kreuz auf, zog rund herum alle bösen Kräuter samt den Disteln aus, und pflanzte liebliche und süß duftende Blümlein hin, auf daß sie ihren Heiland dort verehren könne nach Würd' und Gebühr und sich der reine Blumenduft mit ihren Gebeten mische und gleich Weihrauch als Liebesopfer aufsteige zum Himmel. —

Zu ihrer Nahrung suchte Frau Yta sich Wurzeln und Früchte und gab ihr die Quelle zu jeder Zeit ein reines, crystallhelles Wasser.

So lebte sie zwar kümmerlich im Aeußern, aber im Innern ruhig und glücklich durch ihr Vertrauen und ihre Liebe zu Gott und seiner Huld. —

In dieser Ruhe ward ihr allmählig die Wehmuth klar, die vor dem so oftmals angeklopft hatte an dem stillen Pförtlein ihres Herzens, und zeigte sich es ihr gar deutlich, wie daß ihr Gemahl nie keine recht wahre und reine Liebe für sie empfunden, sondern vielmehr nur gegen sie entbrannt gewesen in sündlicher und vermessener Glut. Darum wendete sie jetzt ihre Gedanken ab von allen weltlichen Freuden, und ergab ganz und gar ihr Herz dem einigen, unsichtbaren Bräutigam und seiner lieb' und gnadenreichen Mutter Maria. — Manchmal zwar in trüben Tagen kamen die Bilder vergangener Zeiten ihr wieder in den Sinn, und mit Beben und Bangen gedachte sie dann der schmachvollen That des Grafen, die finster, wie ein ungeheures Räthsel, ihr vor der Seele schwebte: allein durch inbrünstiges Gebet gelang es ihr jedesmal, solche schwarze Gedanken zu zerstreuen und den über alles köstlichen Frieden ihrer Seele wieder herzustellen.

VIII.

Wie Yta durch göttliche Schickung aus der Wildniß heraus in ein Kloster geführt ward.

Aber dahingegangen waren Frühling und Sommer, und der Herbst neigte sich zu Ende, und in den Nächten begann es gewaltig zu frieren. Da begab es sich eines Tages, daß Yta in das nahe Gebüsch ging, um sich reife Beeren und trocknes Gereis zu sammeln für den bevorstehenden Winter, denn sie wollte lieber die bitterste Noth leiden, als wieder unter die Menschen gehen, und hatte sie im Hinterhalt die sehr fromme Gesinnung, alles Ungemach zu erdulden, um durch diese thätige Fürsprache bei Gott die entsetzliche Schuld ihres Gemahls zu sühnen. In solchen Gedanken war sie in den Wald gegangen, und sammelte emsig und betete still vor sich hin. Aber Gott hatte Mitleiden mit ihr und wollte nicht, daß sie umkomme in den Gefährlichkeiten des stürmischen Winters, und er machte, daß sie den Rückweg verfehlte und immer weiter kam in den dunklen Wald. Schon dunkelte die Nacht und immer spärlicher schimmerten die Lichtstrahlen durch der Bäume hohe Wipfel, so daß Yta kaum mehr des Weges gewahrte. Ermüdet vom vergeblichen Wandern setzte sie sich nieder auf den dürren Rasen und fing gar bitterlich zu weinen an ob ihrem traurigen Schicksal. Aber nicht lange dauerte ihre Bekümmerniß; denn aus der Ferne her kam Gesang, zuweilen abgelöst von wehmüthigen Waldhornklängen, und es kam immer näher und näher, und bald hörte sie ganz vernehmlich, wie eine Stimme sang:

Ein Ritter ritt zu jagen
In einen wilden Wald:
Sehr thät sein Liebchen klagen,
Mußt folgen ihm gar bald.

Der Ritter ließ die Hunde
Wohl springen her und hin:
Fand nichts in weiter Runde;
Das wurmte seinem Sinn.

Da hört' er sich was regen; —
Er glaubt, es sey ein Wild:
Schnell will er es erlegen,
Und mit dem Bogen zielt. —

Alsbald der Pfeil entflieget, —
O weh! welch bittrer Schmerz! —
Sein Liebchen todt da lieget, —
Traf ihm das treue Herz!

So sang es durch den Wald, und Yta erkannte die Weise und erkannte die Stimme des alten Wolfgangs, der Jäger auf Kilchberg gewesen und ihr aus treuer Anhänglichkeit auf die Toggenburg gefolget war. Sie faßte sich Muth und rief dem Jäger zu, der eben nicht fern von ihr vorüber ging. Wolfgang kam herbei, und als er die holdselige Gräfinn erblickte, wäre er vor Schrecken fast zu Boden gesunken, dieweilen er wähnte, es sey ihr Geist, der ihn gerufen. Als aber die Gräfinn mit gar sanfter und lieblicher Stimme zu fragen begann, ob er nicht seine alte Herrinn erkenne? da schwand auch mit einem Mal seine Furcht, und er beugte sich vor seiner Gebieterinn und küßte

den Saum ihres Gewandes in tiefer, freudiger Rührung. „So „hat Euch unser Herrgott im Himmel errettet! und Barmher„zigkeit an Euch geübt, wie Ihr sie immerdar an andern zu „üben pflegtet!“ Also sprach der altergraue Jäger, und die Gräfinn gegenredete ihm mit freundlichen Worten und erzählte, wie es ihr ergangen. Bat nun auch, sie wieder zurück zu geleiten zu ihrer einsamen Wohnung. Aber hierin wollte Wolfgang seiner Herrinn nicht willfahren, sondern stellte ihr wohlmeinend vor, wie ihr zarter Leib die Stürme und bittre Kälte des Winters nicht auszuhalten vermöge, und wie viele grimmige Thiere sich zu Winterszeit in dem Thale versammelten. Zudem sey ja das Kloster Fischingen gar nicht fern, und könne sie dort auch der Einsamkeit pflegen, so viel es ihr immer beliebe. Yta war einmal als Kind daselbst zum Besuch gewesen und hatte ihr damals die Kirche und der Garten über alle Maßen wohl gefallen. Sie gab daher dem treuen Rathe ihres Dieners nach, und nahm in Gedanken Abschied von ihrer Wohnung und der blühenden Kirche und der stillen Quelle. Sofort geleitete Wolfgang sie gen Fischingen, woselbst sie, noch ehe es ganz finster geworden, zwar müde, doch ungefährdet anlangten. Auch die Abbatissinn staunte nicht wenig ob der wunderbaren Errettung der Gräfinn; aber ihrer weiseren Erkenntniß blieb, wer dieses Wunder gewirket, nicht verborgen, und sie verehrte in Demuth das höhere Walten und empfing liebreich und ehrerbietig diejenige, die göttlicher Hülfe war gewürdiget worden. — Freuete sich auch recht innig, als sie vernahm, daß Frau Yta ihr Leben beschließen wolle in klösterlicher Zucht, in Andacht und frommen, gottgefälligen Uebungen, und wies ihr die schönste Zelle an, die da war in dem weitschichtigen Gebäude.

So war denn Yta gelandet in dem Hafen der Ruhe und für ihr ganzes Leben lang gesichert vor allen Stürmen und feindlichen Begegnissen, und konnte man sie nun einer Blume vergleichen, die aus irdischem Boden verpflanzet war in einen ewig heitern, himmlischen Garten.

IX.

Wie es Herrn Heinrich im heiligen Lande erging, und wie er durch einen Traum bewegt ward, wieder heim zu kehren.

Mittlerweile war der büßende Heinrich nach einer mühseligen Fahrt weit hin bis zum gelobten Lande gekommen, und konnte erst dann wieder frei athmen, als er eine ganze Nacht an dem Grabe unseres Heilandes gewacht hatte in tiefer, reuiger Zerknirschung. — Auf alle mögliche Weisen suchte er sich nun zu züchtigen, schien ihm aber immer, als habe er noch nicht genug gethan für den ungeheuren Frevel, der sein Gewissen heiß und schwer bedrückte.

Alle Pilgrimme, die ihn sahen, staunten ob der unvergleichlichen Inbrunst, mit welcher er oft ganze Tage lang, ununterbrochen, auf den Stellen kniete und betete und weinte, auf denen unser Herr zum schmerzlichen Tode gewandelt war. Aber sie kreuzten sich auch und sagten zu einander, — „welch unerhörte „Schuld muß lasten auf jenem, daß sie ihm solch' blutige Thrä„nen auspreßt.“ Sprachen's und gingen dann ernst und schweigend an ihm vorüber. —

Lange schwere Jahre waren ihm schon vorüber gegangen mit finstrem Antlitz und bleiernem Schritte, und immer noch erneute und verdoppelte er seine Büßungen, so daß er gar jämmerlich anzuschauen war. Denn tief am Kopfe lagen die verweinten, trüben Augen, und gefurcht war die sonst so stolze Stirn, und ein langer Bart wallte ihm über die eingefallene Brust herab.

Da begab es sich einstens an einem heiligen Freitage in der Schmerzenswoche, daß er bis in die späte Mitternacht auf dem Calvariberge geweint und gebetet hatte, und gegen Morgen, vom Schlaf überwältigt, dahin sank, wo einst des Kreuzes ewiger Lebensbaum gestanden. So wie seine Augen sich schlossen, kam es ihm vor, als läge er in einem tiefen Kerker in Ketten und Banden und wäre wegen einer entsetzlichen That zum Tode verdammt. Dann, als werde er unter unsäglichen Verhöhnungen und Mishandlungen durch eine große Stadt geführt; und erseufzte er tief unter der Last des Kreuzes, das ihm zu tragen geboten worden. Kam nach einem langen und schmerzlichen Gange an einen Berg, wurde hinaufgetrieben und oben von rauhen, grausamen Händen an das Kreuz geschlagen. — Als er nun da hing und unsägliche Schmerzen erduldete, und weinend umher sah, gewahrte er zu seiner linken Seite ein anderes Kreuz, von dem ein lichter, milder Schein ausging. Da durchzitterte ihn ein wunderbar süßer Schauer, und er blickte unverwandt hin — voll Demuth und innigen Glaubens, und erkannte des ewigen Sohnes himmlisches Antlitz. Zu ihm nun flehte er mit heißen Thränen um Verzeihung seiner schmählichen Verbrechen, und hoffte und vertraute. — Alsbald sah er, wie sich der Heiland zu ihm wandte und ihm Gnade verhieß voll Huld und unendlicher

Milde. — Mit einem Mal fühlte er, wie ein schwerer Stein von seinem Herzen weggewälzt wurde, und wie die bittern Vorwürfe seines gepeinigten Gewissens verstummten. Vermochte auch nicht alle die Freude zu fassen, und erwachte, als eben die Sonne hinter den fernen Gebirgen heraufstieg. — Als habe er in Himmelsluft gebadet, so fühlte er sich gereinigt und gestärkt und in innerster Seele erquickt, und, höchlich vertrauend auf das göttliche Traumgesicht, beschloß er, gleich nach dem Festtage der Auferstehung seine Heimfahrt anzutreten, und seine Schuld an dem Grabe der Gräfinn vollends abzubüßen. —

X.

Wie Herr Heinrich heimkehrte nach dem Lande Schwyz und was sich weiter mit ihm begab.

Herr Heinrich war zwar alt geworden durch den schweren Kummer, der an seinem Herzen nagte, und war das Feuer in seinen Augen durch das vielfältige Weinen schier ganz und gar verloschen; als er aber wieder einmal recht lebhaft an seine Heimath denken durfte, da strömte von neuem eine jugendliche Glut durch seine bleichen, eingefallenen Wangen, und als ihm die fröhlichen Bilder seiner Jugend gegenwärtig wurden, blickte sein Auge wieder hell unter den grauen Wimpern hervor. — Also gewaltig und dauernd liebt der Mensch den Ort, wo er als Kind gespielt und als Jüngling geliebt, und die Zeit, in welcher Unschuld und Reinheit seines Lebens Gefährten gewesen.

Sofort nahm Herr Heinrich Abschied von den heiligen Orten, die ihm durch seine Schmerzen und seine Buße theuer geworden,

und wanderte gen Joppe. Bestieg dorten ein venetianisches Schiff und langte nach kurzer und glücklicher Fahrt in jener weltberühmten Stadt Venedig an, die mitten im Meere gar künstlich auf hölzerne Pfeiler gebaut. Setzte sodann über, an das feste Land Italia, und wanderte zu Fuß seiner Heimath zu, nicht sonder große Mühseligkeiten und mannigfaltige Beschwerden.

Es war spät an einem Abend, als er, von dem weiten Gange entkräftet, in dem Dörflein anlangte, das nur mehr eine Stunde, oder nicht einmal, von Toggenburg entfernet ist.

Seltsamlich ward es ihm zu Muthe, als er seine alte Feste im hellen Mondenscheine da liegen sah auf dem hohen, schroffen Felsen, und aus den vielen Fenstern kein einzig Lichtlein ihn begrüßte, noch einlud hinauf zu kommen zur Ruhe unter gastlichem Dach! War's ihm doch, als sähe er einen Greisen, der blind geworden durch Gram und unsäglichen Kummer, und von dessen dunkler, tiefgefurchter Stirne die Heiterkeit auf immer verschwunden. —

Aber herab von der Burg kamen in schwerem Fluge alle Geister der vergangenen Zeiten und senkten ihre Flügel und umzogen das Haupt des gebeugten Heinrichs, und alle alten Freuden und Leiden erwachten aus ihrem langen Schlummer und erfüllten sein traurendes Gemüth mit unendlicher Wehmuth. — Er vermochte nicht weiter zu gehen; denn allzutief war er erschüttert, also daß seine Knie wankten. Da ließ er sich die Wohnung des Pfarrers bedeuten; ging hin und klopfte leise an das Pförtlein und bat um ein Nachtlager mit sanften, geziemlichen Worten. — Sofort ward er in ein sauberes Kämmerlein geführt, allwo der Pfarrer gerade sein Nachtgebet verrichtete.

Schweigend trat Heinrich ein und erstaunte höchlich, als er in dem Geistlichen seinen alten Burgkaplan erkannte. Aber Herr Bertran ließ sich nicht stören in seiner Andacht, und erst, als er sein letztes Ave gesprochen, stand er auf, zog sein schwarzes Käpplein und hieß den Pilgrimm freundlich willkommen, ohne ihn jedoch wieder zu erkennen. War dieses auch keineswegs zu verwundern; denn gleich wie des Frommen Antlitz allezeit lieblich zu schauen und nichts seine Klarheit und Reine trübt, also werden die Gesichtszüge des Schuldigen verwirrt und verändert und ihnen eine fremde und finstere Signatur aufgeprägt.

Herr Bertran ließ seinem Gaste Brod und einen Becher guten Weines vorsetzen, und als er sich damit gelabet, lud er ihn freundlich ein, mit ihm hinaus in's Freie zu gehen, um sich der lauen Maienluft und des hellgestirnten Abends zu erfreuen. Der Graf stimmte ein und sie gingen vor das Haus und setzten sich hin unter eine alte, dichtbelaubte Linde. Eine Weile hatten sie schweigend dort gesessen, als Herr Heinrich fragte, wem doch jene Burg gehöre, die so herrlich da liege im Scheine des Mondes und gleichsam gebietend herabschaue in das stille Thal? —

„Jetzt ist sie öd und verlassen, gegenredete Herr Bertran, „aber vor vielen Jahren wohnte daselbst Graf Heinrich, und „wird diese Feste die Toggenburg genannt.“

„Aber wie kommt es denn, daß jetzt niemand mehr dort „hauset?“ fragte Herr Heinrich mit bewegter Stimme.

„Das will ich Euch erzählen, antwortete ihm der Pfarrer, „und möget ihr aus der gar traurigen Mähre abnehmen, wie „wunderbar und unergründlich die Wege Gottes sind, und wie

„nie ein Gerechter verzagen soll in Leid und Trübsal, dieweilen „der Himmel ihn allezeit mit tausend Liebesaugen bewachet und „ihn schützet in den Zeiten der höchsten Noth.

„Graf Heinrich zog einstens aus zu eines Nachbars Fehde „und ließ sein Gemahl, die edle Frau Yta von Kilchberg, allein „zurück, vertrauend auf ihre tugendliche Sittsamkeit, als den „sichersten Hort unbeschützter Frauen. Lange war Herr Heinrich „abwesend, aber stets harrte seiner die Gräfinn mit Liebe und „unverbrüchlicher Treue, und mögt ihr mir dies festlich glauben, „dieweilen ich damals Burgkaplan dorten war und genau ach„tete auf ihr stilles und sittiges Leben. Da begab es sich eines „Tages, als ich früh Morgens am Fenster stand, mein Gebet „zu verrichten, daß ein Rabe, so groß, wie ich noch keinen je„mals gesehen, vor mir vorbei und gerade in das offene Fenster „von Ytas Wohngemach hineinflog. — Sah ihm nach voll Er„staunens und fühlte, wie mich ein eiskalter Schauer überlief; „gewahrte sodann, wie das Thier alsbald herauskam und einen „goldnen Reifen in seinen Klauen hielt und schnell damit davon „flog. Als aber kurz darauf die Gräfinn weinend und hände„ringend zu mir kam und klagte, daß ihr Brautring entwendet „worden, erschrack ich gewaltig ob diesem Unglücke, dieweilen „ich das auffahrende Gemüth ihres Gemahles kannte. Unglück„licher Weise ward ich noch an selbem Tage auf eine nahe „Mühle gerufen, wo ein Sterbenskranker nach geistlichem Trost „verlangte. Bei diesem weilte ich die ganze Nacht. Aber nun „denkt Euch mein Entsetzen, als ich am andern Morgen zurück„kehrte auf die Burg und sie leer und öde fand und keine ster„bende Seele, die mir Kunde geben konnte von dem, was sich

„dort zugetragen. Da beschloß auch ich, die Burg zu verlassen, „sintemalen ich fürchtete, es hätten Räuber die Einsassen derselben „vertrieben und kämen alsbald zurück, ihre reiche Beute zu „theilen. Machte daher in der Eile mein Bündel und ging „schnellen Schrittes dem nächsten Dörflein zu, begleitet von „Trübsal und fürchtender Erwartung. War aber kaum einige „hundert Schritte weit gekommen, als ich Treubold, den alten „Burgvogt fand, wie er auf einem Stein am Wege saß und „unverwandt nach dem Schlosse hinaufschaute und sich eine Thräne „nach der andern von den grauen Augenwimpern wegwischte; „konnte auch zuerst vor tiefer Betrübniß keine Worte finden, „ermannte sich aber nach und nach und erzählte mir dann unter „immerwährendem Schluchzen, wie daß sein Herr am vorigen „Abend gleich als ein Verstörter auf die Burg gestürmt und „seinem Gemahl ein Leids angethan, auch gleich darauf seinen „Dienstmann, Ritter Walthern, auf eine gar erbärmliche Weise „habe zu Tod bringen lassen. Wie ferner die Diener insgesammt „voll Entsetzens ob dieser Gräuel der Burg entflohen, er, Treu„bold, aber nicht habe weiter kommen können, da ihm der über„mäßige Schrecken die Glieder gelähmet. — Auch sagte er, wie „noch in derselben Nacht sein Herr bleich und entstellt, gleich „einem Gespenst, langsam und mit gesenktem Haupte an ihm „vorübergeschritten und hinab in's Thal gegangen sey." — Für eine Weile unterbrach hier Herr Bertran seine Rede und schöpfte tief Othem, wie wenn man einen Menschen in Todesnöthen sieht und über dem Schrecken das Athmen vergißt, und erst, nachdem das Unglück geschehen, wieder zu sich kommt und dann die Luft einsaugt in schweren, gedehnten Zügen. Als sich aber Herr Bertran erholt, sagte er in tiefer Bewegung: „Die Er-

„zählung des Burgvogts fuhr mir wie ein doppelschneidiges
„Schwert durch die Seele und ich gedachte sogleich des Vorfalls
„mit dem Brautring und ahndete zitternd den schrecklichen Zu-
„sammenhang. — Sofort aber half ich dem guten Treubold auf,
„und leitete ihn in das nächste Dorf, auf daß er dorten ver-
„pflegt werde, wie es ihm sehr Noth that. Ging sodann unver-
„weilt zurück, den Leichnam der unglücklichen Gräfinn zu suchen
„und ihn an eine geweihete Ruhestätte bringen zu lassen. —
„Aber all mein Suchen war und blieb vergeblich. Erst nach
„fast drei viertel Jahren erfuhr ich zu meiner unsäglichen Freude,
„daß die Gräfinn durch übermenschliche Hülfe vom sicheren Tode
„sey errettet worden, sich lange Zeit in der Wildniß von Wur-
„zeln und Kräutern genährt, sodann aber sich in das Kloster
„Fischingen begeben habe, wo sie denn noch wirklich lebt und
„gleich einer Heiligen verehrt wird."

„So lebt meine Yta noch!" rief Herr Heinrich nun über-
laut — „und ist unschuldig und mir treu gewesen! Weh mir
„Verblendeten, daß ich dies holdselige Weib, diese Krone aller
„Frauen, ermorden wollte! Wehe mir und wehe dem Tag,
„da ich geboren ward! O führt mich zu ihr, Kaplan!" sprach
er, wie außer sich, aufstehend und ihn heftig bei der Hand fassend,
— „führt mich hin zu der Heiligen, — auf daß ich mich vor
„ihr in den Staub werfe und ihre Füße mit blutigen Thränen
„benetze und Verzeihung erflehe, wenn solch eine Unthat noch
„kann verziehen werden! Denn wißt, Kaplan, ich bin Heinrich,
„bin der Verruchte, der mein treues, engelreines Gemahl er-
„schlagen wollte."

Aber so wie er dieß gesagt, verließen ihn auch die Kräfte, und zurück sank er auf die Bank und ward bleich wie der Tod, und kalte Schweißtropfen standen gleich erstarrten Thränen auf seiner Stirne. Auch Herr Bertran war wie vom Blitz gerührt, als er die Rede des Grafen vernahm und gewahrte, wie sein weyland so blühender Herr entstellt und abgehärmt war und nun da saß, tiefgebeugt, gleich einem von Gott Gerichteten. Kam jedoch bald wieder zu sich, indem das innige Mitleiden, das ihm die klägliche Lage des Grafen einflößte, ihn laut aufforderte zur thätigen und augenblicklichen Hülfe. Richtete ihn daher auf und war sorglich bemüht, ihn an Geist und an Körper zu stärken; sprach ihm Trost ein, wie die heilige Schrift ihn darbietet in reichlicher, unerschöpflicher Fülle, und sagte ihm, wie daß kein Verbrechen so schwarz sey, das nicht gesühnet werde durch strenge Buße und reuige Thränen. Herr Heinrich horchte aufmerksam auf die milden Worte des Pfarrers, die wie Balsam nieder träufelten auf sein schwer verwundet Herz, und erholte er sich sichtbarlich von der tiefen Ermattung, und folgte willig, als ihn Herr Bertran zum Nachtlager geleitete.

XI.

Wie Herr Heinrich sein Gemahl ersuchen läßt, wieder zu ihm auf sein Schloß zu ziehen; Frau Yta aber im Kloster verbleibt.

Am andern Morgen aber, als kaum die Sonne aufgegangen war über den grünen Bergen, stand Graf Heinrich schon auf und ging herab zum Pfarrer und wollte fortgehen nach Fischingen

zu seinem Gemahl. Allein Herr Bertran widersprach diesem Vorhaben mit kräftigen Worten und stellte dem Grafen vor, wie Frau Yta gewißlich allzusehr erschrecken würde ob seinem unerwarteten Anblick, und wie sie dadurch erkranken könne, welches doch sicherlich sein Wille nicht sey; er selbst wolle jedoch hinüber gehen und sie vorbereiten zu ihres Gemahles Ankunft, und wenn dieß geschehen, ihr seine Bitte vortragen.

Hiergegen konnte Herr Heinrich nichts einwenden, ergab sich daher ganz und gar in seines treuen Bertran's wohlmeinenden Rath. —

Aber Herr Bertran machte sich unverzüglich auf, nahm sein Sonntags-Hütlein und den Stock mit dem Knopfe von eitel Silber — und wanderte gen Fischingen. Noch stand die Sonne hoch am blauen Himmel, als er schon das Kloster erreicht hatte und an dem Glöcklein zog und höflich um Einlaß bat. —

Frau Yta war höchlich erfreut, ihren alten, ehrwürdigen Burgkaplan wieder zu sehen, und bezeigte es ihm mit vielen lieblichen Worten. Als er aber seine Botschaft in einer umständlichen Rede kund gethan und ihr gesagt hatte, wie der Graf so sehnlichst wünsche und flehe, sie möge wieder zu ihm ziehen auf Toggenburg; — da ward sie ernst und stand eine Weile in tiefes Sinnen verloren; dann sagte sie ihm mit ruhiger und schier verklärter Stimme: „Gehet hin und meldet meinem Ge„mahl, wie daß ich keinen Groll mehr hege gegen ihn, sondern „ihm verziehen habe aus dem Grund meiner Seele, dieweilen „ich festlich überzeugt sey, wie daß er nur durch unselige Ver„blendung zu solcher That habe gebracht werden können. Saget

„ihm aber auch, daß ich mein Gemüth und meine Gedanken „bereits von allem Irdischen abgewendet und mein Leben nun= „mehr beschließen wolle in klösterlicher Einsamkeit und im stäten „Dienste Gottes und seiner Heiligen. Deshalb könne es weder „ihm noch mir frommen, wenn wir uns wiedersähen und da= „durch allzu lebhaft an längst vergangene Freuden und Leiden „erinnert würden.“

Herr Bertran stellte ihr dagegen liebreich vor, daß ihr Ge= mahl so tief und so viele Jahre lang gebüßet, und daß er da= durch gar schwach und hülfsbedürftig geworden, und sie daher gewiß ein gottgefälliges Werk übe, wenn sie ihm in seinem Alter beistände, treu und sorgsam, wie es würdigen Hausfrauen ziemt. — Die Gräfinn ward gerührt ob dieser Rede und seufzte aus ihres Herzens Grunde; sprach aber also zu Herrn Bertran: „Wohl habt Ihr Recht, mich zu mahnen an meine ehliche „Pflicht; würde auch Eurem Rathe folgen; allein so wie ich „hierher kam, that ich unserer lieben Frauen das Gelübde, „ihr zu dienen mein Leben lang, und nie von hier zu weichen, „wie es mir auch immer erginge. Euch aber bitte ich, meinem „Gemahle beizustehen und ihn nach Kräften zu pflegen und zu „trösten. —

XII.

Beschluß der ganzen Historia.

Mit betrübtem Herzen wanderte Herr Bertran zurück, wo Graf Heinrich seiner harrte, abwechselnd hoffend und fürchtend, aber im Ganzen ergeben in den Willen Gottes. Glaubte er

nun gleich gefaßt zu seyn auf alles, was da kommen möge, so ward er doch auf das heftigste erschüttert, als Herr Bertran ihm den Willen seines Gemahles kund that; und sein Schmerz ergoß sich in vielen heißen Thränen. Der Pfarrer überließ ihn für's Erste sich selbst und seiner Betrübniß, dieweilen er wohl wußte, daß ein solcher Schmerz gleich einem reißenden Strome dann am verheerendsten wird, wenn man seinen Lauf zu hemmen sucht. Als er aber allgemach ein wenig ruhiger geworden, sprach er ihm herzlichen Trost zu und bezeigte ihm seine aufrichtige und innigste Theilnahme, und gelobte, ihn niemals zu verlassen. — So viele Liebe blieb nicht verloren. Oft zwar weinte noch Graf Heinrich im stillen, einsamen Kämmerlein; allein die treuherzigen Reden Bertran's und sein brünstiges Gebet und die Alles lösende Zeit linderten allmählig den tiefen Schmerz, der wie ein scharfes Wasser an dem Kerne seines Lebens nagte. Als er aber nach einigen Jahren vernahm, daß die heilige Yta ihre irdische Wohnung verlassen, ging er schweigend auf seine Kammer und weinte dort und betete, und da man am andern Morgen ihn zu suchen ging, fand man ihn vor einem Kruzifix kniend, die Hände noch zum Gebete gefaltet, das greise Haupt zur Erde gesenket. — Er war verblichen. —

Aber der treue Bertran ging nach Fischingen und auf seine Fürsprache ward Graf Heinrich mit seinem Gemahl in derselben Gruft beigesetzt, auf daß sie einst, wenn die ewige Sonne aufgehen wird, zusammen erstehen und ihre Ehe erneuen möchten in reiner, unvergänglicher Liebe.

Nachwort.

Du hast nun, lieber freundlicher Leser, die übertraurige Mähre vernommen, und gewißlich, wärest du auch noch so karg, — der unglücklichen Yta eine Thräne und Herrn Heinrich einen Seufzer des Mitleids nicht versagt! Aber nun freue dich auch, freue dich mit mir, daß Yta ausgelitten, und nicht allein da droben im himmlischen Liebesgarten ewig blühet und duftet, sondern auch hier im tiefen Schmerzensthale als Heilige verehrt, und so — zwiefach gekrönet wird für ihre Liebe und ihre Leiden. —

Wie Manche litt und liebte und schied von hinnen, die auch einen demantnen Altar und eine leuchtende Heiligenkrone verdiente ob ihrer schweren Leiden, und ihrer noch größern Liebe! Sie liebte und litt im Stillen, und nur wenige kannten sie und liebten und litten mit ihr — und litten und weinten im Stillen, als sie dahinging zu ihrem Vater im Himmel.

Aber diese Wenigen weinen oft und ihre Herzen weinen mit — und die Engel zählen und wägen die Thränen und bringen die Schwergeweinten in den Garten der Liebe und senken sie als ätherischen Thau, opfernd, in die Kelche der ewigen Blume!

Herr Gerhard.

In göttlichtiefer Kunst ersonnen,
Von frommer Priester-Hand begonnen,
Erhebt ein Wunder-Münster sich
Allmähliglich
Zu Köllen an dem Rheine.

Schon hundert Riesen-Säulen ragen
Empor, der Wölbung Last zu tragen;
Kühn schwebt das Chor hinan und lacht
In hoher Pracht,
Glänzt breit im Sonnenscheine.

Auch einen Thurm sieht man sich heben,
Als wollt' den Himmel er erstreben,
Und tausend Hände regen sich,
Gar emsiglich,
Das heil'ge Werk zu enden.

Da steigt in später Stund' der Geister
Herr Gerhard einst, des Baues Meister,
Von dunkelm Trieb erregt,
Und tief bewegt,
Hoch auf des Thurms Gesteine.

Dort stand er lang in sich versunken,
Von seines Werkes Größe trunken:
In Dunst gehüllt lag ihm die Welt,
Des Himmels Zelt
Nur suchten seine Blicke.

Doch bald aus Nacht und Nebel drangen,
Mit Feuerarmen ihn umschlangen
Des Stolzes Teufel, Uebermuth
Und Höllenglut
Ihm in die Seele hauchend.

Und von der finstern Macht bezwungen,
Von eitlem, sünd'gem Wahn durchdrungen,
That er vermessen einen Schwur —
„Dann sterb er nur,
Wann er sein Werk vollendet!" —

Da schwirrt ein Blitz her durch die Lüfte,
Zeigt ihm tief unten offne Grüfte: —
Und schwindelnd stürzt den Thurm hinab
Er in sein Grab,
Zerschmetternd das Gebeine!

Doch ist ihm Ruhe nicht gegeben;
Er muß so lang' im Grabe leben,
Bis einst in seiner ganzen Pracht
Der Bau vollbracht,
Den seine Kunst ersonnen.

Und noch in jeder Geisterstunde
Hält er im Münster seine Runde,
Geht still im grauen Mäntelein,
Im Dämmerschein,
Heraus, rings um und um.

Und sieht er kein Gerüste steigen,
Erneuter Arbeit sichres Zeichen, —
Dann seufzt er tief — und senkt den Blick, —
Und wankt zurück,
Von dannen er gekommen.

Vor dem Dom.

Seh' ich immer noch erhoben
Auf dem Dach den alten Krahn,
Scheint mir nur das Werk verschoben
Bis die rechten Künstler nahn.

Denn ein Sabbath hat begonnen,
Osterabend hehr und still,
Gleich dem Mond der Frühlingswonnen,
Wenn an's Licht die Knospe will.

Hört ihr wohl die Glocken läuten?
Also nah ist Gottes Reich —
Feiertag soll das bedeuten,
Betet und bereitet euch!

Salbet euch mit Oel der Stärke,
Nur auf Eines habet Acht,
Montag naht, ein Tag der Werke,
Und ein Tag der Meisterschlacht.

Kommt ihr Meister und Gesellen
Zu dem Thale Josaphat,
Daß wir Säulen hau'n und Schwellen
Für die neue Bundesstadt.

Auf dem alten Grund erheben,
Neu geweiht von frommer Hand,
Sollt ihr euch zum jungen Leben,
Burgen, Kirch' und Vaterland!

Jeder opfert seine Gabe,
Priester singen in dem Chor,
Und der Bischof mit dem Stabe
Klopfet dreimal an das Thor.

Harret nur noch wenig Stunden,
Wachet, betet und vertraut,
Denn der Jüngling ist gefunden,
Der den Tempel wieder baut!

Der Dom zu Köln.

Es ist ein Wald voll hoher Bäume,
Die Zweige seh' ich fröhlich blühn,
Und aus den Wipfeln fromme Träume
Zum fernen Reich der Geister fliehn.

So kühner Sinn und ernstes Streben,
Das auch aus Steinen Blumen treibt,
Es ist der Väter Art und Leben,
Das nimmer auf der Erde bleibt.

Das wollen diese Säulen sagen,
Die himmelwärts die Blicke ziehn,
Dazwischen, wie in grauen Tagen
Im Eichenhain, die Beter knie'n.

Wo das Geheimniß wird begangen,
Im heil'gen, stillen Dunkelklar
Ist hoch ein Teppich aufgehangen,
Ein Zelt, voll Bilder wunderbar.

Es ist kein eitles Licht der Sonnen,
Was durch die bunten Scheiben fällt,
Ist Wiederschein der ew'gen Wonnen,
Ist Strahl aus einer bessern Welt.

Doch seitwärts wink'st du, süße Laube,
Nach der mein Sehnen ewig schaut,
Kapelle, wo der alte Glaube,
Die Lieb' und Wehmuth Hütten baut.

Hier dürfen keine Lieder klingen,
Ob auch die Brust von Liedern schwillt,
Nur schweigend, wo die Engel singen,
Grüß' ich, Maria, hier dein Bild.

Andacht

zum Grabe der heiligen drei Könige in Köln.

Seyd gegrüßt, ihr theuern Pfänder, *)
Helden, die auf rauhen Wegen,
Durch die Meere, Berge, Länder
Zogen ihrem Heil entgegen!

Denn ein Wort, ein Himmelszeichen,
Und in eurer Brust ein Hoffen,
Ließ nicht wanken euch, noch weichen,
Und die Welt lag vor euch offen.

Hier in Deutschland angekommen,
Dürft ihr endlich ruh'n und bleiben,
Pilger, daß an euch die Frommen
Stärken sich zu gutem Treiben.

Wenn die Zeichen wiederkehren,
Kräft' und Zeiten sich verjüngen,
Laßt uns auf die Stimmen hören,
Die so gute Botschaft bringen.

---

*) Ein Hymnus des werthen Wallraf beginnt also:
Salvete sacra Pignora etc.

Hört man schon die Stürme wehen?
Alle Kämpfer sind geladen —
Laßt uns dann entgegengehen
Unserm Licht auf allen Pfaden!

Fern der Heimath, fern den Lieben
Soll er auf dem Weg' uns finden,
Dem wir uns zum Dienst verschrieben,
Seine Ankunft zu verkünden.

Nimmer haben noch die Geister
Also schweren Kampf bestanden;
Zieht voran ihr treuen Meister,
Weise aus den Morgenlanden!

Daß wir alle freudig setzen
An den Glauben Gut und Leben,
Ringen all' nach höhern Schätzen,
Sollt ihr vor dem Zuge schweben.

Daß die Sterne niemals trügen,
Aarons Stab auch hier kann grünen,
Gottes Wort in uns nicht lügen,
Sollt ihr uns zur Bürgschaft dienen.

Ewig hat zu Schutzpatronen
Euch das deutsche Volk erlesen,
Ewig sollt ihr bei uns wohnen,
Segnet unser Thun und Wesen!

Als
er in Frankenberg bei Achen wohnte.

Ich zieh' in euch, ihr Mauern
Mit Wehmuth und mit Lust,
O Vorzeit reich an Schauern,
Du ziehst in meine Brust.

Ihr Wände habt belauschet
Des alten Kaisers Glück,
Von Saitenklang durchrauschet,
Erhellt vom Sonnenblick.

Hier hat der Held gesessen,
Als ihm sein Lieb entschlief:
Die Lust war unermessen,
Das Leid war gar zu tief.

Und was ihn so gekränket,
Was ihm sein Herz bezwang,
Liegt hier im See versenket
Schon tausend Jahre lang.

Der Ring von seiner Lieben,
Den trug sie an der Hand,
In dem ein Wort geschrieben
Von ew'gem Liebespfand;

Den hat der See verschlungen:
Da war der Karl geheilt. —
Der Pilger blickt gezwungen
Zur Tiefe nun und weilt.

Wohl jeder hat getrunken
Vom Becher voll und süß,
Wohl jedem liegt versunken
Ein frühes Paradies.

Drum ist der See so trübe,
Mit Laub und Schilf bedeckt,
Weil ihren Gram die Liebe
Gern aller Welt versteckt.

Ihr Glück läßt Liebe scheinen
Und zeigt es unverstellt;
Doch muß die Liebe weinen,
So flieht sie vor der Welt.

O Sehnsucht allgewaltig,
Halb dunkel, halb bewußt,
O Sehnsucht, vielgestaltig
Beschleichst du meine Brust.

Ich will nun in die Felder
Und an die klaren Seen,
Durchschweifen grüne Wälder
Und alte Felsenhöhn!

Hugdietrich und Hildburg.

Diese Rhapsodie aus dem großen Heldenliede von Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich, eignet sich wohl durch ihre Lieblichkeit, Einfalt und Abrundung zu einem Schaustück desselben. Der Inhalt ist anziehend, und die schlichte, unbefangene und gemüthliche Darstellung zeugt von dem festen und sichern Styl, den das altdeutsche Epos sich erschaffen, und in den Liedern des Heldenbuchs ausgedrückt hat. Wir finden in diesem kurzen Stücke nicht nur die Wiederkehr ganzer und halber Stanzen und Zeilen, sondern dergleichen auch als episches Gemeingut mit andern Gedichten, z. B. mit dem Nibelungen-Lied, welches auf dem erhabensten Stoff diese Volksweise nur am vollkommensten offenbart hat. Diese Erneuung ist hauptsächlich nach der Straßburger Handschrift, mit Vergleichung der aus der Wiener und Vatikanischen bekannten Stellen gemacht, und daraus die in den alten Drucken des Heldenbuchs ganz verdunkelte Gestalt des alten Liedes wieder hergestellt. Insonderheit ist die, wahrscheinlich für jene Drucke gemachte, Umschmelzung in die achtreimige Stanze von gleicher Silbenzahl wieder auf die ursprüngliche vierreimige Nibelungen-Stanze, mit freien Rhythmen und etwas längerer Schlußzeile, zurückgeführt; und somit sind alle die dadurch veranlaßten Einschiebsel, Flickwörter und Härten abgeworfen, und Auslassungen, worunter einige volle Stanzen,

zurückgenommen, und sonst manches Mißverständniß berichtigt. Die Sprache anlangend, so ist diese hier fast nur in die jetzige Schreibung umgeschrieben, dabei das Schwäbische u (Hus) und i (min) in das gemeine au und ei verändert, und alles Uebrige lieber erklärt. Dieser Schritt weiter zu dem Alter scheint mir, nach hinlänglicher Vorbereitung, zeitgemäß, und gern werde ich ihn auch bei der neuen Ausgabe meiner Erneuung der Nibelungen thun.

F. H. v. d. Hagen.

1. Es wuchs in Konstantinopel ein junger König reich,
Gewaltig und biederbe, der hieß Hugdietereich,
Auf von Kindes Jugend konnt' der Held wohl leben,
Durch Gott und durch Ehre, beides, leihen und geben.

2. Er war hübsch an dem Leibe, wohlgeschaffen überall,
Gerad' als eine Kerze über die Hüfte hin zuthal,
Sein Haar war ihm lockig, dazu lang und fahl,
Es schwang ihm über die Achsel auf die Hüfte hin zuthal.

3. Sein Vater war geheißen der König Angerus,
Ein König in Griechen Lande, das Buch sagt uns alsus,
Der hät auf seinem Hofe erzogen, das ist wahr,
Einen Herzogen reiche, der lebt' viel manich Jahr.

4. Das war der Herzog Bechtung, geboren von Meran;
Den hieß der König Angerus balde für sich gahn;
Er sprach: „Ich han erzogen dich in Würdigkeit,
Das laß mich genießen: ich empfiehl' dir auf deinen Eid

5. Hugdieterichen, mein viel liebes Kindelein,
Und dazu Land und Leute hin zu den Treuen dein:
Der Tod hat mich erschlichen, die Welt muß ich verlan."
Ritter unde Knechte sach man trauriglichen stahn.

6. Er sprach: „Herzog Bechtung, du sollt mich's genießen lan,
Ich lehrte dich Messer werfen, daß dich niemand darf bestahn;
Da gab ich dir zu Weibe die edel' Herzogein:
Lehr' mir's Hugdieterichen, also lieb ich dir mag seyn."

7. Er sprach: „Lieber Herre, des sollt ihr sicher sein,
Was ich kann, ich lehr' es den lieben Herren mein;
Doch getrau' ich Gott vom Himmel ihr mögt noch wohl genesen."
„Nein — sprach der König Angerus — das mag leider
nimmer wesen."

8. Darnach in kurzen Tagen der König da erstarb:
Mit Züchten Herzog Bechtung viel schiere das erwarb,
Wie er begraben wurde, als man noch Königen thut:
Er nahm zu ihm den Jungen; viel traurig war sein Muth.

9. Darnach zog er seinen Herren bis an das zwölfte Jahr.
Da sprach Hugdieteriche, das sag ich euch fürwahr:
„Lieber Meister Bechtung, ich suche Treue zu dir
Durch alle deine Tugend, so sollt du rathen mir:

10. Nach einer schönen Frauen so staht mir der Muth:
Du siehst wohl, lieber Meister, ich hab' Ehre und Gut,
Beides, Land und Leute, weit ist die Herrschaft mein:
Ob ich nun also stürbe, weß sollt' es danne sein?"

11. Da war dem Herzog Bechtung die Rede nicht zu leid,
Er sprach: „Ich hab' erfahren Heiden und Christenheit,
Daß ich mit meinen Sinnen weiß Königinn noch Mageb,
Die dir zu Konstantinopel zum Weibe wohl behaget.

12. Hat sie es an dem Leibe, so ist sie ein Dienstweib,
Hat sie es an dem Adel, so ist ihr schwarz der Leib:
Ich weiß mit meinen Sinnen keine Königein,
Die dir zu Konstantinopel eine Fraue möge sein."

13. Da sandt' Hugdieteriche Boten in die Land:
Da kam zu Hofe geritten manich kühner Weigand.
„Rathet mir um ein' Fraue, die ich mit Ehren mög' han."
Sie sprachen: „Der Rath, Herre, muß an Herzog Bechtung stahn." —

14. „Wohlan, Herzog Bechtung, nun gieb mir deinen Rath,
Du siehst wohl, daß es alles sammen an dir staht,
Rath' mir durch deine Tugend um ein Mägedein,
Die mir zu Konstantinopel eine Fraue möge sein."

15. Da sprach Herzog Bechtung: „So thun ich dir kund,
Es sitzet zu Salnecke ein König, heißt Walgund,
Deß Fraue ist geheißen die schöne Liebegart,
Die zwei haben ein Töchterlein, daß so schönes nie ward."

16. Hildeburg die schöne also ist sie genannt:
Man fünd nicht ihres gleichen, wer auch führe durch alle Land,
Weder Königinne, noch keinerhande Maged,
Die dir zu Konstantinopel zu Frauen also wohl behaget.

17. Sie ist zu allen vier Orten König=Geschlechts und Falsches frei,
Zucht und Schöne, beide die wohnen der Maged bei,
Maaß und auch Schaame, und gute Bescheidenheit,
Liebe unde Tugend, die trägt die schöne Maid.

18. Sie ist ohn' allen Wandel, die Maged hochgeboren:
Ihr Vater der viel reiche einen Eid hat geschworen,
Daß er sie nimmer gebe keinem Könige reich,
Auf einen Thurn verschlossen hat er die Maged minnigleich.

19. Zwo viel hohe Mauren und drei viel tiefe Graben,
Die sind um die Burge ritterlich erhaben,
Auf einem hohen Felsen, darauf der Thurn staht,
Ihren Vater und ihre Mutter, anders niemand man zu ihr lat.

20. Und einen Wächtere, der sie hütet zu aller Zeit,
Und einen Thorwärtel, der ihr zu essen trait,
Und eine Jungfraue, die ihr zu Dienste behaget;
Also wohl ist sie behütet die kaiserliche Maged.

21. Vor deines Vaters Tode, Herre, wohl zwölf Jahr,
War ich zu Salnecke, sage ich dir fürwahr,
Da sah ich zu dreien malen das schöne Mägedein:
Und möchte die uns werden, wir müßten desto theurer sein.

22. Was hilft nun, König reiche, daß ich dir gerathen han
Um die schöne Jungfraue? Du mußt sie hinter dir lan.
Mit allen unsern Sinnen mögen wir sie gewinnen nicht,
Wir müssen sie zu Salneck lassen, was uns darum geschicht."—

23. Du weißt wohl, lieber Meister, daß die dummen Kind
Zu Streite noch zu Sturme ganz nicht nütze sind,
Noch zu hohen Räthen, wo man der pflegen soll:
Nun rath' mir durch dein' Tugend, daran so thust du wohl."

24. Nach der schönen Jungfrauen so staht mir der Muth:
Ich will lernen nähn und spinnen, ob es dich dunket gut,
Dazu zierlich wirken mit Seiden und mit Faden,
Mit Jungfrauen Zuchte will ich mich überladen.

25. Nun heiß mir bald gewinnen die beste Meisterein,
Als sie in Griechen Lande irgend möge sein,
Die mich lehr' in dem Gedichte wirken an dem Rahm,
Und darauf entwerfen, beides, Wild und Zahm;

26. Und mich lehr' an der Hauben Wunder ohne Zahl:
Darum gehn zwei Borten, eine breit, die andre schmal,
Darauf Hirsch' und Hinden, als sollt' es lebend sein:
Also will ich mit Listen werben um die Königein."

27. Der Meister, Herzog Bechtung, den Herren anesach,
Da das Kind von zwölf Jahren so witziglichen sprach:
„Wir müssen durch Wunder gewinnen die beste Meisterein,
Als sie zu Griechenlande irgend möge sein."

28. Also lernt Hugdietrich bis in das ander' Jahr
Also feine nähen, sagt uns das Buch fürwahr;
Was ihm vor entwarfe die alte Meisterein,
Deß ward er ein Hauptmeister zu den Handen sein.

29. Nach einer Jungfraun Stimme so stellt er seinen Mund,
Das Haar ließ er wachsen an derselben Stund;
Er war an dem Leibe schön und minnigleich:
Oberhalb des Gürtels war er einer Jungfrauen gleich.

30. In einer Jungfrau Kleide er sich sehen lie,
Da er zu Konstantinopel in die Kirche gieh.
Die zuvor wohl kannten den edeln König reich,
Sie fragten sich der Mähre: „Wer ist die Magd so wunnigleich?"

31. Da nun Hugdieteriche an ihm selber empfand,
Daß er all der Welte war so unbekannt,
Deß freuete sich viel sehre sein Herz und auch sein Muth,
Vergangen war sein Schmerze; er dacht': es wird nun gut.

32. Er sprach: „Herzog Bechtung, nun gieb mir deinen Rath,
Du siehst wohl, lieber Meister, wie es um mich staht,
In welcherhande Weise soll ich von hinnen fahren?
Da sprach der alte Greise: „Ich kann dich wohl bewahren.

33. Du sollt mit dir führen, lieber Hugdietrich,
Fünfzig Ritter schöne gekleidet löbelich
Und vierhundert Knechte, die seien wohl bereit,
Und sechs und dreißig Jungfrauen, die da tragen reiche Kleid.

34. So sollt du mit dir führen dein wunniglich Gezelt;
So du kömmst vor Salnecke auf das weite Feld,
So heiß' es aufschlagen auf dem grünen Plan,
Darunter sollt du sitzen, heiß' deine Diener vor dir stahn.

35. So wird aus der Burge bald zu euch gesandt,
Durch was Abentheure ihr seid kommen in das Land.
Ihr sollet nicht anders sprechen, lieber Herre mein,
Du seist von Konstantinopel ein' edele Königein;

36. Und habe dich vertrieben dein Bruder Hugdietreich,
Er wöll' einen Mann dir geben, der sei dir ungeleich,
Einen Ungetäuften aus der Heidenschaft;
Du seist kommen auf die Gnade des Königes tugendhaft,

37. Daß er dich behalte, der König auserkor'n,
Bis dein Bruder Hugdietrich gegen dir lass' den Zorn;
Ich weiß, daß er's nicht versaget, er ist ein Biedermann;
Und bleib' du da selbvierte, das Gesindt sende mir herdann.

38. Und wirb du dir da das beste bis in das dritte Jahr,
So will ich zu dir reiten, das sag ich dir fürwahr,
Und will selber versuchen, merken unde spähen,
Ob dir kein' Abentheure in der Burge sey geschehen."

39. Nun ward Hugdieteriche des guten Rathes froh:
Fünfzig Ritter schöne hieß er kleiden do,
Und vierhundert Knechte waren wohl bereit,
Und sechs und dreißig Jungfrauen die trugen kostbare Kleid.

40. Sein Gezelte schöne das war wohl bereit,
Und ander sein Gezierde; von dannen er da reit;
Urlaub nahmen sie schiere, also wir es han vernommen,
An dem fünfzehnten Morgen waren sie gen Salneck kommen.

41. Sie funden vor Salnecke gar ein weites Feld,
Aufschlugen da die Herren dem König sein Gezelt:
Die Knäuf' begonnten glästen, sie gaben lichten Schein.
Da wunderte König Walgund, wer die Gäste möchten sein.

42. Ein Ritter hieß Herdegen, der ward zu ihnen gesandt,
Durch was Abentheure sie wären kommen in's Land.
Da weilte er nicht lange, vor die Pforten er ging,
Hugdietrich und die Seinen er fleißiglich empfing.

43. Also ihn Herdegen vor ihm sitzen sach
In einer Jungfrauen Weise, nun höret, wie er sprach:
„Viel edel Königinne, ich bin zu euch gesandt,
Durch was Abendtheure ihr seid kommen in das Land?"

44. Da antwortet' ihm viel balde der Fürste unverzagt:
„Ich bin von Konstantinopel ein' elende Magd,
Und hat mich vertrieben Hugdietrich der Bruder mein,
Ich bin hergekommen auf die Gnade des Herren dein;

45. Daß er mich behalte, der König auserkor'n,
Bis mein Bruder Hugdietrich gegen mir lass' den Zorn;
Mir ist von ihm gesaget, er sei ein Biedermann,
Das soll er in seinem Lande mich genießen lan."

46. Da ging der Ritter Herdegen, da er seinen Herren fand:
„Uns sind fremde Gäste kommen in das Land,
Das ist von Konstantinopel ein' edele Königein,
Sie ist her kommen, Herre, auf die Genade dein.

47. Du sollt sie wohl empfahen, lieber Herre mein."
Da sprach der König Walgund: „Das soll geschehen sein."
Wol mit sechzig Rittern er ihnen entgegen gie:
Da ließ sich Hugdietrich gegen ihm auf die Knie.

48. „Ich beut' mich dir zu Füßen, viel lieber Herre mein,
Mein liebliches Grüßen laß dir genehme sein,
Und behalte mich selbvierte, König auserkor'n,
Bis mein Bruder Hugdietrich gegen mir lasse seinen Zorn." —

49. „Seid ihr von Konstantinopel ein' edele Königein,
So sollet ihr euer Knien gegen mir lassen sein;
Muthet was ihr wöllet und euer Herz begehrt;
Daß ihr gegen mir kniet, deß bin ich nicht werth.

50. Ihr und euer Gesinde die sollen bei mir bestahn,
Essen unde Trinken sollet ihr von mir han,
Rosse und reiche Kleider, durch den Willen mein." —
„Nein, — sprach Hugdietriche — das mag nicht gesein.

51. Mich hat zu Konstantinopel geleitet von dem Meer
Ein Herzoge gewaltig, der nimmt wieder sein Heer,
Er ist der Herzog Bechtung, von Meran ist er genannt,
Ich muß sie wiedersenden, deß ist meine Treue sein Pfand." —

52. „Bechtung ich wohl erkenne, das sag' ich dir fürwahr,
Er hat mir vor gedienet meh denne zwölf Jahr."
Er hieß sie schöne kleiden durch den Fürsten reich;
Er sandte sie heim zu Lande: selbvierte blieb Hugdietereich.

53. Wie bald sie König Walgund bei der Hande nahm,
Er führt' sie gezogenliche in die Burg hindann;
Liebegart die alte ihnen entgegen ging,
Hugdietrich und die Seinen sie viel tugendlich empfing.

54. Da sprach Liebgart die alte: „Viel lieber Herre mein,
Da redt' ein Ding ich gerne, möcht' es mit Hulden sein:
Mich dunket an der Gebärde, die Jungfrau sei ein Mann,
Sie will uns unser' Tochter mit Listen gewinnen an."

55. Da sprach der König: „Fraue, lat die Rede stahn,
Ihr Antlitz und ihr' Farbe ist nirgend gleich ei'm Mann."—
„Nun rede ich nicht mehre, — sprach die Königein —
Doch ihr hoch Gemüthe entzündet das Herze mein."

56. Da hieß die Königinne einen Sessel herfür tragen,
Mit Seiden wohl bedecket und mit Golde beschlagen,
Darauf hieß man ihn sitzen an derselben Stund,
Man fraget' ihn, wie er hieße. Er sprach: „Ich heiße Hildegund."

57. Da begunnte kleine spinnen Hildegund zuhand,
Man kunnt' ihresgleichen finden nirgend in dem Land,
Dazu feine nähen mancherhand Vögelein
Von Balmat und von Seiden, als ob es lebend möchte sein.

58. Da die Königinne die reiche Kunst ersach,
Nun möget ihr gerne hören, wie sie zu ihm sprach:
„Das sollet ihr mir lehren zwo der Mägde mein." —
„Fürwahr, das thun ich gerne, viel edele Königein." —

59. „Ich will es euch wohl lohnen, und will euch wesen hold,
Und will mit euch theilen mein Silber und mein Gold,
Daß ihr mir nun lehret zwo der Mägde mein." —
„Fürwahr, ich lehr' euch viere, viel edele Königein." —

60. Also lehrt' er ihr zwo Mägde wohl ein ganzes Jahr,
Also feine nähen, das sag' ich euch fürwahr,
Zwehelen und Tischlachen, schmal unde breit,
Als man sie zu Hochzeiten vor hohe Gäste leit.

61. Lerchen und Drosseln, Zeiselein, Nachtigall,
Das stund an den Enden gewirket hin zuthal,
Mitten drinne der Greife, und auch der Adelaar
Vorn an dem Angesichte, da man sein allerbaßt nimmt wahr;

62. An dem andern Orte der Falk, als ob er flöge
Und alles das Gevögele schöne nach ihm zöge;
An dem dritten Orte stund der Lindwurm
Vor ihm stund der Leue, als ob sie föchten einen Sturm.

63. Der Hase und der Fuchse, und auch das wilde Rehe,
An dem vierten Orte, der Leoparte spehe,
Das Eberschwein zu Walde, nach ihm die Hunde roth:
Allerst man es Frauen Hildegund zu Salneck wohl erbot.

64. Hirsche unde Hinde, das stund alles darán, —
Das beschauet' ob Tische viel manich werther Mann —
Gemachet wohl von Golde, als ob es Leben sollt' han,
Viel manich seltsam Wunder war geformet daran.

65. Da sprach der König Walgund: „Wer hat uns dieß genäht,
Viel manich seltsam Wunder, das vor uns hie steht?"
Da sprach der Kämmerere zu derselben Stund:
„Es machet' alls von Griechen die schöne Hildegund."

66. Da wurden ihr die Leute zu Salnecke hold.
Der König begonnte suchen sein gesponnen Gold,
Da hieß er wirken ein' Haube, daran Wunder ohne Zahl.
Darum gingen zween Borten, die eine breit, die ander' schmal.

67. Da wirket' er die Haube durch eine Hübschheit,
Er hätte gern gesehen die kaiserliche Maid,
Durch derselben Willen er verborgen mußte sein,
Er gedachte: Wie soll ich gewinnen die edele Königein?

68. Da Hugdieteriche die Haube hatte bereit,
Da sändt' er nach dem Könige, als uns dieß Buch noch sait;
Da satzet' ihm auf die Haube das schöne Mägedein:
„Zu dieser Hochgezeite so sollet ihr gezieret seyn;

69. Und sollt die durch meinen Willen vor euern Gästen tragen;
So sie heim kommen zu Lande, daß sie auch können gesagen,
Ihr habet auf euerm Haupte ein viel seltsam Kleid." —
„Genadet Jungfraue, viel wunnigliche Maid!

70. Ihr habt mich wohl geehret, viel edel' Königein,
Muthet, was ihr wöllet, das soll wahrlich sein,
Lande oder Burge, oder was euer Herz begehrt,
Das wisset sicherliche, ihr sollet deß alles sein gewährt."

71. Da sprach die Königin Hildgund: „Mag ich deß sicher sein?" —
„Ja, ich brech' es euch nimmer, auf die Treue mein." —
„So heißet mir eure Tochter da herabe gahn,
So will ich um die Haube anderes nicht zum Lohne han."

72. Da sprach der König Walgund: „Deß sollt ihr sein gewährt;
Ihr möchtet andre Gabe an mich han begehrt,
Lande oder Burge, Silber oder Gold,
Ich hätt' es euch alles geben, oder werdet mir nimmer hold."

73. An einem Pfingesttage bracht' man die Königin hie:
Da ließ sich Hugdietriche nieder auf die Knie,
Da empfing er also schöne die junge Königein:
„Staht auf, Jungfraue, lat euer Knien sein."

74. Da ward von Gedrange ungefüger Schall,
Die Tische wurden gerichtet in Pallast und in Saal,
Da der König mit den Gästen wollte gessen han,
Ihm folget' in das Gesiedel manich hochgeborner Mann.

75. Liebegart die alte sie bei der Hand gefing,
Mit den zweien Gespielen sie zu Tische ging,
Sie satzte sie gegen einander auf ein Gesiedel reich:
Da sach er also gerne die Maged minnigleich.

76. Wie konnt' Hugdieterichen immer wesen baß!
Da er bei der Magde also zu Tische saß,
Er bot ihr dick den Becher und schnitt ihr für das Brot,
Viel hübscher Hofzuchte er ihr da erbot.

77. Liebegart die alte blicket' aber dar,
Ihrer beider Gebärde nahm sie eben wahr,
Sie raunt' ihr in ein Ohre der jungen Königein:
„Du sollt Hofzucht lernen, du viel schöne Tochter mein."

78. Walgund der König reiche es da nicht länger lie,
Gar gezogenliche er für die Gäste gie,
Die er zu seinem Hofe hatte dar geladen:
Durch seines Hofes Ehre hatte er dicke Schaden.

79. Da sprach ein edler Grafe: „Herr, thut mir bekannt,
Durch eure liebste Tugend, wer hat euch gesandt
Die Haube also reiche und das herrlich Kleid?“ —
„Das thät von Konstantinopel eine wunnigliche Maid.

80. Die ist Ingesinde bei meiner Tochter hie.“
Harte gezogenlichen er zu den Gespielen gie;
Sie saßen bei einander und hatten hohen Muth:
Der sie von einander schiede, das dauchte sie nicht gut.

81. Da sprach Hildburg die schöne: „Viel lieber Vater mein,
Ich bäte dich also gerne, möcht' es mit Hulden gesein,
Daß du auf den Thurn mir ließest die schöne Hildegund,
Daß sie mich lehrte wirken die Hauben an der Stund.“

82. Da sprach der König Walgund: „Darum wär' ich ihr hold,
Ich geb' ihr sicherlichen Silber unde Gold,
Und wollt' sie einen Herren, Land mach' ich ihr unterthan.“—
„Nein, — sprach Hugdieteriche — ich will keinerhande Mann.“

83. Die Hochzeit nahm ein Ende, die Herren schieden von dann;
Wie bald der König Walgund die zwo Gespielen nahm,
Er führte sie auf den Thurne, in ein Kemmenat er sie schloß:
Erst ward Hugdieterichen seine Freude nie so groß.

84. Er hatte darin geschaffen also gut Gemach;
Weß die zwo Gespielen wollten, das geschach;
Der Wächter und Thorwärtel mußten davor sein,
Weß sie da bedurften, das boten sie ihnen zum Fenster ein.

85. Nun war Hugdieteriche der Jungfrauen hold;
Er lehrte sie zum ersten, wie man sollt' spinnen Gold,
Und darnach in dem Gedichte wirken an dem Rahm,
Und darauf entwerfen, beides, Wild und Zahm.

86. Nun merket, ob der Fürste nicht großer Zuchte pflag,
Daß er zwölef Wochen bei der Jungfrauen lag,
Daß sie nie ward inne, daß er wär' ein Mann,
Bis daß die starke Liebe in dem Helden entbrann.

87. Er umfing sie mit Armen, er sie fest umschloß,
Sein Halsen und sein Träuten ward unmaßen groß,
Als sich die starke Minne nicht länger mocht' verhehlen,
— — — — — — — — — — — —

88. Da sprach Hildburg die schöne: „Traut' Gespiele mein,
Was meinet dein Küssen und Halsen, was mag der Rede sein?"—
„Handel' es zum beßten, Königinne reich,
Ich bin es, von Konstantinopel König Hugdietereich;

89. Und hab' durch deinen Willen gelitten Arebeit
Und thät es auch viel gerne, Königin hochgemait:
Ich will dir jetzund schwören, daß ich dich nimmer lan,
Du sollt zu Konstantinopel unter der Kronen gahn."

90. Da ward Hildeburge von Weinen also Noth:
„Und wird es mein Vater innen, es ist unser beider Tod."
Doch überkam er sie mit Güte, daß sie ihr Weinen lie,
Ihm ward wohl zu Muthe, sein Wille an ihr ergie.

91. Also hatt' er die Frauen, sagt uns dieß Buch fürwahr,
Sechs und dreißig Wochen und ein ganzes Jahr;
Sein ward niemand inne, noch mochte werden gewahr:
Die alte Königinne ging oft zu ihn'n beiden dar.

92. Bis die schöne Fraue thät tragen ein Kindelein;
Salneck unde Griechen wurden beide sein,
Tuschkan unde Pulle, Rom und Lateran,
Alles Römisch Reiche ward dem Kinde unterthan.

93. Da die Königinne des Kindes da empfand,
Sie begunnte heiße weinen, die Hände sie da wand:
„O weh, Hugdieteriche, Fürste lobesam,
Unser beider Freude muß nun ein Ende han!

94. Ich habe wohl empfunden, daß ich trag' ein Kindelein;
Nun müssen wir beidesammen gefangen hoben sein,
Mit allen unsern Sinnen können wir nicht hinabe." —
„Nun schweiget, schöne Fraue, durch Gott dich baß gehabe.

95. An Gott von Himmelreiche unser beider Leben staht,
Der soll uns helfen hinnen und geben seinen Rath,
Wie wir behalten mögen Seele unde Leib:
Wer sollte gar verzagen, viel kaiserliches Weib?"

96. Liebegart die Alte länger nicht es lie,
Zu ihrer schönen Tochter sie auf die Burg hin gie,
Sie wollte han besehen, wie lebt' ihre Tochter fein,
Ob sie etwas verdrieße, darum ging sie hinein.

97. Da sprach Hildburg die schöne: „Liebe Mutter mein,
Ich bäte dich also gerne, möcht' es mit Hulden sein,
Daß du mich einmal ließest an die Zinne gahn,
Ob ich Augenweide an dem Felde möchte han."

98. Sie sprach: „Liebe Tochter, was mag mir das geschaden?"
Nun stund doch nach dem Anger die Thüre an dem Gaden;
Bei jedweder Hande ein' Maged sie gefing,
Mit den zweien Gespielen sie an die Zinne ging.

99. Da sahen sie über's Gefilde fliegen eine Fahn',
Darnach ritten schöne wol zwölfhundert Mann;
Wer die Herren waren, den zweien war unkund,
Wie wohl sie da erkannte die schöne Hildegund.

100. „Die ich daher seh' reiten, die sind mir wohl bekannt,
Sie hat mein Bruder Hugdietrich her nach mir gesandt,
Das ist ein Herzog reiche her von Meran geborn,
Mein Bruder Hugdietriche will lassen seinen Zorn."

101. Da sprach Hildburg die schöne: „Lieb Gespiele mein,
Durch Gott vom Himmel reiche laß dein Reden sein;
Sollt' ich dich verlieren in also kurzer Stund,
Das überwind' ich nimmer, viel schöne Hildegund."

102. Da sprach Hildgund die schöne: „Traut Gespiele mein,
Sollst du in fremden Lande so lange gewesen sein,
Also ich zu Salneck, man sandte auch nach dir,
Du freuest dich in dei'm Herzen, darum gelaube auch mir."

103. Nun war Herzog Bechtung kommen in das Land
Mit ihme geselliglichen so mancher kühner Wigand;
Sie kamen gar degenlichen auf den Hof geritten,
Sie wurden wohl empfangen nach ritterlichen Sitten.

104. Da ging es an den Abend, daß man zu essen trug,
Man gab zu allen Zeiten ihn'n Wirthschaft genug.
Von ihnen ging da schlafen die alte Königin reich:
Also thät mit seiner Frauen der König Hugdietreich.

105. Da lag er an dem Bette, er hät viel manchen Gedank',
Von den großen Sorgen, die ihm sein Herze zwang,
Wie er mit Liebe schiede von der Königein,
Daß ihr' Ehre wäre behütet und auch sein kleines Kindelein.

106. Er sprach: „Schöne Fraue: Sint ich dir gelobet han,
Du sollest zu Konstantinopel unter der Kronen gahn,
So mußt du Arbeit leiden, Königinne reich:
Deß will ich dich ergetzen — sprach Hugdietereich —

107. Wanne kömmet die Stunde, daß du sollt zu Arbeit gahn
Des Kindleins unser beider, so wir von Gotte han,
So winke den Wächtere zu dir da herein,
Der bringet dir eine Jungfrau, die bereitet dir das Kindelein.

108. Und heiß' es an dem Morgen in das Münster tragen,
Daß ihm der Priester wolle die Taufe nicht versagen.
Ist es ein' Tochter, so heiß' es nach dem Willen dein,
Ist's ein Knab', so heiß' es Dietrich, also lieb ich dir mag sein.

109. Ihr sollt es schöne ziehen, es sei Tochter oder Knabe;
So ihr erste möget, so kommet zu mir hinabe,
Bring' mit dir vier Ritter und auch vier Mägedein,
Der Wächter und Thorwärtel bringen mir mein Kindelein.

110. Wann ihr beginnet nahen zu Griechen in das Land,
So schaffe, daß ein Bote nach mir werde gesandt,
So reite ich dir entgegen und alle meine Mann,
Ich thu dich der Kronen gewaltig und alles das ich han."

111. Sie sprach: „Viel lieber Herre, deins Raths ich dir folgen soll,
Ueberheb' mich solcher Bitte, durch Gott, so thust du wohl;
Und gewinne mir Gevattern, die du gern wöllest han."
Da sach man Hugdietrichen von dem Bette aufstahn.

112. Er ging an die Zinnen, da er den Wächter fand,
Er nahm ihn also schöne bei seiner weißen Hand:
„Einen Hehling reiche sollte ich dir sagen,
Wüßt' ich dich also getreue, daß du es möchtest vertragen,

113. Daß ich gegen dir entschließe gar das Herze mein,
Du möchtest sein wohl genießen, wollst du getreue sein:
Willt du es verschweigen hie an dieser Stund?" —
„Fürwahr, schöne Jungfraue, es kömmt mir nimmer für den Mund."

114. „So laß dir sein empfohlen die junge Königein:
Sei, daß sie gebäre ein kleines Kindelein,
So sollt du Gevatter werden, und sollt es mir heim tragen."
„Nun schweiget, Jungfraue, ihr wisset nicht, was ihr thut sagen.

115. Vernähme diese Mähre der König Walgund,
Er hinge mich an den Galgen in viel kurzer Stund.
Wie hätte ich gehütet, wär' jemand kommen herin,
Von dem wär' schwanger worden die junge Königin!" —

116. „Ohne deine Schulde so ist es ergahn;
Dich lat der König Walgund wohl sein' Hulde han:
Ich bin von Konstantinopel König Hugdieterich,
Sie trägt von mir ein Kindlein, das wisse sicherlich.

117. Das sollt du verschweigen, Wachter tugendhaft,
Darum gieb' ich dir zu Miethe eine ganze Grafschaft,
Lande unde Burge die sollen dein eigen sein,
Daß du mir bringst mein Fraue und auch das Kindelein.

118. Und nimm zu dir vier Ritter und auch vier Mägedein
Und auch den Thorwächter, und bring' mir mein Kindelein;
Ich gieb' dir eine Burg weite und ein ganzes Land,
Deß sei meine Königstreue dir hie zu einem Pfand."

119. Nun ward der Wachtere der guten Geheiße froh,
Bei seinen guten Treuen gelobt' er dem Könige do,
Und freuet' sich sein Herze, daß er Königs Gevatter was,
Seither thät er das beßte, da die Königin genas.

120. Da ging Hugdieteriche, da er sein' Fraue fand:
„Wann ich von hinnen reite und räumen muß das Land,
So hab' ich wohl besorget, edele Königein,
Und dir dein' Ehre behütet, und auch mein kleines Kindelein."

121. Da begonnt' es tagen, die Herren begonnten aufstahn,
Und hörten Messe singen; also das ward gethan,
Da sprach der Herzog Bechtung: „Möcht' es mit Hulden sein,
So wollt' ich gerne gesehen die junge Königein,

122. Nach der mich hat gesendet der König hochgeborn,
Der will gegen ihr lassen seinen ungefügen Zorn,
Ich soll sie heim führen, die Jungfrau wohlgethan."
Da sprach der König Walgund: „Ich will sie selber han.

123. Sint ich sie meiner Tochter zu Gespielen han gegeben,
Bei der will sie beleiben, dieweil sie hat das Leben,
Das hat sie mir verheißen, die Maged wohlgethan."
Da sprach der Herzog Bechtung: „Man muß sie mich sehen lan."

124. An dem andern Tage bracht' man die Jungfraun herabe:
Ihr geschähe nimmer so leide, der ihr hin führte zu Grabe
Vater unde Mutter, als Hildegunden geschach,
Da sie sich mußten scheiden: also uns dieß Buch jach.

125. Da Hugdieteriche seinen Meister ansach,
Er empfing ihn also schöne; nun höret wie er sprach:
„Sagt, Herzog Bechtung, als lieb ich dir mag sein,
Wie macht zu Konstantinopel Hugdietrich der Bruder mein?"—

121. Er sprach: „Gar wohl, schöne Jungfraue hochgeborn,
Da will er gen euch lassen den seinen großen Zorn,
Ich soll euch heim führen, Jungfraue lobesan,
Lande unde Burge sollen euch sein unterthan.“

127. Da sprach der König Walgund: „Edele Königein,
Ihr sollet hie beleiben durch den Willen mein;
Muthet was ihr wöllet, und euer Herz begehrt,
Ist's, daß ihr hie beleibet, ihr sollet deß alles sein gewährt.“

128. Er raunt' es ihm in ein Ohre: „Bechtung, Meister mein,
Ich hab' fürwahr erworben die junge Königein;
Du sollt mich heim führen, edeler Herr von Meran,
Läßt du mich hie beleiben, es muß mir an das Leben gahn.“

129. Da saßen sie zu Tische, die zwo Gespielen do,
Die eine war traurig, die andre war froh,
Hildeburg die schöne weinte kläglich,
Da freute sich von Herzen der König Hugdietrich.

130. Da die Tische wurden erhaben, Hugdietrich da gie,
Vor den König Walgund, und ließ sich auf die Knie:
„Gieb mir Urlaub zu Lande, lieber Herre mein;
Gott dank' dir deiner Tugend: ich mag nicht länger bei euch sein.“ —

131. „Gegen euern Willen mag ich euch nicht gehaben;
Meiner Tochter Freude muß man nun begraben.“
Da kehrt' er sich hinumme: „Traut Gespiele mein,
Durch Gott vom Himmel reiche, so laß dein Weinen sein.“

132. Da zog sie ab der Hande ein gůldin Fingerlein:
„Nun nimm von mir dieß Kleinod, traut Gespiele mein,
Trag' es durch meinen Willen daheim an deiner Hand:
Wann du es anblickest, so sei an alle Treue gemahnt."

133. Da hieß der König Walgund ein Gewand herfür tragen
Das kostet wol tausend Marke, also wir hören sagen:
„Sehet, Jungfrau schöne und edele Königein,
Das traget zu Konstantinopel durch den Willen mein."

134. Ein Zelter viel schöne war bereitet hie,
Die drei Jungfrauen man bei ihm gelie;
Walgund der König reiche das da nicht vermied,
Des Weges eine Meile er mit Hugdietrich ritt.

135. Da sprach der König Walgund: „Edele Königein,
Ich will hie beleiben, laß es mit Hulden sein."
Da kehrt' er sich hinumme: „Walgund, Herre mein,
Laß dir Hildeburgen mein Gespiel empfohlen sein."

136. Da ritt Hugdieteriche in sein eigen Land;
Städte unde Burge er in Ehren fand,
Manich kühner Ritter ihm entgegen kam,
Da ward er wohl empfangen, als es ei'm Fürsten wohl gezam.

137. Sie kamen also schöne zu Konstantinopel geritten,
Sie stunden ab den Rossen nach ritterlichen Sitten,
Da erhub sich allenthalben Wunder unde Schall,
Da führten sie den König zu Konstantinopel in den Saal.

138. So war er zu Konstantinopel wol ein ganzes Jahr,
Ohn' seine schöne Fraue, sagt uns dieß Buch fürwahr;
Wann er da anblickte das güldin Fingerlein,
So betrübet ihm sein Herze nach der schönen Königein.

139. Also thät auch Hildburg zu Salnecke hie,
Da sie mit großem Leide hin auf den Thurn gie,
Das Haar, gleich der Seiden, sie aus dem Haupte brach,
Da sie ihr's trauten Gespielen nicht hörte oder sach.

140. Da sprach der Wächtere: „Edele Königein,
Thut es durch Gottes Willen, lat euer Weinen sein,
Hie zu dieser Stunde, bis daß uns kömmt der Tag,
So will ich euch helfen das beste des ich mag."

141. Hildeburg die schöne ihren Kummer faste barg,
Der war in ihrem Herzen kräftig unde stark,
Die Stund' und auch die Weile, daß die Zeit kommen was,
Daß die werthe Fraue eines schönen Kindes genas.

142. Das war an einem Morgen eh die Sonne aufgie,
Da war die Fraue schöne eines Sohnes genesen hie;
Sie winkte den Wachtere da zu sich herein:
Er bracht' ihr ein' Jungfraue, die bereitet ihr das Kindelein.

143. Es ward heimlichen gewaschen und getwagen.
Sie sprach: „Nun sollt ihr es frühe in das Münster tragen,
Ihr sollt es schöne täufen, das schöne Kindelein,
Und heißet es Dietriche, das befahl mir der Vater sein."

144. Da begunnt' die Königinne merken unde spähen,
Ob sie kein Wahrzeichen an dem Kinde möchte sehen:
Da fand sie ihm zwischen den Schultern ein rothes Kreuzelein,
Dabei sie wohl erkannte ihr kleines Kindelein.

145. Da das Kindelein kleine aus dem Bade war bereit,
Man wand es in seidene Tücher, also man uns sait,
Ein Kissen also reiche wand man um es zuhand,
Und ein Gürtel von Seiden war sein Windelgeband.

146. Liebegart die alte nicht länger es gelie,
Zu ihrer schönen Tochter auf den Thurn sie gie,
Sie bat sich bald einlassen, die alte Königin:
„O weh, Gott von Himmel, wo sollen wir mit dem Kindel hin?"

147. Da sprach der Wachtere: „Edele Königein,
Nun rathet, wie wir thuen dem kleinen Kindelein?
Hört eure Mutter es weinen, daß es erst ist geborn,
Wir müssen allesammen das Leben han verlorn.

148. So rathet, wie wir verbergen das kleine Kindelein." —
„Ich kann sein nicht gerathen, — sprach die Königein —
Der reiche Gott von Himmel, der uns geschaffen hat,
Der soll uns hinnen helfen und geben seinen Rath."

149. Da sprach der Wächter: „Fraue, habet guten Muth,
Ich hab' eine List funden, ob sie euch dunke gut,
Daß wir das Kindelein lassen in den Hag hindann
Nur bis an die Zeite, daß wir die Weile mögen han;

150. So wollen wir dann versorgen das kleine Kindelein." —
„Es ist nun zumal das nächste." Sprach die Königein.
Eh daß die alte Königin in den Thurn kam gegahn,
Da war das Kindelein kleine über die Mauer hinab gelan.

151. Liebegart die alte zu ihrer Tochter gie:
„Wie bist du verblichen! Wie ist es ergangen hie?" —
„Da wollte mich han befallen, ich weiß fürwahr nicht was,
Ich wäre nah erstorben: doch mir will werden baß.

152. Ich war nahe verzweifelt, Mutter, um mein Leben."
Eine kleine Speise hieß man ihr balde geben,
An Essen und an Trinken, das ihr gezeme was:
Die schöne Jungfraue kunnte wohl gefügen das.

153. Zweierleie Sorge die junge Königin pflag:
Das war die erste Sorge, daß das Kind in dem Hage lag
Also unbehütet, daß sie nicht wußte, wie ihm was;
Da war die andre Sorge, daß sie sein kürzlich genas.

154. Das drückte sie in ihr Herze, die junge Königein,
Sie litt viel großen Schmerzen und sehneliche Pein
Diesen Tag allen, als man uns saget hie,
Bis daß ihre Mutter des Abends von ihr gie.

155. Also das Kindelein kleine in dem Hage lag,
Den Tag bis an den Abend sein's Schlafes es da pflag:
Von Baden und von Inwinden ihm sein Recht geschach,
Da schlief es also stille, daß es niemand hörte noch sach.

156. Ein Wolf nach seiner Weide zu dem Hage ging,
Hühner und Kapphähne er dick darinne fing,
Er fand das Kindelein kleine, er nahm es in den Mund,
Und trug es hin zu Walde auf derselben Stund,

157. Gen einem hohen Berge, der war innen hohl;
Der Alten waren zween, als ich euch bescheiden soll;
Da hatte er vier Junge, waren drei Tage alt:
Der Wölfe Witz und des Kindes waren geleiche gestalt.

158. Vor sie legte der Alte das kleine Kindelein,
Da sollt' es der jungen Wölfe Speise gewesen sein:
Da schuf es ihre Jugend, daß sie waren blind,
Und der Mutter Nachsehnen, davon genas das Kind.

159. Nun lassen wir das Kindelein bei den Wölfen hie,
Nun höret von seiner Mutter, wie es der ergie:
Sie sprach: „Lieber Wachter, also lieb ich dir mag sein,
Durch deine Tugend besorge das kleine Kindelein."

160. Wie bald der Wachtere durch die Burge gie
Aus hin zu der Mauren, da er es Kind ablie:
Er konnt' es nicht gefinden, es war hinweg getragen,
Er gedachte leider Mähre: was soll ich meiner Frauen sagen

161. Mancherhand Gedanke in seinem Herzen facht:
Du sollt nun haußen bleiben alle diese Nacht
Bis am Morgen frühe, bis es beginnet tagen;
Ich habe es getäufet, will ich meiner Frauen sagen!

162. So bleibet es auch verschwiegen um das Kindelein,
Bis aus den sechs Wochen kömmt die Königein.
Sagt' ich ihr diese Mähre, daß es also wär' verlorn,
Sie schlüge sich zu Tode, die Königinne hochgeborn.

163. An dem andern Morgen, und es begunnte tagen,
Da kam der Wachtere, da bat sie ihn ihr sagen:
„Wachter, also liebe ich dir möge sein,
Durch deine liebste Tugend, wie staht es um das Kindelein?" —

164. „Gar wohl, Fraue, ich habe getäufet das Kindelein."
Sie sprach: „Wächtere, wer hub es meh denne dein?" —
„Das thät die Jungfraue, die mein Herre bat,
Da mußte der Thorwärtel heut Nacht wachen an meiner Statt.

165. Einer Ammen reiche ich das Kind empfohlen han,
Die ziehet es viel schöne, es ist so wohlgethan,
Ich verhieß ihr sechs Mark Goldes, edele Königein." —
„Fürwahr, die gieb' ich ihr gerne, deß sollt du sicher sein."

166. Morgens wollte der König jagen, als er pflag,
Da sah er den Wolfe gehen bei dem Hag,
Da wurde das Gejägde auf den Wolf gelan,
Sie jageten ihn zu Walde, der den Schaden hatte gethan.

167. Er floh gegen dem Berge zu den Jungen in die Hohl';
Der Alten waren zween, als ich euch bescheiden soll;
Da war niemand so kühne, der hinein durfte gahn;
Da sprach der König Walgund: „Ich muß die Wölfe han."

168. Ritter unde Knechte die mußten sehre graben,
Und auch vor dem Berge mit Arbeite haben,
Bis man die Alten zween in dem Loch erstach,
Und auch das kleine Kindel mit Augen da ersach.

169. Da die Alten in dem Loche waren gelegen todt,
Hinein schlüpfte der Jäger, herfür er sie da bot,
Und auch die vier Jungen, ihr'r mochten nicht meh sein:
Da er heraus wollt' scheiden, da weinte das kleine Kindelein.

170. Er trug es zu dem Lichte, schauen er es begann,
Er gesach mit seinen Augen nie Kind so wunnesam:
„Schaue von Salnecke König Walegund,
Ich hab' allhie funden einen reichen Fund!

171. Nun luge, König reiche, wie ein wohlgethan Kindlein!
Ich glaub', daß auf dieser Welte kein schöners möge sein."
Sie sahen da wohl alle, daß es erst war geborn:
„Du müßtest mich immer reuen, solltest du sein verlorn."

172. Was soll sein oder werden, das muß auch geschehen;
Nun mag man dieses Wunder am Könige wohl spähen:
Ein natürlich Sehnen sein Herze dazu drang,
Daß er sein beßt Gewande um das Kindlein schwang.

173. Er wollt' es niemand lassen, er nahm's selbst in den Arm:
„Wir sollen fröhliche gen Salnecke fahr'n,
Ritter unde Knechte, und alle die hie sind."
Sie führten gen Salnecke das Wildpret und auch das Kind.

174. Sie kamen also schöne auf den Hof geritten,
Sie stunden ab den Rossen nach ritterlichen Sitten.
Der König nahm das Kindlein und ging für die Königin stahn:
„Schaue, schöne Fraue, welch ein schönes Kind ich funden han.

175. Das hatten die wilden Wölfe in den Berg getragen."
Wie er es daraus gewunne, das begunnte er ihr sagen.
„Wir sahen da wohl alle, daß es erst war geborn;
Es müßte mich immer reuen, sollt' es sein verlorn.

176. Nun sollet ihr's heißen baden, viel edele Königein,
Befehlet es einer Ammen, das kleine Kindelein,
Heißet es schön erziehen: wird es ein Biedermann,
Tausend Mark von Golde mach' ich ihm unterthan."

177. Einer Ammen reiche das Kind empfohlen ward,
Man zog es auch viel schöne, da ward es also zart,
Es ward also schöne, daß es niemand kann gesagen:
Drei Stund in der Wochen mußte man's für den König tragen.

178. Liebegart die alte das nicht länger lie,
Zu ihrer schönen Tochter auf den Thurn sie gie,
Sie begunnt' ihr Mähre sagen von dem Kindelein:
Zuhand schoß es in's Herze der edelen Königein.

179. „Das hatten die wilden Wölfe in den Berg getragen."
Wie er es heraus gewunne, das begunnte sie ihr sagen.
„Ich habe nie gesehen so ein schönes Kindelein."
Sie sprach: „O weh, Mutter, weß mag es gewesen sein?" —

180. „Wir wissen nicht, wessen es seie, oder wo es her sei getragen
Und ob es sei getäufet, das kann uns niemand sagen:
Es muß von hoher Arte fürwahr geboren sein,
Was man um es hatte gewunden, das war alles seidein.“

181. Darnach in kurzen Stunden die Mutter von ihr gie;
Hildeburg die schöne das nicht länger lie,
Sie sprach: „Gevatter Wächter, liebester Freund mein,
Durch deine Tugend, sag' mir, wie staht es um mein Kindelein?“ —

182. Er sprach: „Fraue hehre, und traut Gevatter mein,
Man zieht nach großen Ehren das kleine Kindelein.“ —
„Ich mahn' dich an's jüngste Urthel, das Gott über uns soll han,
Daß du mir sagest die Wahrheit, wie es um mein Kind sei gethan.“

183. Da die Königinne ihn also theuer ermahnt',
Er begunnte heiße weinen, von Leid' er die Hände wand:
„O weh, schöne Fraue, ich muß dir die Wahrheit sagen,
Ich konnt' es nimmer finden, ich weiß nicht, wer's hat weg getragen.“

184. Da gewann die Königinne allerst Jammers genug;
Mit beiden ihren Fäusten sie sich selber schlug,
Daß das rothe Blute von ihr zur Erden rann:
„O weh, Gott vom Himmel, daß es in die Welt je gekam,

185. Oder von Mutter Leibe je sollt' werden geborn!
Nun han ich Gottes Hulde und mein liebes Kind verlorn,
Und auch Hugdieterichen, den lieben Herren mein:
Von Gott und auch von Ehren muß ich geschieden sein.“

186. Da sprach der Wachtere: „Lat euer' Klage stahn,
Ich sag' euch gute Mähre, die ich vernommen han:
Euer Vater hat funden ein kleines Kindelein,
Das ziehet man ohn' unser Arbeit, deß sollet ihr wissend sein.

187. Wollt ihr die Wahrheit befinden, merkt was ich euch will sagen,
So heißet die Amme das Kindlein eins Morgens herauf tragen,
So sehet ihr, Königinne, das kleine Kindelein,
So werdet ihr wohl inne, mag es euer gewesen sein."

188. Liebegart die alte aber das nicht lie,
Zu ihrer schönen Tochter auf den Thurn sie gie,
Sie sagt' ihr aber Mähre von dem schönen Kindelein.
„So laß es mich auch gesehen, traut liebe Mutter mein."

189. Sie sprach: „Viel schöne Tochter, deß sollt du gewähret sein.
Ich gesach nie mehre so ein schönes Kindelein;
Es ist bei'm Vater so liebe, daß er's nicht will von sich lan." —
„So heiß jedoch die Amme morgen frühe zu mir gahn."

190. An dem andern Morgen da kam die Amme zuhand:
Hildburg nahm das Kindlein und band ihm auf die Band,
Da fand sie zwischen den Schultern das rothe Kreuzelein,
Dabei sie wohl erkannte ihr kleines Kindelein.

191. Ein Fingerlein von Golde zog sie abe der Hand,
Das gab sie der Ammen, das war wohl verwandt:
„Nehmt hin, Fraue, laßt euch das Kind empfohlen sein;
Wär' ich nieden bei den Leuten, ich wollt' euch gnädig sein."

192. Darnach in kurzen Stunden die Alte bei ihr saß,
Sie sagte Abentheure, beide, dieß und das.
„O weh, liebe Mutter, gedürft' ich euch verjehen
Seltsam Abentheure, die mir zu Salneck sind geschehen?"

193. „Ja, du schöne Tochter, du magst mir es wohl gesagen,
Was dir ist geschehen bei allen deinen Tagen,
Ich mag es wohl verschweigen." Sprach die alt' Königein.
Sie sprach: „Viel liebe Mutter, so ist das Kindelein mein,

194. Das die wilden Wölfe hatten in den Berg getragen."
Und wie es dazu käme, das begunnte sie ihr sagen,
Und wie sie hätte gewunnen das kleine Kindelein.
Sie sprach: „O weh, Tochter, wer mag der Vater sein?" —

195. „Wer der Vater wäre, das thun ich dir kund,
Du weißt wohl, von Griechen die schöne Hildegund,
Daß die mich sollte lehren die Hauben wunderlich,
Das ist von Konstantinopel der König Hugdietrich.

196. Bei dem hab' ich gewunnen das kleine Kindelein:
Nun wend' es zu dem besten, es mag nicht anders sein;
Nun hab' ich dir gesaget, wie es um mich staht:
Wie komm' ich zu ihm gen Griechen, deß gieb mir deinen Rath." —

197. „Deß lob' ich Gott vom Himmel, — sprach die alt' Königein —
Daß du hast einen Herren, deß du wohl magst eigen sein:
So schweig' du schöne Tochter, sint es um dich also staht;
Daß du zu ihm kommest gen Griechen, deß wird nun gut Rath.

198. Ist das Kind aber getaufet, liebe Tochter mein?" —
„Nein es, liebe Mutter; alsobald das Kindelein
War gebadet und ingebunden, warst du für's Burgthor kommen,
Da ließen sie es in den Hage, da hat's der Wolf genommen."

199. Von ihr ging die Mutter schlafen: da sie bei ihr'm Herren lag,
Gar seltsamer Rede sie ihm in dem Bette pflag:
„Nun sollt du mich bescheiden, Walgund, Herre mein,
Wie will man thun einem Dinge, das nicht anders mag gesein,

200. Noch in dieser Welte niemand mag widerstahn?"
Da sprach der König Walgund: „Da muß man es fahren lan." —
„Deß gieb mir deine Treue, daß es stät an dir möge sein." —
„Ich breche es dir nimmer, auf die Treue mein." —

201. „Seltsam' Abentheure will ich dir verjehen,
Die unser lieben Tochter zu Salneck sind geschehen:
Fundest du in dem Walde ein kleines Kindelein,
Das ist fürwahr Hildburgen, der schönen Tochter dein.

202. Wer der Vater wäre, das thun ich dir kund:
Du weißt wohl von Griechen die schöne Hildegund,
Daß die sie sollte lehren die Hauben wunderlich,
Das war von Konstantinopel der König Hugdietrich.

203. Bei dem hat sie gewunnen das hübsche Kindelein:
Nun kehr' es zu dem besten, es mag nicht anders sein;
Du sollt nach ihm senden und ihm unser' Tochter lan,
Lande unde Burge sollen wir ihm machen unterthan.

204. Und laß es ab bei'm Herzen, König Walegund:
Da er kam gefahren, an derselben Stund,
Da sagt' ich dir zum ersten, daß er wär' ein Mann;
Da wolltest du mir nicht glauben: davon mußt du das han."

205. Da lag er an dem Bette und hatte manchen Gedank
Von dem großen Zorne, der in sei'm Herzen rang;
Er gedacht', seine schöne Tochter hätt' auf den König gelogen,
Der Wächter oder Thorwärtel, der hätte sie einer betrogen.

206. „Glaubet ihr es, Fraue und Königinne reich,
Ihr Antlitz und ihr' Farbe ich doch wohl geleich'
Einer Magde schöne und dazu wohlgezogen:
Unsere schöne Tochter hat auf den König gelogen."

207. An dem andern Morgen hieß er balde gahen,
Den Wächter und Thorwärtel die hieß er beide fahen:
„Nun müsset ihr mir sagen, wie es staht um die Tochter mein;
Bei wem hat sie gewunnen das kleine Kindelein?"

208. Der Wächter sprach: „Lieber Herre, glaubt mir in der Wahrheit,
Die will ich euch gerne sagen auf meinen Eid,
Wie es sei gestaltet um die Königein,
Bei wem sie hat gewunnen das kleine Kindelein:

209. Hildegund die schöne nahm mich bei der Hand
Und führte mich besunder an eines Steines Wand,
Und sagte mir solche Mähre, die dauchte mir wunderlich,
Sie wäre von Konstantinopel der König Hugdietrich.

210. Das bat mich wohl verschweigen der König tugendhaft,
Darum gäb' er mir zu Miethe eine ganze Grafschaft,
Lande unde Burge die sollten mein eigen sein,
Daß ich ihm brächt' seine Fraue und sein kleines Kindelein.

211. Da thät ich als die Dummen, ward guter Geheiße froh,
Bei meinen guten Treuen gelobt' ich es ihm also.
Sendet nach ihm gen Griechen, mag es nicht also sein,
So heißet mich erhenken, liebester Herre mein."

212. Er sprach: „Viel lieber Herre, was Schuld hät ich auch dran,
Daß ihr zu eurer Tochter beschließet einen Mann?
Da war es gar wohl mögelich, daß sie brächt' ein Kindelein." —
„Und ist die Rede also, so ist die Schulde mein.

213. Nun hatte ich es immer doch eigentlich verschworen,
Daß ich sie jemand gäbe die Fraue hochgeboren:
Hat sie selber gemannet, die edle Königein,
Sagt mir auf eure Treue, mag ich der Eide ledig sein?" —

214. „Des Eides seid ihr ledig." Sprachen die Ritter sein.
„Das Kind ist noch ungetaufet, — sprach die alt' Königein —
Das die wilden Wölfe hatten in den Berg getragen."
Wie es in den Hag käme, das begunnte sie den Herren sagen.

215. Des lacheten die Herren, es dauchte sie wunderlich,
Daß er sie hatte gewunnen also listiglich.
„Sint uns die Abentheure hie nun geschehen sind,
So sollt ihr es herrlich taufen; es ist euer Tochterkind."

216. Da gewann man zu Gevattern den Grafen Wölfelin
Und auch von Gallizien ein' edele Markgräfin,
Den Fürsten Sankt Georgen, aller Welt ein Biedermann:
Der Wächter und Thorwärtel die mußten hinafter stahn.

217. Da nun zu der Taufe das Kindlein ward bereit,
In seiden Tücher reine ward es schön geleit;
Da folgt' ihm also schöne die junge Königein;
Sie sprach: „Heißet es Dietrich; das empfahl mir der Vater sein.“

218. Da das kleine Kindelein ward zur Taufe erhaben:
„Ich will ihm ein'n Namen schöpfen, damit man ihn muß begraben:“
Wolf bei Dieteriche also ward er genannt.
Seit hieß er Wolfdietrich, der Herre über alle Land.

Erläuterungen.

Stanze 1. biederbe, bieder; eigentlich, kühn, von dürfen. durch, um, wegen. — 2. zuthal, nieder; Gegensatz von zu Berge. fahl, falb, gelb. — 3. alsus, also; daher sust, sunst, sonst. — 4. Meran, in Tirol. gahn, gehn. han, habe. — 5. verlan, verlassen. stahn, stehn. — 7. wesen, sein. — 11. Mageb, Magd, Jungfrau. — 13. Weigand, Krieger, Ritter. — 14. Mägedein, Mägdlein. — 15. Salneck, Thessalonich; ital. Salonichi. — 17. zu allen vier Orten, an den nächsten vier Ahnen, den väterlichen und mütterlichen Großältern. — 19. lat, läßt. — 20. trait, trägt. — 22. geschicht, geschieht. — 23. dummen, jungen, unerfahrnen. Sturm, Treffen, Schlacht. — 25. Gedicht, Gewebe, Zeug, als Grund des Gewirkes. Rahm, Rahmen. entwerfen, bilden. — 26. Haube, Schleier, Kappe (von Haupt), hier eine Männertracht. — 27. anesach, ansah. — 30. lie, ließ; von lan, wie gieh von gahn (ging ist eigentlich von gangen). — 37. herdann, von dannen her. — 39. do, da. — 40. reit, ritt. — 41. begonnten glästen, begannen zu glänzen. — 44. elende, aus dem Lande vertriebene. — 49. Muthet, muthet an, begehret. — 50. gesein, sein, geschehen. — 52. meh, mehr. — 54. gewinnen an, abgewinnen. — 55. ei'm, einem. — 57. kleine, fein, künstlich. Balmat, ein unbekannter Stoff, vermuthlich nach einer morgenländischen Stadt, woher er kam, so benannt. — 60. Zwehelen, Handtücher; v. zwagen, waschen. leit, legt. Hochzeit, hohes Fest. — 61. Adelaar, Adler (ist daraus entstellt). — 63. spehe, schön; v. spähen, wie schön v. scheinen, schauen. Allerst, nun erst. — 64. ob, über. — 67. Hübschheit, Artigkeit, besonders gegen die Frauen; ganz das franz. courtoisie und galanterie, so wie hübsch ursprünglich auch eins ist mit höfisch, höflich. — 68. sait, sagt. — 69. Genadet, seid gnädig, hold. — 72. geben, gegeben. — 74. gessen, eigentlich geessen, woraus gegessen

gemacht worden. — 75. Gesiedel, Gestühle, Sitze. — 76. wesen, sein. — 77. baß, besser. dick, oft. — 78. Schaden, nämlich dadurch, daß er bei den häufigen Hoffesten viel drauf gehen ließ. — 80. Ingesinde, Gesinde, Gesellin. Harte gezogenlichen, sehr züchtiglich. der steht für: wenn jemand. — 83. Kemmenat, Kammer. — 84. Er, d. i. Walgund. — 87. Träuten, minnen, herzen; v. traut. — 88. der Rede, die Sache. Handle, kehre. — 89. hochgemait, hochgemagt, hochgeboren, edel; von Mage, Verwandter. — 90. überkam, überwand. — 92. Griechen, Griechenland. Tuschkan, Toskana. Pulle, Apulien, Neapel. Lateran, die Basilica S. Joh. Lateranensis zu Rom. — 94. hoben, hie oben. — 98. Gaden, Gemach. gefing, faßte. — 101. überwinde, verwinde. — 102. bei'm, deinem. gelaube, vielleicht beurlaube. degenlichen, ritterlich. — 106. Sint, seit, weil. ergetzen, vergüten. — 109. erste, sobald als. — 110. thu, mache. — 112. Hehling, zu verhehlendes Geheimniß. — 119. do, da. was, war. — 124. der, wenn man. — 124. jach, sagte; von jehen, jähen, bejahen (daher Bigiht, Beichte). — 125. Wie, was. — 130. zu Lande, heim. — 131. gehaben, halten. hinumme, um. — 132. gülbin Fingerlein, goldenen Fingerreif. — 134. die drei Jungfr. vergl. St. 37. 52. — 136. gezam, ziemte. — 137. stunden ab, stiegen von. — 138. betrübet, ward trübe. — 143. gezwagen, gebadet (vergl. St. 60). — 146. Kindel, Kindlein. — 148. sein nicht gerathen, darin nicht rathen. — 149. Hag, Umhägung, Gehäge, Wall und Graben um die Burg. — 152. kleine, leichte. gezeme, ziemlich, passend. — 156. Weide, Jagd, Fang. — 158. der Mutter Nachsehnen ist eine schönere, obgleich nicht so nahe Lesart, als: die Mutter noch sogen. — 160. Aus hin, hinaus. ablie, hinabließ. leider, leidiger. — 161. facht, focht, rang. haußen, hie außen. — 163. und, als. — 164. wer rc., wer mehr als du hob es aus der Taufe. — 166. Gejägde, Jagd. — 168. haben, halten. — 171. luge, siehe. — 172. spähen, schauen. — 177. Dreistund, dreimal. — 188. aber, abermals. — 191. abe, ab, von. nieden, unten. — 192. verjehen, sagen (vergl. St. 124).

— 195. wunderlich, wundervoll. — 198. es, geht auf das Kind. — 200. stät, sicher, fest. — 207. gahen, eilen. — 209. besunder, besonders, beiseite. — 213. gemannet, einen Mann genommen. — 216. hinafter, hinten, zurücke. — 217. geleit, gelegt. — 218. seit, seitdem.

Drei Liebeslieder
nach Sebastian Ochsenkun, von 1558.

I.

Du freundlicher Held,
Dich hab' ich erwählt
Dem Herzen zur Lust und zu Freuden!
Ach! nimmer gesundet
Mein Herz tief verwundet,
Willst du von mir Armen dich scheiden.

Denn mir war geblieben
Im Herzen das Lieben,
Glüht' immer und immer auf's Neue.
So lange ich lebe,
Nach dir ich nur strebe,
Ich mein' es in Ehre und Treue.

Du freundliches Herz,
Ich treibe nicht Scherz,
Zu dir hat Lieb' mich umfangen
Mit heißestem Triebe.
Auch du gib mir Liebe,
Nach dir nur steht mein Verlangen.

Ach! nur mir vertraue,
Die Liebe nur schaue,
Mit der dich mein Herze besessen:
So lange ich lebe
Nach dir nur ich strebe,
Dein kann ich ja nimmer vergessen!

II.

Recht schmerzlich klingt
Mein Horn in's Thal,
Die Freud' ist mir entschwunden.
Ich hab gejagt
In Liebesqual,
Mein Wild, ach! nicht gefunden.

Ein edel Thier
In diesem Feld
Hatt' ich mir auserkoren,
Das floh vor mir
In weite Welt,
Mein Jagen ist verloren.

Fahr hin Gewild
In Waldeslust,
Ich will dich nimmer schrecken,
Nicht jagen die
Schneeweiße Brust —
Ein andrer wird dich wecken.

Mit Jagdgeschrei
Eilt er herbei,
Daß du nicht magst entrinnen:
Halt dich in Hut,
Mein Thierlein gut —
Ich zieh in Leid von hinnen!

III.

Mir selbst gehör' ich fürder nicht,
Leb' nur in deiner Gnaden Licht,
Hab' dir geweiht mein ganzes Herz
In Liebeslust und Liebesschmerz.
Von dir nicht zieht
Mein treu Gemüth,
Ich sehe ja die Treue dein:
So geh's, wie's geh,
Stets will ich nur
Dein eigen seyn.

Dein Aug' mir Freud' und Hoffnung zeigt,
Vor ihm wohl Gram und Trauer weicht,
Und Gut und Blut, und Herz und Sinn
Geb' ich so gern dir völlig hin.
Gebiete frei,
Mir Herrin sey,
Ich bin der fromme Diener dein,
Und geh's, wie's geh,
Stets will ich nur
Dein eigen seyn. —

Halt' fest an mir, holdselig Bild,
Und bleib' mir immer freundlich mild,
Laß sonnen mich an deinem Licht,
Und weiche, ach! von mir nur nicht!

Denn all mein Glück
Gibt mir dein Blick,
Darum vergiß auch nimmer mein,
Und geh's, wie's geh,
Stets kann ich nur
Dein eigen seyn.

Die heilige Catharina.

Was ewig muß der kalte Stolz entbehren,
Was forschend nimmer mag die Welt ergründen,
Das konnt' in Liebe Catharina finden,
Treu hingewandt zu ew'ger Weisheit Lehren.

Als eine Weise mußt' sie jeder ehren,
Sie wußte göttlich Wissen zu verkünden; —
Doch gegen sie die Bösen sich verbünden,
In Zorn das Werk der Liebe zu zerstören.

Zur Marter stehet hoch ein Rad erhoben,
Dort soll der Jungfrau zarter Körper prangen;
Schon tritt sie näher ohne Furcht und Bangen.

Allein die Lieb' darf Wunder kühn verlangen:
Die Jungfrau betet; wilde Blitze toben, —
Und Rad und Marter sind in Dunst zerstoben.

Man hat zuweilen die Meinung aufstellen wollen, daß Bücher, von der Art wie dasjenige, aus welchem wir dieses und das vorige Blatt mittheilen, von Mönchen oder gar von Nonnen in jener Zeit geschrieben und gemalt worden seyen. Allein wir können dieser Meinung eben so wenig beipflichten, als wenn jemand behaupten wollte, daß unsere großen, alten, gothischen Dome von gewöhnlichen Baumeistern erfunden und ausgeführt worden wären. So wie sich in diesen eine außerordentlich tiefe theologische, liturgische und christlich-symbolische Kenntniß, noch außer dem Technischen der Baukunst, überall nachweisen läßt; so möchten wir auch behaupten, daß in solchen Manuscripten, ganz vorzüglich aber in dem, von welchem hier die Rede ist, eine solche Bekanntschaft mit dem äußeren Leben, mit seinen Verhältnissen, seiner Pracht und seinem Thun und Treiben, sich überall nachweisen lasse, die wir unmöglich einer einsamen Nonne zugestehen können. Freilich wissen wir es wohl, daß in jener Zeit alles ein etwas klösterliches Ansehen hatte, ja, daß mancher treue Künstler, mancher wackere Rittersmann, manche vornehme Frau die Ruhe ihres späteren Lebens in einem Kloster suchten; und von solchen Klosterleuten wollen wir jene Behauptung uns gerne gefallen lassen; außer diesem aber möchte das bloße mechanische Abschreiben von Büchern und des Gregorischen Cantus wohl die Beschäftigung gewöhnlicher Mönche und vielleicht auch der Nonnen gewesen seyn, nicht aber die Fertigung solcher Werke, wie das oben beschriebene. Von den Baumeistern jener alten Kirchen hellet es sich nun nach und nach auf, daß sie ganze Bruderschaften bildeten, die in den damaligen sogenannten sieben freien Künsten unterrichtet wurden, wozu allerdings in gewissen heiligen Orden ihre Meister die tiefsten

Grundregeln, Zeichen, und was sie sonst Eigenthümliches hatten, aufbewahrten; wovon wir hier nicht weiter reden wollen, deren entartete Spuren sich aber hier und da noch bis in unsere Zeiten hin nachweisen lassen. Und so ist es wohl wahrscheinlich, daß beinahe jede Kunst, vorzüglich aber die Malerei, in jener Zeit nicht sowohl Schulen, als vielmehr eine Art von Gilde oder Zunft bildete, denen in den einzelnen Städten ein großer Meister vorstand, und aus welchen man oft eine große Menge sich so ähnlicher, beinahe ununterscheidbarer Werke hervorgehen sieht, daß man sie für Arbeiten einer und derselben Hand halten möchte, und sich daher verwundert, wie ein einziger Mann in seinem Leben so ungeheuer Vieles habe zu Stande bringen können. Allein da bildeten sich die Lehrlinge streng nach dem Meister, arbeiteten vielleicht nur aus, was er anlegte, und er selbst legte vielleicht noch die letzte Hand an das, was sie gemacht hatten. Es mag ein schönes, herrliches, frommes und reines Leben gewesen seyn, in solchen Kunstgilden, und wahrhaft möchte man mit Neid aus unserem zerrissenen, haltlosen Zeitalter in jenes frohe Künstlerleben hineinsehen.

So wenig wir nun aber das Buch, wovon wir hier noch zu reden haben, für das Werk eines Mönchs oder einer Nonne halten, eben so wenig wollen wir glauben, daß es von einer ganzen Zunftgesellschaft oder wenigstens von vielen Händen gearbeitet sey. Die erstaunungswürdige Einheit, welche in dem Ganzen herrscht, mit welcher sich wirklich nur die Schöpfungskraft der Natur vergleichen läßt, die zwar Mannichfaltiges überall, aber dennoch jede Gattung wieder streng in dem Grundtypus gestaltet, — verdrängt diese Meinung nothwendig schon auf den ersten

Anblick. Wir halten es vielmehr für das Schatzkästlein, in welches ein frommer, künstlicher Mann viele Jahre seines Lebens hin das Köstlichste und Liebste, was er konnte und hatte, hineingelegt, und mit Betrachtung, Anordnung und Vollendung dieser Kleinodien die schönsten, andächtigsten und begeistertsten Stunden hingebracht hat. So sind uns dies, und einige, fast unbegreifliche, Werke vollendeter deutscher Kunst immer erschienen, und nur diese Meinung haben wir bis dahin für hinreichend gehalten, um daraus eine befriedigende Erklärung über ein solches Werk geben zu können. —

Wir wollen nun versuchen, noch Einiges über das mitgetheilte Kupfer der heiligen Catharina zu sagen.

Auf duftigem, grünem Vordergrunde sitzt die Heilige. Sie scheint in stiller Beschaulichkeit verloren, oder vielleicht schon in der Ahndung ihres nahen Martertodes. Königlicher Schmuck der Jungfräulichkeit zieret sie, und ein aufgeschlagenes Buch deutet auf ihre große Gelehrsamkeit, in welcher sie in früher Jugend, nach der Legende, schon die ersten Philosophen übertraf, so daß sie funfzig derselben zum christlichen Glauben bekehrte. Eine goldene, mit vielen farbigen Edelsteinen gezierte Krone deckt ihr Haupt, von welchem das schöne Haar in sanften Wellen hinunterfließt. Ueber einem dunkelblauen Untergewande trägt sie eine Art von weitem, faltenreichem Mantelkleide mit schönen Verbrämungen, dessen Farbe wir nur mit jener der violet und röthlich spielenden Siringen oder Maienblumen vergleichen können. Die weite Landschaft kontrastirt in ihrer blauen Ferne gar lieblich mit den grauen Gebäuden und silbernen Fluten in der Mitte des

Gezeichn. von B. Beckenkam in Köln. gestochen von E. Thelott in Düsseldorf.

Bildes, wo der Märtertod der heiligen Jungfrau schrecklich vorgestellt ist. In der Episode kniet nämlich die Heilige betend vor den grausamen Rädern, mit welchen ihr Körper zerrissen werden soll; und auf ihr Gebeth fährt aus finstern Sturmwolken ein Feuerregen hervor, der die Maschine zerstört. Allein desto ungestümmer scheinen die hartherzigen Heiden ihren Tod zu verlangen, den ihr denn endlich auch der Kaiser Maxentius um das Jahr Christi 307 durch das Schwert geben läßt.

Die Arabesken, welche dieses Blatt umgeben, sind silberhell, so wie die untere Seite der Blätter der Silberpappel. Es sind Akanthusgewinde, aus welchen purpurne, blaue und weiße Blumen in hellen Farben hervorsprossen. Die ganze Verzierung und das Bild selbst wird durch den Goldgrund, auf welchem die Arabesken liegen, gar schön hervorgehoben.

So viel einstweilen von diesem Blatte und dem Buche, zu welchem es gehört. Mehr als das schönste Kupfer und die lebhafteste Beschreibung geben kann, gewährt natürlich der Anblick des unvergleichlichen Originals, zu welchem wir daher nochmals im Namen des freundlichen, gefälligen Besitzers jeden Freund der frommen, deutschen Kunst mit herzlichem Gruße einladen.

Bildes, wo der Märtyrtod der heiligen Jungfrau Ursula vor-gestellt ist. In der Legende fleht nämlich die heilige Ursula vor den grausamen Mördern, mit welchen ihr Körper zerrissen werden soll, und auf ihr Gebeth stürzt aus finstern Sturmwolken ein Feuerregen herunter, der die Mörder zerstört. Allein diese un-geheuer scheinen die barmherzigen Heiden ihren Tod zu ver-langen, denn ihr kann endlich auch der Fürst Maxentius um das Jahr Christi 307 durch das Schwert [illegible] läßt.

Die Arabesken, welche dieses Blatt umgeben, sind so zierlich, so wie die untere Seite der Blätter der Bilderbibel. Es sind Blumengewinde, aus welchen purpurne, blaue und weiße Blu-men in hellen Farben hervorsprossen. Die ganze Verzierung und das Bild selbst wird durch den Goldgrund, auf welchem die Arabesken liegen, gar schön herausgehoben.

So viel einstweilen von diesem Blatte und dem Buche, zu welchem es gehört. Mehr als das schöne Kupfer und die treff-liche Beschreibung geben kann, gewährt natürlich der Anblick des unvergleichlichen Originals, zu welchem wir daher nochmals im Namen des freundlichen, gefälligen Besitzers jeden Freund der frommen, deutschen Kunst mit herzlichem Grusse einladen.

Ein Mährchen.

Vor langen, langen Jahren lebte einmal eine arme Frau; so arm sie war, hätte sie gerne ein Kind gehabt und bekam immer keins, und es verstrich weder Tag noch Nacht, daß sie sich nicht darnach gesehnt hätte, mehr als der Kranke sich sehnt nach frischem Trunk oder ein Wirth nach lustigen Gästen. Da begegnete es sich, daß dieser Frauen Mann einmal dachte: ich will zu Walde gehen und Wellen Holz hauen, so komm ich doch aus dem Haus und mir das ewige Klagen aus den Ohren! Ging damit hin, suchte und schaffte den lieben langen Tag, und Abends kam er heim mit einem tüchtigen Bündel Holz, das warf er in die Stube hin. Siehe, da kroch ein kleines, glattes Schlänglein zwischen dem Reisig hervor, welches die Hausfrau kaum ersah, so seufzte sie tief aus der Brust auf und sprach: Schlangen bekommen ihre Schlänglein, Menschen ihre Kindlein, ich arme Frau sitze allein in der weiten Welt, kinderlos als ein verwünschter Baum, der keine Früchte bringt. — Zu diesen Worten hob die kleine Schlange ihr Köpfchen auf und guckte die Frau an: „Du „wünschest dir ein Kind und hast keines, nimm mich an Kindes „Statt, ich will dich wie meine leibliche Mutter lieb haben.“— Anfangs erschrack nun die arme Frau gewaltig darüber, daß sie eine Schlange reden hörte, faßte sich aber bald einen Muth und antwortete: „Wohlan! ich bin's zufrieden, und bleibst du „ordentlich bei mir, will ich dich pflegen und hüten, als ob du

„unter meinem Herzen gelegen hättest.“ Der Bauersmann hatte auch nichts entgegen, daß das Schlänglein im Hause bliebe und groß gezogen würde; die Frau gab ihm einen Winkel der Stube ein, da es schlafen sollte, und brachte ihm tagtäglich Milch und gute Essensbissen, und nach weniger Zeit hatten sie sich alle aneinander gewöhnt, die Leute an die Schlange und die Schlange an die Leute, meinten auch nicht anders, als daß es immer so gewesen wäre. Aber das Schlänglein wuchs auf und gedieh in der guten Pflege von Tag zu Tag mehr, und als es ausgewachsen war, wurde es eine mächtig große Schlange, der die Stube fast zu eng war. Da hub sie einmal an und sprach: „Vater, ich will freien.“ — „Meinetwegen,“ — sagte der Bauer, „was thun wir da? Wir suchen dir eine Schlängin, „gerade wie du bist, mit der kannst du Hochzeit halten.“ — „Schlangen- und Drachen-Verwandtschaft mag ich nicht, die kriecht „zwischen Dorn und Sträuchern herum, des Königs Tochter „begehr' ich; lauf, mein Bäuerlein, laß mich nicht lang stehen „und warten, geh zum König und hol' sie ab, und fragt er „nach dem Bräutigam, sag' nur: für eine Schlange.“ —

Der Bauer lief und sprang, bedachte sich nicht viel und als er in die Königsburg kam, sprach er: „Herr König, des Boten „Schuld ist nicht, was er für Botschaft trägt, ich soll euch „grüßen von Seiten des Bräutigams eurer Tochter und komm „sie abzuholen.“ — „Wer ist dann, der sich mit meiner Taube „vermählen will?“ — „Eine Schlange, Herr König.“ Da sah der König wohl, daß er unvernünftig redete; meinte sich aber den Bauer bald vom Halse zu schaffen und versetzte: „Gut „gesprochen, aber noch nicht geschlossen, meine Tochter bekommt

„die Schlange nicht, bevor sie mir alle Aepfel und Früchte in „meinem Lustgarten in Gold wandelt.“ — Der Bauer ging und hinterbracht's der Schlange, die sprach: „Ist's weiter nichts? „Bäuerlein, morgen früh, so der Tag bricht, geh auf die Gasse „und lese auf, was da liegt von Obstkernen und Steinen, die „nimm und säe sie aus in den Lustgarten, so sollst du schon „sehen.“ Und kaum warf die Sonne den ersten Strahl, kam mein Bauer mit einem Henkelkorb in der Hand und las alle Steine von Pfirschen, Zwetschen, Kirschen, Pflaumen, Apricosen und Mirabellen auf, die unter dem Kehricht und zwischen dem Pflaster lagen, nahm und säte sie in des Königs Garten aus; alsogleich, wie man die Hand umdreht, keimten die Kerne und trieben Zweige, Blüten und Früchte von rothem Gold, so klar und schimmernd, daß sich der König verwunderte; aber als er sich besann, was er versprochen hatte, fiel ihm ein rechter Schrecken in den Leib. Die Schlange aber rief: „Bäuerlein, spring und „hole die Braut ab.“ — Da kam der Bauer und wollte das Versprechen lösen, aber der König dachte nun und nimmermehr sein Kind der Schlange zu lassen und sagte: „Will der Schlangen-„Bräutigam anders mein Töchterlein haben, muß er zuvor „Mauer und Grund meines Gartens in Edelstein wandeln, sonst „fährt er leer ab.“ — Der Bauer ging und hinterbracht's. Die Schlange sprach: „Weiter nichts? Morgen früh, wenn der Tag „leuchtet, geh und sammle alle zerbrochene Scherben, die du auftrei-„ben kannst, und streu sie hin an des Königs Garten und Mauer, „so sollst du dein Wunder sehen.“ Früh Morgens also, wie der Tag aufging, hing der Bauer einen Sack um den Hals und las darein, was er von zerbrochenen Töpfen, Schüsseln, Häfen, Scherben, Henkeln und Oehren fand, und trug sie, wie ihm

geheißen war, an des Königs Garten; alsobald, eh man ein Aug auf und zu thut, glimmerte und flimmerte Boden und Mauer von den hellsten Diamanten, Rubinen, Jaspisen und Schmaragden, daß es einen blendete, wenn man nur darauf sah, und war der König das erstemal erschrocken, wurde ihm diesmal noch schlimmer zu Muthe, und lag ihm wie ein Stein am Herzen, was er sagen sollte, wenn der Schlangen Bote käme und seine Tochter abforderte. Die Schlange rief: „Bäuerlein, eil und springe, daß „du mir meine Braut heimbringst." Wie sie nun der Bauer lösen wollte, hatte sich der König noch einmal bedacht und antwortete: „So weit sind wir noch nicht, will er die Tochter haben, muß er zuvor mein ganzes Schloß in pures Gold verwandeln." Damit ging der Bauer, und hinterbrachte die Botschaft und die Schlange sprach: „Weiter nichts? Das soll bald „geschehen; geh, binde zusammen allerlei Gekräutich, zahm und „wild, und streiche damit an die Grundmauern vom Schloß des „Königs, sollst du bald sehen, was geschicht." — Da ging mein Bauer, holte Rauten, Kerbel, Fenchel, Geier und Nessel, und band's in ein Büschel, ging damit hin an die Schloßmauer und strich seine Kräuter unten dran; alsbald, ehe man ein Wort gesprochen hätte, hub das Schloß an zu scheinen und strahlen von purem Gold. „Bäuerlein, lauf und hol mir die Braut „heim!" Da kam der Bauer, und der König sah ihn schon von weitem gehen; da wußte er weiter keine Ausflucht und Antwort mehr, dachte auch an die Kostbarkeiten, die ihm die Schlange zubereitet hätte, und daß es noch nicht so übel gethan wäre, einen so vermögenden Schwiegersohn zu haben; darum sprach er: „Laß nur den Bräutigam kommen, denn noch heut am Tag soll „Hochzeit gehalten werden." Der Bauer ging seiner Wege,

aber der König rief seine Tochter, welche Grauhild hieß und wunderschön war: „Liebste Tochter, ich habe dich einem fremden „Freier zur Ehe verheißen und darf mein Wort nicht brechen.“ „Liebster Herr und Vater,“ sagte Grauhild, „in allen Stücken „die ihr mir befehlet, bin ich euch treu und gehorsam“ und wie sie das Wort noch im Munde hatte, ringelte sich eine dicke, große Schlange daher, daß alle Hofmänner zitterten, wie Rohr im Wind, und dem König und der Königinn bang um's Herz wurde und sie alle in der großen Angst davon flohen. Grauhild aber blieb mutterallein stehen, dachte: was mir geschehen soll, geschieht mir doch, einmal hat mir mein Vater diesen Gemahl auserlesen und keiner soll seinem Schicksal widerstreben. Die Schlange wälzte und wand sich aber immer näher und näher, und als sie bei Grauhilden stand, drehte sie schnell den Schweif um sie herum, daß sie wie auf einem Ring saß und schleppte sie mit sich ins Brautgemach. Kaum aber waren beide in der Schlafkammer, warf die Schlange den Thürriegel vor und streifte den Balg nieder, siehe, da wurde sie zum allerschönsten Jüngling, den man je in der Welt gesehen hatte, und seine Locken leuchteten wie Sonnestrahlen vom Haupte. Aber der alte König war beinahe vor Schrecken erstarrt, als er sein liebstes Kind so mit der Schlange fortziehen sah, und wenn ihm einer zu Ader gelassen hätte, wäre kein Tropfen Bluts herausgeflossen; nun gar, wie der Riegel vorschlug, grauste es ihm noch viel mehr. „Hörst du, Frau,“ sprach er, „den Riegel vorwerfen, jetzt hat „der verfluchte Drache unsere Herzenstochter ganz in seiner Ge„walt und wird sie zermalmen, wie man ein Ei mit der „Hand zerdrückt.“ Bei allem dem trieb ihn insgeheim an, näher zu gehen, um zu hören, was er etwa noch helfen könnte,

und als er vor die Kammerthüre kam, war zum Glück ein Spalt drin, wodurch er etwas hineinsehen konnte. Wie er so schaute, sah er den abgeworfenen Schlangenbalg zu Boden liegen und den schönsten Jüngling neben seiner Tochter im Bette ruhen. Da wußte er sich vor Freuden nicht länger zu halten, sprengte die Thüre ein, und griff die Schlangenhaut und warf sie auf's Feuer, daß sie flugs verbrann. — Wie der Jüngling das sah, schrie er laut Zeter und Weh: „Was habt ihr mir gethan!“ wurde alsobald zu einer Taube und flog auf aus dem Bett und wollte fortentfliehen; allein alle Fenster waren zu. Da stieß er eilig mit dem Schnäblein und Köpfchen an eine Glasscheibe und pickte so lange, bis sie entzwei brach, daß er hindurch dringen konnte. Der Ritz war aber unglücklicherweise zu klein und eng und die Flucht zu hastig, also schlüpfte die Taube zwar noch durch, aber den Leib verschnitt sie sich jämmerlich an den Glasscherben. Da saß die arme, junge Braut mit einmal auf dem Jammerstuhl und mußte ihre Freude schnell sehen zu Wasser werden. Die Eltern trösteten sie auf alle Art, doch nichts wollte an ihr verschlagen. Aber als die Nacht einbrach und das ganze Schloß entschlafen war, stand Grauhild auf, nahm mit sich, was sie an Ringen und Geschmeiden hatte, und ging durch ein heimliches Pförtlein aus des Königs Burg, fest entschlossen, nicht eher zu ruhen noch zu rasten, bis sie ihren theuren Gemahl wieder aufgefunden. —

Die Nacht war kühl und der Mond schien vom Himmel; ein Fuchs kam dahergegangen: „Grüß dich Gott, fein Mägdelein!“ — „Schönen Dank, Meister Fuchs.“ — „Erlaubt mir wohl, daß ich mit euch gehe?“ — „O ja, warum nicht? kenn so

„Weg und Steg gar schlecht." — Also gingen sie zusammen fort, und nach einer Weile gelangten sie in einen finstern Wald, in dem die Bäume plisperten, wie als wenn Kinder mit einander spielten. Die beiden Wandersleute waren aber wegemüd und setzten sich hin und ruhten in einem Gesträuch neben kühlem Brunnenwasser, banden sich Küssen aus grünen Kräutern und legten ihre Häupter drauf nieder, und schliefen die ganze Nacht durch. Als nun früh Morgens der Tag anbrach, wachten sie munter auf und machten sich reisefertig; da zwitscherten und wirbelten die Waldvöglein über den Bäumen in der Luft, daß es eine wahre Lust war, und Grauhild kaum ein Paar Schritte that und schon wieder stillstand, dem süßen Vogelsang zuzuhören, und hatte gar zu großen Gefallen dran. — Der Fuchs sah das wohl und machte eine gescheidte Miene: „Noch besser sollte dir's „alles gefallen, verstündest du die Worte, die sie in ihrer Sprache „zusammen reden." — „Ei, verstehst du die Stimmen der Vögel, „so sag mir doch an, was sie reden." Die Jungfrau war neugierig, wie die Frauen sind, aber der Fuchs schlau, wie die Füchse sind, und ließ sich lange bitten und that's doch nicht. „Thu's doch, lieber Gevatter," sprach Grauhild, „wir reisen „auch fein zusammen, heute den ganzen Tag." Und wie sie ihm immer mehr so zusprach, ließ sich endlich Meister Fuchs erbitten und sagte: „Es unterredet sich dies Gevögel von einem „großen Unglück, das einem Königssohn wiederfahren ist; dieser „Königssohn war stolz geboren, wie ein schlanker Baum; eine „Hexe verliebte sich in ihn, er aber wollte nichts von der Hexe „hören; da wünschte sie ihn aus Rache in eine Schlange sieben Jahre lang; und als die sieben Jahre bald herum ge„wesen wären, verliebte er sich in eine Königstochter und hielt

„Hochzeit mit ihr, und in der Kammer streifte er die Schlangen„haut ab und wurde ein schöner Jüngling; aber der König, „Vater der Braut, sah die Haut liegen und verbrannte sie im „Feuer; da war kein länger Bleiben mehr für den Jüngling, „sondern mußte fort, und als er nun in Gestalt einer Taube „davon fliegen wollte, brach die Glasscheibe und er hat sich am „Glas so zerschnitten, daß alle Aerzte für sein Leben nicht ein „Blatt geben." Nun kann jeder denken, wie betrübt und froh Grauhild war, als sie ihr eigen Herzenleid erzählen hörte; betrübt, über die Leiden ihres Gemahls, und doch froh, Kundschaft von ihm zu bekommen; that aber, als ob er sie nicht anginge und fragte: „Was ist das für ein Königssohn und wo „wohnt er? Das wäre doch schlimm, daß kein Heilmittel für „ihn gewachsen seyn sollte?" „Mittel gäbe es wohl, nur die „Aerzte wissen's nicht," antwortete der Fuchs, „also haben die „Vögel gesagt: Vater des Königssohns wohnet im tiefen Thal; „die Wunden in seinem Haupt nichts in der Welt kann heilen, „es sey denn, daß man unser Blut nähme, die wir das singen, „und mit der Blutsalbe den Fürsten bestriche." Alsbald bog sich Grauhild zu Knien vor den Fuchs: „Gevatter und lieber Meister „Fuchs, das wäre eine schöne Sache, wollen wir nicht den Lohn „verdienen und den Königssohn heilen? Fang mir die Vöglein, „daß wir ihr Blut ablassen, und für den Dienst sollst du's dein „Lebelang gut haben." „Still, still," sprach der Fuchs, „wart „bis heut Abend, da kommen die Vöglein klein und bunt geflo„gen zum Schlaf auf dem großen Baum, und lassen sich auf „alle Aeste nieder, da will ich hinansteigen und sie wegfangen „einen nach dem andern." Den ganzen Tag bis dahin aber verbrachten sie in Gesprächen von der Schönheit des Bräutigams,

dem Schrecken des alten Königs und dem Unglück, das er hernach durch seinen Vorwitz angestiftet hatte, und über den Reden senkte sich der Tag, und die Nacht deckte ihren Mantel auf die Erde aus. Nicht lange, so kamen die Vöglein heim geflogen eins nach dem andern und schaarten sich Ast bei Ast, Zweig bei Zweig, saßen da und schloßen die Augenlieder zu. Da kam Meister Fuchs geschlichen leise leising, sachte sachting, und kletterte den Baum hinan, griff die kleinen Vöglein nach der Reihe in großer Zahl, Zeiserlein, Meiserlein auf dem ersten Ast, und auf dem zweiten Grasmücken- und Distelfinken, auf dem dritten Sperlinge und Hänferlinge, auf dem vierten Ast Goldammern und Nachtigallen, auf dem fünften Lerchen und Schwälblein, und ganz oben Zaunkönige und Fliegenschnepper, die saßen hoch im Baumwipfel, und wie er eins faßte, drehte er ihm ohne Barmherzigkeit den Kopf um und reichte es hinunter. Grauhild aber nahm jedes Vöglein ab, hielt es über eine Flasche, damit das Blut hineintropfte und ja nichts verloren ginge, und als sie damit zu Stande waren, that Grauhilde Freudensprünge, weil ihnen das Werk so wohl gelungen wäre. „Freu dich nicht zu früh, meine Tochter, „du meinst wohl alles gethan zu haben und hast noch nichts aus„gerichtet; denn soll dir das Vögelblut zu etwas taugen, so ge„hört auch erst noch mein gutes Fuchsblut drunter und müßte „dazu gemischt werden; das Vögelblut weiß ich schon selber zu „brauchen.“ Kaum hatte der Fuchs das Wort ausgesprochen, lachte er und nahm den Weg unter die Beine. Da erschrack Grauhild innerlich, that aber, wie alle Frauen, schmeichelnd und hinterlistig: „Geh doch, du närrischer Fuchs,“ rief sie ihm nach, „du hast Ursache davon zu laufen! als ob ich dir nicht so viel „Dank schuldig wäre und als ob es keine Füchse mehr in der

„Welt gäbe, deren Blut mir denselben Dienst thut. Nimmer„mehr werd ich arme Jungfrau den Weg allein finden durch den „finstern Wald in das Königreich Tiefenthal, wo der kranke „Prinz liegt, außer wo du mir beistehst und Weg und Stege „zeigst." Der Fuchs dachte bei sich: der kann ich wohl trauen, meinte, keiner sey listiger als er, und ward überlistet von einer Frauen; stand also wieder still und wartete; hernach gingen sie beide zusammen fort auf dem Pfad durch den dunkeln Wald; allein sie hatten noch nicht funfzig volle Schritte gethan, so ergriff Grauhild den Stock, den sie in Händen trug, und schlug dem Thier auf den Kopf, daß es alle Viere streckte, und der Fuchs lag da und war mausetodt. Da war sie her, zapfte ihm sein Blut säuberlich ab und mischte es zu dem Blut der kleinen Vögel, und wie sie beides beisammen hatte, sparte sie Gehens nicht und kehrte nirgends ein, sondern wanderte, bis sie nach Tiefenthal gelangte. In der Stadt aber ging sie augenblicks hin in das Schloß und ließ sich als fremden Arzt melden. Und des Königssohns Vater, obwohl es ihn ein Wunder nahm, daß eine Jungfrau ausrichten sollte, woran die größten Meister der Arznei verzweifelten, dachte jedoch: hilft's nichts, so schadet's nichts, das Spiel ist doch verloren; also erlaubte er es ihr. Grauhild aber sprach: „Was soll geschehen, so ich ihn gesund „mache?" Sagte der König: „Alles, was du begehrst." Er wußte wohl, daß es nicht geschehen könnte. Da forderte sie ihn zum Ehgemahl, und der König sprach: „Ja." Als sie des Königs Wort nun hatte, trat sie in's Krankenzimmer und bestrich ihn mit der Blutsalbe, und kaum war es geschehen, so sprang der Kranke auf und war eckergesund, als ob ihm nie etwas gefehlt hätte. Grauhilden aber, seine liebste Braut, er-

kannte er nicht, weil sie ihr Gesicht verstellt hatte; da kam sie und verlangte ihn zur Gemahlschaft, und der alte König sprach, das wäre recht und versprochen. Der junge aber sagte: „Nur „nicht so; mein Treuwort ist schon vergeben an die schönste „Jungfrau auf Erden." Wie nun Grauhild seine Treue wohl ersah, ging sie hin ihr Antlitz waschen, und er erkannte sie alsbald; da war gewalt'ger Jubel und wurde noch einmal Hochzeit gehalten, und beide herrschten zusammen in Glück und Frieden ungestört bis an ihr Lebens-Ende. —

Der Mädchensprung.

Sage vom Harzgebirge.

„Maria hilf! Nur du kannst hier mich retten,
„Daß mich die Wuth des Riesen nicht erreicht;“
So ruft ein schönes Kind; „ich will mich betten
„Viel lieber tief im Abgrund, kalt und feucht!“

Sie hat in Eil den Gipfel schon betreten,
Der jenseits ihr den fernen Gipfel zeigt; —
Und fliegt hinüber, — wie auf Rosenketten
Gewiegt von zarten Englein, — kühn und leicht. —

Der Riese kommt, — sieht in den Schlund hinab, —
Hört auf den fernen Höhn das Mädchen singen,
Die sich durch Gottes Kraft ihm hat entschwungen: —

„Was sie vermag, ist leicht auch mir gelungen;
„Hilf Hölle!“ — Er versucht's, kann's nicht vollbringen,
Und — zwischen jenen Bergen ist sein Grab.

Meine Kindheit.

Als ich noch ein Kindlein war,
Hatt' ich viele Freude;
War ohn' Sorgen immerdar,
Lebte in die Weite.

Blümlein lachten still mich an
Mit verliebten Blicken;
Sah im frommen Kindeswahn
Sie mir freundlich nicken.

Vöglein sprachen oft mit mir,
Ließen gern sich sehen;
Sagten auch nichts Fremdes mir,
Konnt' sie wohl verstehen.

Sternlein waren gar nicht fern,
Thäten lieblich winken,
Und ich glaub', sie wollten gern
Zu mir niedersinken.

Englein kamen auch herab,
Konnt' im Traum sie schauen:
Zeigten mir ein Blumengrab
Und des Himmels Auen.

Aber nun ich größer bin,
Ist die Lust verschwunden;
Matt und krank ist Herz und Sinn,
Kann nicht mehr gesunden.

Blümlein jetzt verwelket stehn;
Vöglein zog von dannen;
Sternlein immer weiter gehn;
Englein's Träum' zerrannen.

Was ist schöner als mein Liebchen.

Röslein roth, wie bist du schön,
Wie duftest du so süße!
Magst neben allen Blumen stehn, —
Dich als die Schönste grüße.
Schöner doch ein Blümlein blüht
Auf Liebchens Mund und Wangen;
Wie Morgenroth es lieblich glüht,
Thu heiß nach ihm verlangen.

Lilie schlank, wie bist so rein,
Welch' Weiße sonder Gleichen!
Vor deines Glanzes mildem Schein
Muß jede Blum' sich neigen.
Nur fein Liebchen neigt sich nicht,
Die Lilie muß ihr weichen:
Des Busens reinem Himmelslicht
Kann Lilienglanz nicht gleichen.

Sternlein hell, wie sichst so mild
Herab aus Himmels-Räumen?
Dein sanfter Blick das Herz erfüllt
Mit süßen Liebesträumen.
Liebchens Aeuglein milder blickt,
Weckt nie gekannte Triebe,
Das Herz der trüben Erd' entrückt
Zu übersel'ger Liebe.

Herbstklage.

Ach süße Blümlein, warum wollt ihr gescheiden von dann?
Ich stand in so fröhlichem Wahn,
Ihr solltet immerdar blühen und glühen!
Gabt so milden Schein, ward meiner Augen Weide und Lust.
Doch krank ist und matt meine Brust,
Seit ihr wollt anderst hin ziehen und fliehen.

Ich bin ja allein, mich will niemand erfreuen zur Stund!
Mir lachet kein lieblicher Mund,
Kann meine Noth niemand sagen noch klagen.
Eine Fraue rein minnete ich in Treuen fürwahr,
Durch sie bin ich an Freuden bar,
Muß meine Pein euch nun sagen und klagen.

So bleibet Blümlein, sonst müßte ich ja sterben vor Leid,
Weil ihr meine Tröster mir seyd. —
Ihr solltet immerdar blühen und glühen!
Ach, in Liebespein muß das Herze verderben zur Stund,
Wird Trost ihm von niemanden kund!
Dann muß es anderst hin ziehen und fliehen.

Der schöne Jäger.

Ich ging so froh zum Tanz
Wohl in des Frühlings Reigen,
Sucht' Blumen mir zum Kranz,
Mich schön geschmückt zu zeigen,
Und sang und sprang
Die Wies' entlang.

Da kam aus dunkelm Wald
Auf hohem Roß ein Ritter;
Sein Hifthorn laut erschallt, —
Der Klang mein Herz durchzittert.
Fühlt allzumal
Der Liebe Qual. —

Der Ritter kam heran, —
Hab' schönern nie gesehen, —
Blickt mich so freundlich an,
Mußt wohl den Blick verstehen.
In süßer Lust
Schlug meine Brust.

Der Ritter sprach drei Wort
Mit leiser, linder Stimme;
Der Worte goldner Hort
Mir hell im Herzen schimmert, —
Und wächst und blüht,
Und nie verglüht! —

Da kam die Jagd heran,
Ließ hell ihr Lied ertönen:
Mit ihr zog er von dann,
Ließ mich in heißen Thränen!
Gar bald der Sang
Im Wald verklang.

Bin nicht mehr froh und frei;
Sind doch der Liebe Schmerzen
So lieb mir und so treu
Dem sehnsuchtsvollen Herzen.
Das süße Leid
Ist meine Freud. —

Ich laß die Blümlein stehn,
Tanz nicht mehr in dem Mai,
Denk an den Ritter schön
Und an die Wörtlein drei. —
Ach, gar zu bald
Der Klang verhallt!

Leupold und Jutta.

Herr Leupold in stürmender Eile entflieht,
Hält Jutta im Arme, die himmlische Braut.

„So hab' ich dich wieder, die Gott mir geraubt!
„Du bleibst nun auf ewig dem Liebsten getraut." —

„„Ach weh uns, o Leupold! was nahet sich dort,
„„Mit blitzenden Augen ein Männlein so schwarz?""

Still stund das Roß, und wollte nicht fort,
Wie auch der Ritter mit Spornen es stach.

„„„Gott gebet, was Gottes, — das Männlein rief laut, —
„„„Die Nonne zurück ihrem Bräutigam tragt! —"""

Leupold sein scharfschneidend, hellblinkend Schwert zog,
Stürzt grimmig aufs Männlein, das Haupt ihm zerschlug.

Drauf jach mit dem Rosse der Ritter entstürmt,
Hält Jutta im Arme, die liebliche Braut.

„Nicht Himmel, nicht Hölle entreißen dich mir,
„Ihn'n beiden trotzt Liebe in feurigem Muth."

„„Ach weh mir, Geliebter! was schwankt dort hervor,
„„In blutigen Thränen ein Weiblein so roth?""

Fest stund das Roß, — nicht weiter es konnt', —
Wie heiß ihm das Blut auch die Sporn' herab rann.

„„„Noch wird dir Gnade, — s' Weiblein zu Jutta sprach, —
„„„Doch eile, wo's Zeit ist, zum Kloster zurück."""

An Leupold sich Jutta schmiegt, der zog sein Schwert
Heißzürnend dem Weiblein das Herze durchstach. —

Wild jagt seinem Schlosse der Ritter nun zu,
Das hell auf dem Berge im Mondscheine ruht. —

„O Jutta, dort glänzet das Ziel unserer Fahrt,
„Dort ruhest du sicher im liebenden Arm!"

„„Ach Leupold! ach, sieh nur, was folgt uns so schnell,
„„Ein Männlein, ein Weiblein, so blutig entstellt?""

— Der Ritter sieht um, — das Haar sich ihm sträubt, —
Das Männlein, das Weiblein, die schweben so leicht!

Und alles erdunkelt, der Mond ist verbleicht,
Doch Feuer den Augen des Männleins entsprüht.

Und Schrecken umklammert den Ritter und Furcht,
Ihm schwinden die Sinne, den Weg er verliert.

An Stromes Rand traget ihn endlich das Roß,
Und schnaubet und keuchet und wurzelt sich fest.

Hier woget und tobet die brausende Fluth, —
Dort schleichen das Männlein, das Weiblein herzu; —

Da zwängen den Ritter Verzweiflung und Angst,
Er spornet, stoßt, stachelt das schäumende Roß, —

Und wild schießt's hinab in den wirbelnden Schlund, —
Der schließet auf ewig den klaffenden Mund.

Romanze.

Durch Nacht und Wald
Ging Willibald,
Der Himmel war dunkel umzogen.
Sein Herz war schwer,
Kein Stern schien mehr,
Ihn hatte sein Liebchen betrogen.

Aus finsterm Wald
Trat Willibald,
Dort hatt' er nicht Ruhe gefunden.
An's Meer er kam, —
„Von meinem Gram
„Kann nur in dem Grab ich gesunden!"

Und Willibald
Fühlt sich gar bald
Hinab in den Abgrund gezogen.
Vor ihm darob
Ein Kreuz sich hob,
Das glänzt' auf den grünlichen Wogen.

Die Hände falt't
Herr Willibald,
Thät inniglich beten und weinen;
Und einen Stern
In weiter Fern,
Den sah er von neuem erscheinen.

Drauf in den Wald
Zog Willibald,
Aus dem er verzweifelnd gekommen.
Wählt' sich ein Haus
In der Einöd' aus, —
Der Schmerz war dem Herzen entnommen.

Von zwei Gesellen.

(Aus der Seele Trost. Manuscript aus der 1ten Hälfte des 15. Jahrhunderts. S. 179—182.)

Liebes Kint, du salt nit ungetruwe sin noch falsche. Wem das du gelobest Truwe, dem saltu Truwe halden und leisten. Nym ein Exempel an zwein Gesellen, do von wil ich dir sagen: —

Zwey Kinder worden geboren in eim (1) Lande, die hatte Got glich gemacht, das nyemants eins vor dem andern mocht erkennen. Der ein was eins Grefen Sone vnd der ander was ein Ritters Sone. Die Kinder daufft der Babst zu Rome vnd nante des Grefen Son Amelius vnd des Ritters Son Amicus, vnd der Babst gap yn zwen Neppe, (2) glich gemacht von edelem Holtze. Vnd disse zwey Kinder gelobten getrue Geselschaft zu sin; divil (3) das sie lebten, so solden sie sich nit scheiden.

Amicus Fatter starb vnd die vngetruwen Heren entfremten ym alles sins Vatter-Erbe und Guit; do enwuste (4) er kein Wegk vnd wanderte zu sins Gesellen Amelius. Den enfant er nit da heim; wan (5) Amelius was gewandert zu Amicus Huß vnd wolde yn drosten. Deß enwußte Amicus nit; also sucht ir einer den andern von Steden zu Steden wol ein gantz Jare.

---

(1) einem. (2) Näpfe. (3) dieweil. (4) Das vorgesetzte en ist hier immer nur eine wiederholte Verneinung. (5) denn.

Vnder des qwam (6) er (7) in eins Ritters Huß; der gab ym sin Dochter. Darnach, da die Brutschafft geschehen was, do ließ Amicus nit abe. Er suchte sin Gesellen Amelius. Do begegnet ym ein Bilgerin. (8) Dem gab Amicus sin Rock vff das, das er Got bede, das er sin Gesellen (Amelius) finden mochte, vnd Amicus bat den Bilgerin, ab er Amelius irgent sehe, das er ym nachfolgen wolde gein Parijs.

Desselben Tages qwam der Pilgerin Amelius zumal in bosen, snoden (9) Kleydern vnd was an dem Antlitz gestalt als Amicus. Do wonte (10) der Bilgerin, daß eß Amicus were. Do wunderte er sich sere, war (11) sin Pert vnd sin Cleider komen were? Da sprach Amelius zu dem Bilgerin: „Du vmb wan„derst vil Landes vmb; hastu myn Gesellen Amicus irgent geseen?“ — Da sprach der Pilgerin: war vmb fragestu mich vmb Amicus? du bist doch Amicus vnd gebe mir hude (12) dissen Rock vnd fraget mich vmb dinen Gesellen Amelius! Da hette(st) du Pert vnd Knecht, war sint die nu komen? — Do sprach er: (13) „ich bin nit Amicus; Ich bin im glich an dem Antlitz vnd ich „heiß Amelius.“ — Do sprach der Pilgerin: du findest Amicus zu Parys. —

Vnd da fant er yn vnd in wart beiden wal zu Mude; sie helsten und kosten sich einander und zogen beyd in Konig Karulus Hoiff. —

---

(6) kam. (7) näml. Amicus. (8) Pilgrim, oft auch nur Wandrer. (9) schnöden, schlechten. (10) wähnte. (11) wohin. (12) heute. (13) näml. Amelius.

Der Konig enlphing sie zu sim Hoiff-gesinde vnd sie dienten yn also woll, dassie menlichen (14) liep hatte. —

Dar nach zu einer Tzyt zoch Amicus heim zu siner Husfrauwen vnd liess Amelius bliben in des Koninges Hoiff. — Do hatte der Konig eyn Dochter; die hatte Amelius liep. Zu einer Tzyt betroge Amelius die Bekarunge, (15) das er die Jungfrauwe allein hatte vnd det ir Gewalt. Des was sie sere betrubet. Da was in dem Hoiffe ein Graffe, dem was Amelius sunderlichen fruntliche; dem saget Amelius sin Heimlichkeit vnd fraget in Raits. Zu eim Tage bewiste der Greffe Vntruwe vnd melte (16) yn vor dem Konig. Der Konig wart zornig vnd fraget die Dochter vmb die Sach. Sie sprach, der Grefe solt das bezugen vnd kunde das nit gethun. Do sprach der Konig: „Uwer einer sal den andern besten zo kemphen." — Disse Mere vernam Amicus vnd zo:th hin vor des Koniges Hoiff vnd fragete Amelius vmb die Sach vnd Amelius bekant iss vor ym, das er der Jungfrauwen Gewalt hatte getan. Do sprach er: „so hastu „bose fechten; wan (17) du schuldig bist. Auch wil ich dir ein „Truwe (18) bewysen: nym myn Phert, myn Kleider vnd „myn Knecht vnd far hiene zu myner Huisfraue. Sie enkennet „dich nit. Ich wil hie vor dich kempen. — Ist das ich sterben, „so behalt dir das Wip; ist das mir Got hilfft, so kome widder „zu mir."

Das geschach, das Amelius reit zu Amicus Huss vnd zu siner Huisfrauwen. Vnd sie entphieng in vor yren Man; wan er

(14) jedermann. (15) Versuchung. (16) verrieth.
(17) denn. (18) Treue.

also geschaffen was, als Amicus. — Vnder des gewan Amicus den Kamp. — Des Abendes, wan sie (19) slaffen gingen, so nam Amelius sin Swert vnd leit iß zwischen sie beyde (20) vnd er sprach zu ir: „berorestu mich, e ich wisse, wie iß minem „Gesellen gee, iß kost dich din Leben.“ — Dar nach qwam ym ein Bode, das er komen solde zu sim Gesellen. — Vnd er det sin Cleider wider an vnd der Koniz gab ym sin Dochter.

Dysse Dinge verhelten Amicus vnd Amelius vnder yne, daß iß nyemants wuste. — Dar nach uber ein lang Zyt da plaget Got Amicus, das er maletsch (21) wart. Da ging sin Huisfrauwe mit alle yren Frunden vnd dreibe yn uß alle sim Gude vnd er was krang vnd ubel gestalt vnd kein Mensche wolt mit ym zu schicken (22) hen. Do must er werden ein Betteler vnd ging von Huse zu Huse vmb sin Broit vnd er enhatte nit mere von sim Gude, dan den Napff, den ym der Babst hatt gegeben. Dar uß drang vnd aße er. Do wanderte er sins Gesellen Huß und wolde sehen, ob er yn nit kennen wolde. Do qwam er vor sin Doir vnd rief: „Gebet dem armen Maletschen icht (23) „dorch Gott.“ Da hatt Amelius den Napph, den ym der Babst hatte gegeben, vor im vff dem Disse stan. Do sprach er zu sim Knecht: „nym den Napf vnd gip dem armen Menschen was da ynne „ist in sinen Napff, das er drink vnd gib ym auch dar zu, das er esse.“ Der Knecht det also. Do der Knecht wider qwam, do sprach er also zu sim Heren: „Here, der Man hatte ein Nappf, der ist

---

(19) näml. Amelius und Amicus Hausfrau. (20) näml. zwischen sich und Amicus Frau. (21) leprosus. (22) zu thun. (23) etwas.

„gestalt glich uwerm Napf.“ Do der Here das horte, do stund er uff von dem Dische vnd drait vor die Dore zu dem Man vnd nam yn yn sine Arme vnd koste yn vor sinen Munt vnd sprach: „Amicus, myn lieber Frunt, biß Got vnd mir wilkome. Alles, „das ich han, das ist din.“ Da fraget er, wie er so arm were worden? — Do sprach er: „nu mich Got geplaget hait mit diser „Sucht, dervmb versmahet mich min Huisfrauwe vnd alle myne „Frunde vnd hant mich vertreben.“ Da sprach Amelius: „du „salt by mir bliben, die wile du lebest.“ —

Also det Amicus vnd diente Got mit grosser Innigkeit. Do wolt unser Here volkomende Truwe ane ym profen und er sant sinen heilgen Engel zu Amicus und der sprach zu ym: „Wiltu „gesunt werden, so gang zu dim Gesellen Amelius vnd sage ym, „das er sin zwey Kinder dode vnd besprenge dich mit dem Bloide, „so wirdestu gesunt.“ Da Amicus Amelius das sagete, do wart er beide betrubet vnd erfraüet: er was betrubt, wan ym swer was, sin eygen Kinder zu doden vnd er was erfraüet, das sin Geselle gesunt mocht werden. — Eines Tages, do sin Huisfrauwe in der Kyrchen was, do ging er in sin Kamer, do sin Kinder in lagen vff dem Bette. Da lachten sie yn an; da sprach er zu yn betrubiglichen: „Ach lieben Kinder, ir lachent „mich an, ir wüßt nit, das ich uch doden sal!“ Vnd er zoich sin Swert uß, und doit sin Kinder vnd sprach: „O Here Jesu „Christ! siech diese Martel (24) an vnd verwisse iß mir nit; wan ich „iß thun dorch recht Truwe!“ — Vnd er nam das Bluit und besprewet Amicus damide vnd Amicus wart gesunt vnd die Frauwe enwist iß nit, das ir Kinder doit waren. —

---

(24) Marter.

Da was Amelius frolich, das sin Gesell gesunt was worden vnd doch ging er betrublich in die Kamern, da die Kinder inne lagen. Da er sie ansach, da lachten die Kinder beide vnd spielten vnd iglichs bete sinen Vatter an vnd iglichs hatte einen roden Strymeln vmb den Hals als ein syden Faden, die behielden sie, biwil sie lebten. —

Da dancket Amelius vnserm lieben Heren und saget disse Ding seiner Huisfrauwen. Do gelobte sie Kußheit (25) vnserm lieben Heren, die wolde sie halden biß in iren Doit. —

Do die zwey Frunde doit waren, do grub man jiglichem ein Grap. Do vil das ein Grap ynne. Do wolden die Lude wissen, was das bedudet vnd gruben das Grap vff vnd funden da Nicht (26) yn. Da grub man das ander Grab uff; do waren sie beyde inne komen zu samen.

Vnd Amicus Wip, die yn vertreibe, der brach der Tufel den Hals entzwey.

Liebe Kint, dis sal dir ein Lere sin vnd biß getruwe.

---

(25) Keuschheit. (26) Nichts, so wie Icht — Etwas.

Das

berühmte Gemälde der Stadtpatronen Kölns,

ein Werk

altdeutscher kölnischer Kunst von 1410,

in der hohen Domkirche daselbst.

Die Stadt Köln veränderte im Jahr 1396 ihre, vorher aristokratische Regierungsform in eine mehr demokratische, der römisch-republikanischen fast ähnliche. Sie behielt dennoch erfahrne, unbescholtene, deutsche Männer und Familien der Patrizier für die Consular- und höhern Senatswürden bei, unter welchen, nach dem Geiste der Väter, immer Kenner, Beförderer oder Verehrer der vaterländischen Alterthümer, der Wissenschaften und der Künste lebten. Fast jedes ihrer späteren Enkelhäuser besaß noch ererbte römische Antiquitäten oder alte Gemälde-Sammlungen aus den Zeiten unserer alten, vortrefflichen Künstler.

Der neue Senat führte den Gebrauch ein, vor jeder Rathssitzung, in einem gottesdienstlichen Amte durch die Fürbitte der hh. Stadtpatronen, Gottes Beistand anzurufen. Zu diesem Ende bestellte man bei einem der besten, wahrscheinlich auch in

Italien früher gebildeten, kölnischen Maler (1) eine große Altartafel, welche die vornehmsten Stadt-Patronen darstellen sollte.

Der Gottesdienst mag wohl noch im Jahre 1410, worin das Gemälde fertig geworden, einstweilen in einem Zimmer der Curia gehalten worden seyn.

Auf der Stelle, wo die im Jahre 1424 aus der Stadt verjagten Juden (2) ihre Synagoge gehabt hatten, bauete der Senat von Grund aus die, noch immer so genannte Rathskapelle. Das Gemälde wurde nun über dem Altar daselbst aufgestellt. Hier blieb es so lange Zeit hindurch, ward nur bei der Rathsmesse und an Festtagen geöffnet, ward wie ein Schatz erkannt und bewahret. Dort besuchte und bewunderte es Albrecht Dürer, und sah sich vielleicht übertroffen. Wohlbekannt seinen Besitzern, schon

(1) Die ältesten Malereien und Kunstwerke in Köln, noch vom Jahr 1000, zeigen griechisch-italischen Geschmack und von jedem Jahrhundert finden sich hier so viele Spuren des italischen als des teutschen Kunstgeistes. Die ältesten Handelsverbindungen durch ursprüngliche Volksverwandtschaft, durch Religion, durch Kreuzzüge und durch Reisen nach der Levante bewirkten wohl diese Verhältnisse.

(2) Die Juden wurden nicht nach der märchenhaften Erzählung von überall vergifteten Brunnen 2c. aus Köln vertrieben, sondern wegen ihres, den Handel und die Familien zerrüttenden, überschwenglichen Wüchers, wegen ihrer, die christliche Moralität verpestenden, falschen, oft eidmäßigen Versicherungen, besonders aber wegen ihrer Partheilichkeit für den, sie mit ungebührlichen Privilegien gegen die Stadtfreiheit begabenden, kurfürstlichen Hof, dem sie dafür mit Verrätherei, mit Ränken und Aufruhrstiften zwischen Obrigkeit und Bürgerschaft 2c. dienten.

frühe gerühmt in Reisebeschreibungen und in den Schriften unseres Gelenius, ehemals schon oft besehn, aber auch späterhin etwas verwahrloset, ward es durch den Dampf von Lichtern und Rauchwerk endlich in seinen feinern Schönheiten undeutlich. Als die Handlanger der französischen Revolution die Kapelle verunehrten und den schönen Kirchenschatz öffentlich verkauften; wurde das Gemälde durch eine glückliche Fügung gerettet, und in einem Zimmer des Rathhauses verschlossen. Die Verehrer dieses Schatzes suchten, so lange als möglich, seinen Werth, der Gefahr wegen, unbekannt zu halten. Man zeigte es endlich dem, als Professor der Philosophie bei der Centralschule unter uns wohnenden Herrn Friedrich Schlegel, welcher, durch dessen Vortrefflichkeit hingerissen, als er in dieser Zeit mehrere, in kölnische Sammlungen gerettete oder schon vorher darin aufbewahrte alte Gemälde zu beschreiben anfing (in seiner Europa 2ten Bandes 2tem Heft), mit der hohen Anpreisung dieses Bildes hervortrat, und den alten Kunstruhm Kölns durch dieses Product vor dem ganzen Deutschlande proclamirte.

Das Kunstbild wurde endlich bei der ersten Friedensruhe nach der hohen Domkirche hingebracht, wo unser geschickte Zeichner und alter Gemälde-Hersteller, Herr Maximil. Fuchs, dessen Beschädigungen heilte, und ihm die alte Sauberkeit samt einer neuen Vergoldung seiner Zierrathen wiedergab. Dort wurde es in einer der sieben, den hohen Chor umgebenden Kapellen, südwärts der nächsten neben jener in der Mitte, worin die kostbare Tumba der, aus dem Orient und aus Mailand endlich nach Köln gekommenen Reliquien der hhh. weisen Könige aufbehalten werden, über dem Altar errichtet. Mit seinen Flügelthüren bedeckt steht es nun da, und wird, wie vor Alters, nur an Festtagen oder

auf Begehren der Fremden geöffnet. Das Verdienst seiner seltenen Schönheit ist wirklich von großen Kunstrichtern wieder anerkannt und durch den Zulauf der Ausländer bestätigt. Es ist Eines der Denkmäler des alten Kölns, welches diese so lang unwürdig vergessene, und, zur Unehre und zum Ingrimm des deutschen Genius, der Ungunst und selbst den unbilligsten Verläumdungen ephemerischer Reisebeschreiber preisgewordene, aber im Kerne von altem Geist und alter Kunst noch immer sich gleiche Stadt wieder zu Ehren hebt. Es scheint, daß Deutschland erst wiederum deutsch werden mußte, um sich und die erste seiner Mutterstädte für Religion, Wissenschaft und Kunst wieder finden erkennen und zu lernen. Deutschlands Genius hat diese große, edle Stadt auch jetzt einem Herrscher untergeben, dem die Heiligkeit der Religion, der Wissenschaft und der Kunst, wodurch Deuschland nur glücklich war, am Herzen liegt. Ehren wird Er sie und lieben und heben, gleichwie einst Otto, der große Stifter des freien deutschen Reichs, die durch seine Kraft Gerettete wieder zu heben aufing, als er ihr am wiedereroberten deutschen Rheine den ersten alten Sitz für Religion, Wissenschaft, Kunst und Handel bestätigte, ihr seinen gelehrten Bruder, den Bruno*) zum Erzbischofen bestimmte und die Kirche von Köln sogar mit dem Herzogthum Lotharingen beschenkte.

Denn auch durch Nichts und nirgendwo auf dem von Frankreichs Joch jetzt wieder geretteten Boden kann sich Friederich

---

*) Bruno war für seine Zeit in den Staatsgeschäften, in mehreren Wissenschaften und besonders in der griechischen Sprache wohl bewandert.

Wilhelm ein größeres, würdigeres, ewigeres Monument seiner glücklichen Triumphe und seiner Eroberungen errichten, als Ihm die Stadt Köln an sich selbst werden, und aus sich selbst am baldesten machen kann, durch den, sich jezt mehr wieder ausbreitenden, schon wirklich unveränderlichen Ruf ihrer Denkmäler aus allen Zeiten und durch jedes ihr nur möglich gewesenes Zusammenhalten aller großen Anstalten zur Nährung des festen, freien, deutschen Sinnes binnen ihren Maueren. Ja sie verdient es auch desto eher zu seyn, je mehr sie bei dem ungeheuern Verlust von vier- bis fünf hundert Millionen Franken an Kapitalgütern eigener alter Stiftungen, an ursprünglichen Würdigungen und an Beraubungen des wirklichen gemeinen und privat Eigenthums durch französische Ränke und Exaktionen weit über alle Rheinstädte in der Nähe, für die gute Sache gelitten und aufgeopfert hat und dennoch ihren deutschen Sinn und Geist, ihre deutsche Kraft und Kunst in ausharrender Geduld und altbürgerlicher Eingezogenheit zu nähren und zu stärken wußte.

Was nun noch unter den erhaltenen Denkmälern unser erhabenes Domgebäude ist, das ist binnen diesem Tempel unser vortreffliches Kunstbild, wovon wir reden wollen. Beide haben nicht nur bisher eine Menge Ausländer und selbst Personen vom höchsten Range durch wiederholte Besuche hier festgehalten, sondern auch das Verlangen nach einer etwas ausführlichen Beschreibung des so berühmt gewordenen Bildes ist so rege geworden, daß man es ohne Beleidigung des Kunstfreundes nicht länger unbefriediget lassen darf. Hier folgt sie nun mit Bezug auf eine sehr beschränkte Abbildung davon, die, wiewohl sie troz aller Bestrebung weder dem Ausdruck der Köpfe, weder den Verhältnissen des Ganzen,

am wenigsten aber dem Begriffe seiner malerischen Schönheiten genug thun kann, dennoch wenigstens dem damit schon Bekannten zur Wiedererinnerung, dem es vielleicht nie Sehenden zu einer best=möglichen Einbildung zu verhelfen fähig seyn wird.

Die angeführte Beschreibung des Herrn Dr. Schlegel von diesem Gemälde, welches er die Krone von so vielen Stadtkölnischen Gemälden nennet, und dessen Vortrefflichkeit er so oft unter uns mit Bewunderung aufgefaßt und mit Geist und Wärme vorgetragen hat, ist, in so weit er sie in seinen Blättern gab, schön und bestimmt. Der ehrwürdige Prof. Fiorillo in Göttingen hatte Fug, sie in dem vor kurzem herausgegebenen ersten Bande seiner Geschichte der bildenden Künste in Deutschland, Abschnitt Köln *), einzuverleiben. Wo nun hier uns eine Beobtung oder ein Ausdruck dieser Gelehrten zu gut kommen sollte, da wollen wir das Wort von ihnen nicht mit Synonimen umtauschen oder für das Unserige ausgeben, sondern es zum Ideengewinn annehmen und dadurch für diese Vorarbeit pro patria, ihnen verbindlichst danken.

Das Bild stand über dem Altar der vormaligen Rathskapelle, in einem beiderseits gehörig abwendigen, vortheilhaften Lichte, aber zu hoch für den Anschauer seiner Einzelheiten. Jetzt stehet es etwas mehr als zwei Schuh hoch auf einer dessen äusserer Rahmenbreite gleichlangen Base mit vergoldeten Simsen über dem Altartische. Zu seiner genaueren Besichtigung kann man sich jetzt

*) Wir bedauren, daß dem fleißigen Manne für diesen Artikel nicht lauterere Quellen oder eine eigene Ueberzeugung der Wahrheit zu Gebothe stand. Unverschuldet verfehlte er sich in Manchem durch Mißverstand der Stellen und Vermischung der Namen.

ihm annahen, aber gegen die Mittagszeit und auch bei heller Abendsonne empfängt es oft zu grelle, blendende Strahlen, obwohl man es gegen das schädlichste, lange Mittags=Fenster der Kapelle durch einen angebrachten Vorhang dunkeln kann. Durch einige auch der Majestät und dem Geiste des ganzen Domgebäudes sehr zuträgliche Vorrichtungen hätte man ihm vielleicht ein vortheilhaftes Nordlicht verschaffen können.

Die Friese der Vase ist in zwei Abtheilungen mit folgender Lapidar=Inschrift in goldenen römischen Buchstaben beschrieben:

D. O. M. DIVISQUE. AGRIPPINENSIVM. TVTELARIBVS. AETERNA. PATRUM RELIGIONE. CONSECRATVM. ANTIQUAE. ARTIS. NOSTRAE. MONVMENTVM QVOD. SVPER. ARAM. SACELLI. VBI. SENATORIO. QUONDAM. ORDINI. PRO SACRIS. FACIVNDIS. ANTE. CURIAE. NEGOTIA. CONVENIRE. RITVS. ERAT AB. ANNO. CIƆCCCCXXV. SUSPENSVM. FVIT. AT. SVBLATA. PER. TEMPORUM INIVRIAS. LOCI. REVERENTIA SEPOSTVM. CVLTV. NON. ADMIRATORIBUS. CARUIT

* * *

ID. QVVM. PIORUM. VOTA. RELIGIONI. RESTITVTVM. ESSE. VELLENT. REINERUS A. KLESPE. REGIONIS. COLON. PROPRAEFECTUS. ET. IAC. A. WITTGENSTEIN CIVIUM. MAGISTER. IDEMQUE. LEG. HONORARIAE. SODALIS. PROBANTE PATRUM. CONCILIO. IN. HOC. PRISCAE. METROPOLEOS. TEMPLO. PROPE S. S. S. MAGORUM. TUMBAM. SOLENNI. DEDICATIONE. EXPONI. CURAVERVNT IPSO. DIE. SERVATORIS. A. MAGIS. ADORATI. FESTO. CIƆ.IƆ.CCC.X.

Die auswendige Malerei auf den gewöhnlich verschlossenen Thürflügeln des Bildes ist manchem sinnigen Anschauer bereits so schön vorgekommen, daß er nichts Weiteres oder gar nichts Schöneres im Inneren zu erwarten zu haben wähnte. Dennoch ist sie nur die Decke und das vielversprechende Vorspiel des Folgenden. Sie enthält auf zwei durch die ganze Höhe des Bildes sich voneinander spaltenden Tafeln, die Verkündigung des

himmlischen Boten an die zur Gebärerinn des göttlichen Welterlösers bestimmte Jungfrau aus Davids königlichem Geschlechte.

Auf dem rechten Flügel,*) und gegen eben diese Seite hingewandt, knieet Maria fast in Lebensgröße an einem, auch zum Schränkchen eingerichteten Betschämel, worüber ein geöffnetes Buch sich mit losen Blättern hinlegt; die vorgekehrten Wände des Schämels sind mit Kirchfensterartig gezeichneten Schnitzereien im Geschmacke des vierzehnten Jahrhunderts geziert. Aus dem daran halbgeöffneten Thürchen ragt noch eine Schachtel und ein, mit altem Beschlag versehenes kleineres Kirchenbuch hervor. Ein dergleichen größeres, dickes, mit Kupfer beschlagenes und geschlossenes Buch (vielleicht Moses und die Propheten), in dessen Text eine auf das Geheimniß sich beziehende Stelle mit einer herabhangenden Papierschnitze bezeichnet zu seyn scheint, liegt auf der Erdstufe des Betschämels. Zur andern Seite hinter der Knieenden steht eine, letzterem gleichförmige Sitzbank; diese ist mit einem altfränkischen Küssen belegt; daneben steht noch ein Topf mit einer Lilie. Alle jene Gegenstände, worin man, wie im ganzen Bilde, die Anachronismen nicht bekritteln muß, scheider Natur getreu nachgeahmt zu seyn.

Die Jungfrau, wie durch eine heilige Einsprechung angezogen, lenket nun das schöne Haupt, dessen seitwärts herabwallendes Haar auf der Stirne mit einer Perlenschnur gesammelt ist, in

*) Ich bestimme mir die rechte oder linke Hand immer gemäß jener der vor mir stehenden Figur. Meine rechte Hand veranlaßt ja nie, daß z. B. der verworfene Schächer bei der Kreuzigung an der rechten Seite des Erlösers hange. Man mache dieser Verwirrung in der Ansicht der Seiten doch einmahl ein Ende.

der anständigsten Hinwendung zu der sie überraschenden, fremden Erscheinung des englischen Jünglings. Ihr Gesicht, voll Blüthe der reinsten jugendlichen Unschuld, scheint mit einer Mischung von sanftem Erschrecken übergossen, welches imgleichen die plötzlich etwas erhobene, linke Hand andeutet, indem der zur Erde gesenkte Blick ihren Gehorsam und ihre Unwürdigkeit zu jener hohen Bestimmung ausspricht. Ein den ganzen schlanken Wuchs und sogar jede Spur der Fußsohle bedeckender, weißer Mantel, worunter ein bläuliches Leibkleid hervorscheint, spreitet sich bis über den Boden in etwas schwerwinklichen Falten um sie her. Der Hintergrund des Zimmers wird durch einen mit Goldblumen durchaus eingewebten Hangteppich verhüllt, über welchen der heilige Geist, ihr unbemerkt, herstrahlt.

Auf dem äussern, linken Thürflügel erscheint nun der Engel, eine einfach schöne, holdselige Jünglingsgestalt, ein Gesicht voll himmlischer Keuschheit und Freude; aber voll Ehrfurcht, so wie er auch knieet vor des allmächtigen Thron, erscheint er hier zur Annäherung und zur Andeutung seiner Bothschaft, die er mit beiden Händen vorzeigt, um der Erstaunenden das Geheimniß der Gottheit auszuspechen. Als ein himmlischer Herold mit großen, in verschiedener Richtung aufsteigenden Flügeln, wovon der Künstler einen zum Hintergrunde des Kopfes anzuwenden wußte, trägt er zwischen den Vorderfingern der linken Hand einen silbernen Stab. Seinen Körper bedeckt ein langes, weißes Tempelkleid (palla), ein rother, mit Goldstickerei geränderter Rauchmantel fällt darüber hinab; dieser ist auf der Brust durch eine goldene Rose angeschnürt, und sondert sich untenher von einander. Halbknieend bei seiner Verrichtung, umspreitet er auch mit seiner weiten Faltenschleppe die Steinplatten des Bodens. Der goldgewirkte

Hangteppich des vorigen Bildes streift sich hier fort bis zum Rande des Eingangs.

Unter diesen zwei Figuren findet sich, abgetheilt auf den vordern Steinplatten des Bodens, die Jahrzahl des fertig gewordenen Gemäldes: 1410, in der Form der Zifferkaraktere, wie sie in frühern Schriften jenes Jahrhunderts vorkamen und in dem Kupferstiche genau nachgeahmt sind.

Schlegel konnte von diesen zwei Thürbildern nichts sagen, weil sie zu seiner Zeit noch im Unstande waren. In der Vergleichung mit dem Innern, weichen auch diese Gemälde von dem Verdienste der Lobsprechung ab, die man schon beim ersten Anblick ihnen mehrmals zugetheilt hat. Dennoch ist diese Verkündigung als ein schönes, ganzes Gemälde des alten Styls merkwürdig. Aber es ließe sich fragen, ob es desselben Meisters werth sey? In dem Kopfe und in der ganzen Figur der h. Jungfrau erscheint wirklich eine Natur- und Seelen-Aehnlichkeit mit dem Karakter-Ausdruck derselben auf dem innern Bilde. Auch im Gesichte des Engels liegt eine Spur genialer Verwandtschaft des naiven und des heiligen, jugendlichen Anblicks mit Wesen, die in Köpfen derselben Blüthe auf dem großen Gemälde vorkommen. In beiden Gesichtern verräth sich eine Arbeit des Pinsels, die mit jener des innern Gemäldes einträchtig, obwohl nicht so zart und weich ist. Hingegen Mehreres, z. B. die großen und tiefeckigen Faltenwülste der Kleiderschleppen wiederholen sich im Innern fast nirgendwo; es sey dann nur etwa an dem untern Kleiderrand der dort sitzenden Maria. An den weiten Sammetröcken der beiden knieenden Könige sind sie lange nicht so übertrieben. An den herrlichen, jungfräulichen Figuren neben der h. Ursula fallen die Kleiderschleppen in natürlich schöner, fast italienischer und

raphaelischer Form herab. Indessen muß man auch hinzudenken, daß überhaupt für das Aeussere an den kirchlichen Thürbildern jenes Zeitalters die Arbeit etwas mehr vernachläßiget wurde; weil jene großen Meister hierzu weder so viel Fleiß und Muße, noch ihre kostbaren Farben gerne verschwendeten, indem die tägliche Ausstellung derselben in Staub, Sonne oder Feuchtigkeit und zur Mißhandlung der oft unwissenden Kirchenküster sie bald verdirbt, und weil sogar die Erfahrung es oft bewährte, daß der, des folgenden zu begierige, Anschauer den größeren Fleiß und Aufwand des Meisters hier nicht einmal genug zu lohnen pflegte. Um desto mehr übertreffen jedoch diese Flügel-Gemälde eine Menge ihres gleichen darin, daß der Meister sein Verdienst hiebei nicht so ganz ausschloß, weil er in der Anlage des Ganzen sowohl, als im Ausdrucke, wie auch in der Angabe des Kostüms und in der Pracht des goldenen Hangteppichs, vielleicht auf Anordnung seiner Kommittenten, nicht durchaus anspruchlos und gemein bleiben wollte. Genug, seine Palme lag in der Mitte, und darin hat er gezeigt, daß er nicht nur ein Meister in der Farbenbehandlung, sondern auch ein gelehrter Maler, und in der Erfindung und Anordnung der ganzen Idee, in der Anwendung des Schicklichen, im Ausdruck der Charaktere und des Seelengefühls, wo nicht selbst durchaus Dichter war, dennoch, wie es sich in der Folge erklären wird, den Geist hatte, in diesem seinem schönen, so gedankenreichen Werke einen gelehrten, mit allen Hülfsmitteln für die Geheimnisse der Kunst und mit dem Sinne des Alterthums versehenen Einsprecher zu verstehen, deren wir Kölner in jener Zeit unter Geistlichen und Weltlichen so viele hatten, daß die so lang berühmte Kunst- und Lehrschule zu Köln am Rhein für die Heimat aller Musen angesehen wurde.

Nun eröffnet sich das innere Gemälde in dreifacher Abtheilung, mit einer auffallenden Schönheit und Pracht.

I. Im großen Mittelstück erscheint jener, für die Kunst überaus ideenreiche, aber wohl nie mit solcher Bedeutsamkeit, als hier, ergriffene und entfaltete Mythus der christlichen Religion: die durch einen sie leitenden Wunderstern zur Anbetung der auf Erden sich offenbarenden Gottheit aus dem Orient herankommenden königlichen Magier. *)

II. Im Nebenstücke rechts zeigt sich die brittannische Fürstinn Ursula, welche sammt ihrem Gefolge und ihrem Bräutigam in Köln war, und mit einer großen Anzahl, der Verfolgung wegen von den Alpen bis hieher geflüchteten Christen, durch die Wuth der Ungläubigen hier überfallen und ermordet wurden.

---

*) Ihre in der heil. Schrift nicht ausgedruckte Dreizahl ist durch das christliche Alterthum nach der biblischen Anzahl der drei Gaben angenommen worden, und die Kirchenväter haben die symbolische Ausdeutung derselben nicht vergessen. Sie ist in folgender Strophe des festlichen Kirchenhymnus zusammengesetzt:

Quot dona, tot mysteria:
Auro potestas regia,
Per thus latens divinitas,
Myrrhaque mors agnoscitur.

Für die Personenzahl der drei Magier selbst hat sich keine Deutung überliefert, aber ich fand sie in unserm so ideenreichen Gemälde vielleicht wohl einzig angewandt, und sie folgt an ihrer Stelle. Die Ruhestätte ihres aus Orient und endlich aus Mailand bis hieher überbrachten Reliquien-Schatzes bestimmte sie zu den ersten Patronen der Stadt Köln und zugleich jenen des Hansebundes.

III. Im Nebenstücke links steht voran der heil. Gereon, der Anführer einer Schaar christlicher Soldaten aus der römischen Thebäer-Legion. Unter dem Kaiser Maximian wurden sie ihres standhaften Bekenntnisses wegen, auf dem römischen Marsfelde dahier, zum Tode verurtheilt. *) Die heilige Maria und die benannten, in ihren Ueberbleibseln hier ruhenden Heiligen sind die Hauptpatronen Kölns, zu deren Ehre unser Kunst-Palladium verfertigt, und für die Dauer ihres ewigen Schutzes unveräußerlich gewidmet wurde.

Jedes dieser Stücke hält binnen seinem Rahmen, mit Einschluß des inwendig oben herum fortlaufenden, vergoldeten, schönen, bogigen Zierrathes, welchen man eine gothische (altdeutsche) Arabeske nennen könnte, in der Höhe acht Fuß; in der Breite mißt das Mittelstück neun, jedes Nebengemälde für sich aber nur vier Fuß Stadtköln. Maaß. Die mittlere, aus starken, gesunden Brettern und mit vergoldeten, dicken, gothischen Rahmen aneinander gefügte Tafel ist durchaus, nach einer, an unsern kölnischen Gemälden dieser Art schon im Jahr 1000 gebrauchten Manier, mit Leintuch angekleistert. Das Tuch ist weiß gegründet und geglättet. Wo es nöthig war, wie bei den Kopfscheinen ꝛc., wurde der Grund oder eine noch härtere Masse dicker

---

*) Ihre aufgesammelten Körper ließ Constantin des Großen Mutter, Helena, als sie hier mit ihm sich aufhielt, in einem mit orientalischen Granit- und Marmor-Säulen prächtig erbauten, langviereckigen Tempel beilegen; von welchen Säulen noch immer eine zum Andenken hier in einer Wandnische, neben der Hauptthür der jetzigen Kirche, erhalten, aber von den Franzosen geraubt und weggeführt wurde.

aufgelegt, geformt, geschnitten oder eingegraben, einigemal auch mit Stiften von Buchstaben, Blätterwerk, Blumen, fädengleichen Linien oder Perlen selbst in die schönsten Sammetstoffe eingepreßt. Der ganze Grund wurde, wie es hier ist, vergoldet, und mit den reinsten und seltensten Farben jenes von Betrug reinen Zeitalters, durch besondere Kunstgriffe und langsame Achtsamkeit, bemalet. —

Dieses Gemälde ist nun keines der Art, worin der Vortrag jener biblischen Geschichte den gemeinen Volksbegriffen entgegen kommt. Man erblickt hier nicht irgendwo neben einem niederländischen Kirchdorfe einen verfallenen Stall mit Ochs und Esel und mit einer Standkrippe dazwischen, worin eine ärmlich bekleidete Frau ihres Kindes pflegt; keinen Mann, der mit einer alten Laterne den Königen vorleuchtet; keinen König, welcher einen schönen Topf hinhält wo der kleine Jesus mit kindischer Gier hineintastet, und die heilige Mutter selbst ihm das Händchen um so tiefer untertaucht. Von allen niedrigen Ideen der Volksmaler ist keine Spur in unserm Bilde sichtbar. Ein reinerer Geist hat bei seiner Schöpfung gewaltet, und hat nur das Höchste und Heiligste zum Inbegriff einer poetischen Vorstellung dieser biblischen Geschichte herausgehoben. Das Lyrische des Stoffes ist hier zum Dramatischen heraufgewürdigt, um es zu einem Bilde für den rein christlich ästhetischen Denker zu machen. Welchem frommen Anschauer dieser Verstand und dieser Sinn abgeht, der kann sich dennoch immer an dem Glanze der kostbaren Farben, an der kunstvollen Nachahmung der alten, prächtigen Kleidungsstoffe, an der festen, schön bestimmten Zeichnung der Falten selbst, und an vielen vortrefflichen, der Natur entstohlenen Gesichtsbildungen, überhaupt aber an der natürlichen, reinen Hei-

ligkeit der ganzen Vorstellung weiden, indem auch nur hieran Aug und Herz für die Andacht und für die Kunst sich hinlänglich befriediget finden. Selbst die Nebendinge an diesem Gemälde sind gar nicht bedeutungslos. Der ganze Mythus sammt allen seinen Umständen und Beiwerken, ist darin mit religiöser Ueberlegung und mit einer, obwohl hier und dort etwas tief liegenden, Symbolik behandelt, die, wenn sie auch dem belesenen Anschauer nicht fremd vorkommen wird, dennoch, so viel mir bewußt ist, an diesem Gemälde noch nie so gehaltreich aufgefaßt, und, wie sie es verdiente, gewürdigt und auseinander gesetzt wurde, um selbst den Gelehrten zu unterhalten, den Frommen zu unterrichten, den Gleichgültigen zu begeistern, und jedem poetischen Künstler eine neue Bahn des Studiums für diesen Stoff zu eröffnen.

Der erste Anblick fällt auf die Mitte des Gemäldes. Die Mutter dessen, zu welchem die königlichen Anbeter sich nahen, sitzt hier selbst, als eine Königinn des Himmels und der Erde, auf einem einfach großen Thronstuhle, hinter welchem ein prächtiger, von zwei Engeln ausgespreiteter Teppich herabfällt. Der Teppich ist von Goldstoff in blauem Grunde, mit silbernen Turteltäubchen (symbolisch) eingewebt. Die Figur und der Charakter der Sitzenden ist wie eine der schönsten Visionen Raphaels, welche, in der Reihe seiner himmlischen Träume von der Bildung der Hochgebenedeiten, sich der Madonna zu Dresden *) vielleicht vorgedrungen und Raphaels Phantasie in ihrer Verkörperung gefesselt hätte. Wenigstens ist die Dichtung dieser Figur der höchsten

*) Vergleiche Frd. Schlegels Beschreibung am angeführten Orte.

Poesie der Religion und der biblischen Mystik abgewonnen. In ihrer Statur erscheint die reinste, moralische und physische Größe ineinander verschmolzen. Richtete sie sich auf (indem sitzend sie bereits mit ihrer königlichen Krone über alles um sich her, wie eine Palme, vorragt), wie verschwänden schon gegen ihre hohe, himmlische Gestalt die Könige vor ihren Füßen, ohne daß sie selbst in ihren Verhältnissen abentheuerlich erschiene. Das Haupt dieser edlen Figur ist mit einem breitgeränderten Gold-Nimbus umflossen, der selbst die hohe Krone noch einschließt, woran bedeutungsvoll ein von Perlen und Gold schimmerndes Täubchen mit ausgebreiteten Flügeln, und einen Perlenring im Schnabel, die Spitze bildet. Es ist ein reines Oval von den angenehmsten Verhältnissen. In der Ausbildung und Färbung seiner Theile schwebte dem Künstler die Schönheit der Braut im hohen Liede, und im Ganzen der innere Himmel einer sündenlos gebornen und nach ihrer übermenschlichen Empfängniß unverletzten Gebärerin Gottes vor Augen. Ein Blut, welches allein von einer ätherischen Seelennahrung gefärbt ist, durchschimmert ihr mit dem keuschesten Rosenpurpur Mund und Wangen, und spiegelt auf ihrer Stirnründe mit Perlenglanz. Dieses Haupt neiget sich, wie sanft angezogen von der heiligsten Liebe, zu der göttlichen Frucht ihres Leibes auf dem jungfräulichen Schooße. Im Genuß der seligsten Entzückung senken sich die dünnen, leichtbogigen Augenlieder süß hinab; doch glühet in ihrem Antlitz ein stilles Feuer inniger Anbetung des Wesens, dessen Kindheit in menschlicher Natur sie pflegt und bewahret, aber das schon alles weiß und wirkt, was der Wille seines allmächtigen Vaters ist. So lebt und schwebt ihre ganze Seele gleichsam, unbekümmert dessen, was außer ihr vorgeht, nur in dem Universum ihres Jesus.

Kein Streben zu einer irdisch gefallsüchtigen Ceremonie (dergleichen mancher große Maler, selbst unser Rubens einigemal zu absichtlich in diesem sonst mehr als sechsmal von ihm schön veränderten Thema, der göttlichen Mutter angedichtet hat) störet das Heiligthum unseres gegenwärtigen Bildes. Der Aufputz der himmlischen Königinn ist schlicht und einfach, aber geheimnißvoll. Ihr Hals ist zierdelos, wie der Schaft einer reinen Säule. Ihren ganzen Leib bedeckt nur ein wolkenblaues, ganz mit kostbarem Ultramarin gemaltes Gewand, welches wie der heiterste Nachthimmel den keuschen Mond umfließt. Es fällt ihr von den Schultern herab, fügt sich mittelst einer ründlichen, mit Perlen besäeten, goldenen Spange, worauf das biblische Symbol des im Schooße der Keuschheit eingeschlafenen Monoceros vorgestellt ist, über dem keuschen Busen zusammen, theilt sich dann als ein Mantel über ein gleichfarbiges Leibkleid beiderseits abwärts, umschlägt sich bei der hervorlangenden, linken Hand mit einem Unterfutter von täuschend schönem Hermelin, und bedeckt in fortgesetzter Anwendung desselben den mütterlichen Schooß mit einer polstergleichen Unterlage zur sanften Ruhe des Kindes. Die unter der rechten Hand herabsinkenden Faltenschläge des blauen Mantels bilden nun auf ihrer Stelle die schicklichste Schattenseite, welche der hochverständige Künstler zur Reaction gegen so vieles, an dem Körper des Kindes concentrirtes Licht anbringen mußte. Der schöne Mantel fängt über den beiden Kniehöhen die Strahlen wieder auf, welche, längs den beiderseitigen Winkelfalten herabgleitend, mit den künstlichsten Schimmerwallungen spielen, und sich endlich in den Tiefen der Stauchfalten verlieren. Diese Falten dehnen sich noch über den Boden her vor ihr aus, um sogar die Füße der keuschesten Jungfrau zu verhüllen. Aber

wie der hohe Mond am Himmel auch die letzten Wolkenränder des Horizonts erhellet, so suchte nun unser phantasiereiche Künstler jenen Hermelinumschlag des Mantels hier noch an einigen Stellen der malerischen Lichtwirkung entgegen zu heben, und so vollendete er den Hauptgegenstand seines Werkes.

In derselben Aufwallung seines phantasiereichen Enthusiasmus ergriff unser geistvoller Mitbürger die Darstellung der in kindlicher Gestalt auf dem Schooße der Mutter erscheinenden Gottheit. Der Ausdruck einer unermeßlichen Geistesfülle und Kraft in den noch unentwickelten Gliedmaßen, worin die Allmacht auf Erden sich einschloß; dieser Ausdruck, welcher Sanftmuth und Liebe des Erlösers mit Hoheit und Ernst des Richterblicks in einem Antlitz vereinigen mußte, dieser vom großen Raphael selbst am jungen Jesus nicht immer mit gleichem Glücke erreichte Ausdruck, wie schön ist er hier von unserm Künstler, so lange vorher, gedacht und erreicht worden, ohne daß er neben dem Ausglanz der Gottheit die Darstellung der kindlichen Natur verläugnete. Denn der über sein Kindesalter zu aller Gehirnkraft schon reife, aufrechte Jesuskopf in unserm Bilde, dessen Nimbus um sein Goldhaar durch drei von ihm ausgehende Strahlen bedeutsam getheilt ist, um in ihm die Dreieinigkeit der Gottheit zu bezeugen, — diese hochrund gewölbte Stirne voll Licht und Großheit — der unwandelbare, dennoch liebvolle Blick — der geschlossene Mund — diese willkürige Lage und sanfte Hinwendung seines Leibes und der Akt der segnenden Hand zeigen schon im kindlichen Wesen den Charakter der höchsten Intelligenz.

Der Schooß der jungfräulichen Gebärerinn des Lichtes, welches die Weisen der Erde suchten, ist hier in ihrem Thronstuhle nun selbst der Sitz der vom Himmel auf die Erde herabgestiegenen

Weisheit des Vaters. *) Aber in der tiefen Anbetung seines Wesens, wie zart erscheint ihre Mutterpflege des hochanvertrauten Heiligthums! Nur mit der leisesten Umfassung ihrer rechten Hand, deren schöne Fingerspitzen in der Ferne fast durchscheinend vorkommen, hält sie sorgsam auf einem sanftwolkig umspreiteten Faltenpolster ihres königlichen Hermelins den Göttlichen: die zarteste Behandlung, wie sie nur der keuschesten Jungfrau und dem heiligsten Leibe gebührte! Mit ihrer Linken unterstützt sie sein Linkes der vorgestreckten Füßchen. Beide ruhen auf ihrem Schooße in verschiedener Querlage nebeneinander; das linke Händchen liegt zurückgezogen, und dem Künstler war die Regel der sich kreuzenden Kunstposition der äußern Gliedmaßen gegenwärtig.

Engel wachen über dem Teppich ihres Thronsitzes; Engel, wie die fromme Mystik der Kunst sie damals nur als geistige Flügelgestalten mit, in Luft zerfließender, Verhüllung ihrer Natur schilderte, fliegen als Boten der Allmacht auf und nieder, oder schweben als ätherische Sänger her und hin, und der Stillstand des Wundersterns bezeichnet der Welt die Stelle und den Tag der heilbringenden Erscheinung. Blumen und Heilpflanzen entsprossen hier üppig dem Boden, ganz wie auf alten italischen und selbst raphaelischen Gemälden. Man bemerke auch, daß vor dem Schooße der Mutter her, worauf das neue Licht der Welt leuchtet, im ganzen Kreise, den es vor sich hin bestrahlt, kein Schatten herrscht.

---

*) In gremio matris lucet sapientia patris.
Alte Inschrift über einem Marienbilde.

Woher schöpfte der kölnische Künstler so erhabene Dichtungen? War er oder einer seiner gelehrten Einsprecher mit homerischen Ideen bekannt, oder von jenen eines Dante noch frisch erwärmt, aus dem italischen Himmel zurückgekommen? Welch ein Maler am Rheine, und zwar fast hundert Jahre vor Raphael's Madonnen und Corregio's Nacht! —

Wir gelangen zur Betrachtung der angekommenen Könige. Sie vollenden mit der auf ihrem hohen Throne sitzenden Maria (ohne daß vielleicht der Meister auf diese schulgerechte Zusammenstellung viel Werth gelegt hat) eine, wiewohl in der Regel nicht durchaus vollkommene Gruppe; denn das Ganze würde sich im Leben etwas zu symmetrisch ausnehmen.

Der Begriff der Zeit und des orientalischen Luxus mag dazu beigetragen haben, daß hier jeder König mit einem Hofgefolge erscheint. Jeder hat seinen Marschalk, seinen Turbanträger (welcher, eben so wie die Entblößung ihrer Häupter, nach orientalischer Sitte, unnöthig war), seinen Schwert- und Standartenträger. Aber ob der poetische Künstler diese Personen, in so mancherlei bizarrer Tracht, Stellung und Gestalt, als bloße Statisten oder Lückenbüßer hier angereihet, oder ob er sie, wenigstens einige von ihnen, auch zur Beihülfe und Bedeutung der Handlung angenommen habe, darüber wage ich zwar nicht eine unbedingte Entscheidung, dennoch wird dieses letzte so glaublich vorkommen, als wir auch in diesem ganzen Gemälde noch keinen Umstand und kein Beiwerk bedeutungs- und zwecklos befunden haben, und wir jetzt imgleichen die königlichen Magier selbst noch in verschiedenen Eigenthümlichkeiten dargestellt beobachten werden.

Im Studium dieses Gemäldes entdeckte sich mir in den Personen dieser königlichen Weisen durch ihre Verschiedenheit im

Alter, im Charakter und in der Stufe ihrer Vorbereitung und Annäherung zum höchsten Lichte, das schönste Symbol der christlichen Weisheitslehre. *) Der älteste der Könige, der am reichsten mit seinem hochzeitlichen Prachtrock bekleidete und mit den Insignien seines Standes gezierteste, der ehrwürdigste, der charaktervollste Weise seiner Gesellschaft ist auch hier der tiefstgebeugte, der inbrünstigste, der nächste vor dem zuerst im Kinde von ihm erkannten Gott. Halbknieend ist er hier in sich selbst tiefer hingebeugt, als der Ueberrest der Kräfte seines einst festen Körpers, von dorischer Architektonik, es ihm nur noch erlaubt. Sein schwerer Kopf, mühesam aufblickend wie Dominichino's Hieronymus bei seiner letzten Kommunion — sein dünnwolliger Bart, seine große, haarlose Stirne, sein Auge, sein Mund, das ganze noch charaktervollste Angesicht, welches den hochsinnigsten Magier, den frommsten Dichter und Priester Arabiens und den wahren König seiner selbst andeuten kann — und nun seine tiefgerunzelten, zitternden, zusammengelegten, zum Heiland aufgehobenen Hände, aber in allem die noch frische, weiche, kraftvolle Carnation, die unsern weisen Friedrich Schlegel an die Naturarbeit eines Holbeins erinnerte, zeigt in der Zeichnung und Ausführung ein wahres Meisterstück der Kunst. Er ist, wie durch eine vorherbestimmte Harmonie, auf dem Wege der Vereinigung, zur Rechten des Göttlichen angelangt, und hier in erstaunender Betrachtung des Wesens versunken, an welches seine Seele, wie durch eine stille, heilige Anstrahlung, angezogen und gefesselt ist. So liegt er mit offe-

*) Nur durch sie regieren die Könige und entscheiden die Gewaltigen, was Rechtens ist. (Buch der Weisheit.)

nem, reinem Herzen vor ihm, und dieses Herz ist sein Opfer, reiner, als das reinste Gold, indem sein tempelförmiges Kästchen mit diesem Erdmetall vor ihm, wie vergessen, auf dem Boden liegt. So empfängt er nun den Segen der Allmacht; er ist das höchste Symbol des glaubenden Christen, und mit ihm allein beschäftigt sich der Heiland, als Bruder, mit einer sympathischen Seelenvereinigung. In ihn ist das erste Licht vom Licht des Urlichts geflossen; er hat jetzt den Aufschluß aller Geheimnisse der Philosophie himmlischer und menschlicher Kenntnisse, den wahren Stein der Weisen gefunden, und wann er dieses Licht in sein Land gebracht hat, dann ist ihm kein Wunsch mehr übrig, als aufgelöst und ewig mit Christus zu seyn.

Seine prächtige, mit einem Hermelinkragen am Halse umschlagene Bekleidung ist ein langer brausfaltiger Sammetrock mit angeschorenem Laubwerke und darin eingewebten, großen, goldenen Blumen. Alles daran bildet den sanftesten Sammetschein in seinen, das Licht hebenden und einsaugenden Falten, bis zum Greifen und Streichen täuschend. In den großen Blumen sind die feinsten, goldartigen Fäden wahre Natur. So malet und so prächtig kunstvoll webt man nichts mehr. Die Schlitzen daran sind mit Perlen besetzt. An seiner rechten Hüfte hängt ein von Goldschnüren rautenförmig geknüpfter Schiebsack, eine reiche Männertracht des vierzehnten Jahrhunderts. Aus diesem Sack ragt etwas hervor, das man schon für eine Fernröhre halten wollte. Seine linke Hüfte ist ohne Bewaffnung. Seine hervorscheinende Ferse verräth durch ihren goldenen Sporn einen Ritter. Vielleicht ist er ganz die Abbildung eines der ehrwürdigsten edeln Ritter Kölns jener Zeit, der auch ein Weiser, ein König seiner selbst war.

Der zweite König ist vorgestellt als ein etwa vierzigjähriger Mann mittlerer Statur. Die Wendung seines Angesichts und der Blick seines linken Auges scheint es zu verrathen, daß er auch ein Abbild eines Lebenden sey, der sich zu einer frommen Miene anschickte. Er liegt auf beiden Knieen und reicht in einer etwas furchtsamen Andacht und Erwartung, mit aufgehobenen Händen, seinen Weiherauch in einem geschlossenen Gefäße dar, indessen der Heiland noch immer zum ältesten Weisen holdselig hingekehrt bleibt. Sein Charakter ist weniger energisch. Sein Kopf und Bart sind noch vollhaarig. Sein Gehirnraum scheint beschränkter; seine Seele ist, wie sein Blick, noch nicht ganz in sich gesammelt, und ist wie bestürzt vor der heiligen Würde der Mutter und vor einem Kinde, welches mit so durchdringendem Auge in's menschliche Herz schaut. Seine Bekleidung deutet auch auf einen geringeren Grad in der Magierwürde oder im priesterlichen Königthum. Er sehnte sich nach dem Lichte, zu dessen Erkenntniß der Alte, vielleicht sein Vater und Führer, ihn mit sich hingeleitet hat; aber er ist noch erst ein Baccalaureus der höhern Weisheit, erst auf dem Wege der Erleuchtung, die ihm nach dieser Prüfung wird, wenn er erfährt, daß der Gottheit seine Gabe nicht so viel werth sey, als sein Herz. Beide sind noch nicht entzündet, bis Glaube und Wahrheit ihn überwältiget haben.

Seine Kleidung ist ein alter kölnischer Senator- oder Patrizier-Talar, *) auch von schönem, aber weniger reichem, mit netten, zierlichen Laubzierrathen eingeschornem, lichtgrünem Blumen-

*) Er kommt in der Bekleidung solcher Donatarien auf kölnischen Gemälden jener Jahrhunderte oftmal vor.

Sammet, an den Rändern ganz durchaus mit Marderpelz verbrämt. Ein Leibwamms gleichen Zeuges mit silberfadigem Laube kommt an den bis zur Schulter offenen Schlitzen hervor; alles wiederum der Natur auf's getreueste nachgeahmt, das Pelzwerk weich zum Einblasen. Am Halse trägt er eine schöne sapphirne Bulle. *) Sein Gefäß ist ein alter, kostbarer, silberner, hochgedeckelter Becher mit goldenen Ränder-Zierrathen. **)

Der dritte, der jüngste König, steht zur Linken, hinter dem zweiten neben dem Thronstuhle. Er ist noch fast ein Jüngling, ein Schüler des ersten Grades. Furchtsam strecket er seine kleine Myrrhenbüchse mit geballter Rechten hervor, und hält die Linke, als ein unwürdiger Bekenner, auf der Brust. Er ist ein noch ungewaschener, bräunlicher Mohr; er hoffet und bittet, daß das heilige Licht, was er noch nicht ganz ertragen kann, nun auch ihn erreiche, wasche und erleuchte. Er ist auf dem Wege der Reinigung, und als Weiser wird er mit den Seinigen den Orient durch's Christenthum erleuchten.

Die Begleiter der Könige auf dem Bilde, was bedeuten sie nun anders, als Schüler der Weisheit, obgleich Männer von Jahren unter ihnen sind, Staats- und Kriegsmänner, vielleicht auch Priester und Philosophen verschiedener Fahnen. Auch einige von ihnen erscheinen noch wirklich braun oder weniger erleuchtet.

---

*) Er ist vielleicht nach einem lebendigen Original aus unserer alten Ritterfamilie der Sapphiren oder Blauen.

**) Dergleichen wurden von den Bürgerschaften einem neuen Bannerherrn zum Geschenke gereicht, und daher in Köln Bannerköpfe genannt und bei Festgelagen hervorgebracht.

Unter dieser Begleitung mag sich nun, alter Malersitte gemäß, das Gleichbild des Meisters von diesem Gemälde befinden, und vielleicht auch gar dasjenige seines gelehrten Einsprechers für die schöne Symbolik desselben. Freunde unserer Geschichte und Kunst sind nicht abgeneigt zu glauben, daß der bald am Rande der linken Seite des Mittelstücks stehende Turbanträger des zweiten Königs wohl der Maler sey. Eine ansehnliche, schönbartige Figur mit bedecktem Haupte und langem, dunkelfarbigem, um den Leib mit einer Bandgurte angeschlossenem Talar. Sein Gesicht verräth mehr als ein anderes derselben Tafel die im Spiegel genommene Abbildung, und zugleich den Geist und den gebildeten Charakter eines mit der Kunst und mit der Welt bekannten Weisen. Neben seiner rechten Hand fände sich dann wohl in dem schönen, geistvollen, zu ihm hingewandten, kurzhaarigen Kopfe der edle Mann, der für die Person seines weisen Berathers gelten könnte, um so eher, als gleich dabei vor ihnen beiden auf der Schwertscheide des am Rande stehenden, weiß gekleideten Standartenträgers *) der vollständige Name des Malers zu lesen ist.

Der Künstler hat die beiden Randecken des Bildes, was man ihm jetzt etwa für einen Kontrastfehler anrechnen würde, nicht umsonst mit zwei gleich weiß gekleideten und beleuchter

*) Die drei Standarten der weisen Könige, die dem Maler zur Abtheilung der verschiedenen Begleiter, und die in ihrem Hinwehen nur zur Füllung des sonst zu gerade abgeschnittenen Raumes über den Köpfen dienen konnten, haben übrigens in ihren erdichteten Wappen der Könige keine Bedeutung, es sey denn, daß sie morgenländische Sternbilder vorstellen sollten.

stehenden Figuren besetzt. So begrenzte er mit ihnen auf diesem Bilde die Strahlensehne des Lichtkreises, der vor dem Heiland sich ausbreitet, desto heller und schöner. Sogar stehen sie hinter den vor ihnen knieenden Königen unbeschattet. Aber in dieser Vorstellung wiederholt sich gleichsam der Himmel, und in dem Kreise der Himmlischen ist nirgendwo Schatten.

Die Nebengemälde mit der Gesellschaft der hh. Ursula und Gereon müßten deswegen eigentlich nur in einem gegen die Fläche des Mittelstücks wenig stumpfen Winkel geöffnet werden, und auf diese Art erschienen sie in ihrer Natur beiderseits erst gehörig beleuchtet, wie sie es in der Rathskapelle durch ihr von gegenseitigen Fenstern abgeleitetes Kreuzlicht waren: indem sie auch noch in den Halbzirkel des, aus dem Zentrum des Ganzen hervorgehenden Scheines gehören, und daher desto mehr Täuschung für die Einbildungskraft des Anschauers gewähren. Ueberhaupt muß man solche Bilder in altkatholisch-deutschem Sinne nur als himmlische Conversationen, als reine Erscheinungen zur Meditation annehmen. Wer sie gleich unbedingt als anachronistische Zusammensetzungen entfernter Zeitalter oder gar als einfältige, sinnlose Träumereien verwirft, der kennt keine himmlische Poesie und ihm gedeihet nie der Sinn für die Kraftsprache der Kunst und für die schönsten Idealbildungen, worüber sich nur Poesie und Religion mit höhern Geistern unterhalten und vereinigen können.

Die Figuren der hh. Stadtpatronen Ursula und Gereon mit ihren Gesellschaften stehen hier gerade an ihrer Stelle, wie im dauernden Genuße der Anschauung des im Himmel, wo alles ewig gegenwärtig ist, noch immer erscheinenden, ewigen Opfers der hh. Magier. Hier ist auch alles und überall Licht. Selbst die losen Beine der geharnischten Thebäer sowohl, wie jener, die

im Gefolge der Magier vorkommen, haben nirgendwohin einen Schatten auf dem Boden. *) Sogar jenes vortreffliche, wahrhaft raphaelische Schleppgewand an der schlanken Jungfrau, neben der h. Ursula, zeigt nur den zum schönen Faltenwurf höchst nöthigen Lokalschatten. Die Farbe dieser Draperie ist ein gesättigtes, jetzt so rares Gelbgrün, und das um den rechten Arm ihr herabhangende Schleiergewand ist zum Bewundern schön gelegt. Eine Stufenfolge der lieblichsten Köpfe, besonders ein vorne am Rande stehendes, in reinster Unschuld hingebeugtes Engelgesicht, und die reizende, neben der h. Ursula hervorkommende Begleiterinn, sind lauter seelenvolle Bildungen, zu deren Darstellung die heutige Kunst so selten lebendige Muster findet, und eben so selten sich aufschwingt. Von den zwei dort im Hintergrunde hervorragenden, bischöflichen Figuren, unter denen der bräunliche Kopf sehr bedeutsam ist, und die H. Fr. Schlegel für die kölnischen hh. Bischöfe Severin und Cunibert angesehen hat, ist der mit dem Kreuze der h. Cyriak, ein herumreisender, apostolischer Vikar, und jener mit dem Krummstabe der baseler Bischof Pantulus, beide kölnische Martyrer derselben Zeit. Ursula selbst, in einen röthlich seidenen, mit Hermelin verbrämten Fürstenmantel gehüllt, welchen sie vor sich her vielfaltig aufschürzt, ist hier auch eine in stille Betrachtung versunkene, im Ausglanz der Gottheit beseeligte Königinn, ein sanftes, noch jugendliches, den reinen Himmel in sich selbst erblickendes Angesicht. An ihrem Unterkleid ist derselbe blauseidene Goldzeug angewandt, welcher

*) Ich gebe zu, daß diese Schattenlosigkeit in alten Bildern nicht ungewöhnlich sey; in dem unsrigen scheint sie jedoch eigens beabsichtigt.

den symbolischen Teppich mit den Turteltäubchen am Thronstuhle bildet. Ihr noch durch keine Leidenschaft entblühter Aetherius, eine reizende Jünglingsgestalt, steht dort, wie ein durch ihre Entzückung gerührter, himmlischer Bräutigam, den keine Kümmerniß mehr ängstigen kann. Er ist, wie ein junger kölnischer Ritter, in einen prächtigen Waffenrock gekleidet, der mit Goldarabesken auf violblauem Grunde geziert und an allen Rändern mit einem breiten Marderpelz verbrämt ist.

Der h. Herzog Gereon, auf der linken Tafel, zeigt sich imgleichen in der edelsten Stellung seines kräftigen, schönen Körpers, an der Spitze seiner christlichen Krieger, als ein jetzt im Himmel wieder beseeligtes Opfer für das Evangelium des Lichts. Er ist hier auch gegen den Ursprung alles Lichts hingekehrt und von ihm ganz bestrahlt. Sein Haupt trägt eine altdeutsche Herzogenmütze mit Hermelinaufschlägen, worunter das vortrefflichste, gewiß idealische Heldengesicht kühn und groß, aber heilig und anbetend hervorschaut. Jeder Kenner, jede Kennerinn der Schönheit heftet sich weilend an dieser Gestalt. Sie ist mit einer, in so weit sie hervorkommt, polirt goldenen Rüstung angethan. Die Fenster des Ortes, wofür er gemalt wurde, spiegeln sich künstlich, trotz jeder niederländischen Malerei, in seinen ganz goldenen Beinschienen, so wie auch in der stählernen Schienrüstung seiner vornan stehenden Gesellen, welche Wirkung in der nunmehrigen Aufstellung des Bildes verloren ist. Ein violblauer, mit Gold gestickter Brustlatz, mit einem Kreuze von eigener Form, das den ganzen Vorderleib bepanzert, ziert ihn heldenmäßig. *) Gereon hält in der Rechten sein christliches

*) Solche Kreuze von Goldflittern sind noch auf einigen Körpern der h. Gesellschaft entdeckt worden, die man 1121

Siegespanier mit eben demselben Kreuze bezeichnet. Der Künstler wußte sogar die Steifheit des Gepanzerten mit einer an seiner linken Seite vortrefflich drapirten, bis zu den Schienen malerisch herabhängenden Chlamys zu zieren. Die zwei seiner ersten sich unterredenden Waffenbrüder, junge Männer in reichen, über die Panzer geworfenen Waffenröcken, sind edle Figuren mit Perlenschnüren um die Schedel, und wahrscheinlich auch nach lebenden Personen gebildet. Die Phantasie des Malers hat bei dem linken Fuße des Ersten einen zu ihm hinkriechenden Hirschkäfer gemalt. *) Dieses Bild schließt nun an der linken, wie jenes der h. Ursula an der rechten Seite, den Halbkreis des idealisch-ewigen, von dem Centrum des Hauptstückes ausgehenden Glanzes.

Man verliert sich wahrlich in der Beschreibung der Einzelheiten unseres in der Kunst einzigen Gemäldes. Man kann nur bewundern, welchen Sinn, welchen Ideenreichthum und welchen Fleiß der Künstler für jeden Auffund so vieler Schönheiten in seiner Gewalt hatte. Man sieht hieran, daß in unserm immer noch ehrwürdigen Köln damals der höchste Sinn für Wahrheit

---

im Aufräumen für den Bau der jetzigen, prächtigen, hochkuppelförmigen St. Gereonskirche (deren Abbildung sich auf den Umschlägen dieses Buches befindet) aus ihren Särgen erhob, weil sich der h. Norbert einen ausgebeten hatte.

*) Indem dieses Erdeninsekt als das einzige auf dem ganzen himmlischen Gemälde vorkommt, so mag es in seiner absichtlichen Zeichnung auch vielleicht nicht ohne Bedeutung da stehen. Jedoch lohnt es sich nicht der Untersuchung, die wohl eine, den Ideen eines Dante nahe kommende Charakter-Bemerkung veranlassen dürfte.

und Schönheit zu Hause war, und daß die Kunst nur von daher zuerst in alle Umgegenden, und besonders zu den nordischen Ländern Europens, ausgehen konnte. Man wird uns auch deswegen eingestehen, daß unter unsern frühesten Malern dieser nicht der Erste und nicht der Einzige für unsern Ruhm, wiewohl der Erste der Vortrefflichen seines Zeitalters und seiner Art und einer der Stifter der hiesigen Schule, war, die wenigstens in der Zartheit und Frischheit des Colorits sich bis zu unserm Jerrig, Joh. von Achen und den Geldorpen fortgepflanzt hat, in deren Bildern noch jener sanftgeblasene Hauch der Correggischen Manier beibehalten ist. Die Väter dieser Schule, deren Namen, außer wenigen geretteten, in den Fluten so mancher Jahrhunderte verschlungen sind, waren fast alle, theils aus unsern alten Handelsverhältnissen mit der Levante, oder gar noch durch ursprüngliche Naturverwandtschaft daran gewöhnt, in jenem Himmel ihre Bildung zu suchen, unter dem die Wiege der frühesten Mythen der Kunst und damals einzig der höchste Sinn und die reinste Pflege des Schönen einheimisch war, nämlich auf dem Boden Italiens und Griechenlandes. Von da her kamen sie gebildet, gleich unsern alten Gelehrten, in ihr Vaterland zurück. Jenes hohe Geistige und Charakteristische in Erfindung und Styl, jene so leicht fließende und verständige Manchfaltigkeit in den Gewändern, wie sie in unserm Gemälde vorkommen, jener poetische Ueberfluß von Bildungen und bedeutsamer Symbolik, selbst jene Zeichnung und jene Farbengebung war zu der Zeit nur eine Frucht, welche sie durch Einpfropfung höherer Ideale in ihre Einbildungskraft an unsern Rhein zurückbrachten, um an einem Orte, wo damals alle deutsche und fremde Welt zusammenfloß, alles aufzustellen, was groß und edel und bewundernswürdig war, und wodurch bei neu

erweckter deutscher Kraft der wahre Geist der Kunst die löblichste Nacheiferung unter ihren Kunstbrüdern hier erhalten und der Ruhm einer solchen Stadt verewiget werden sollte. *)

Wir müssen nun zum alten Künstler unseres Stadtpatronen-Gemäldes zurückkommen.

Daß er der Sprößling einer für jene Zeit reinen Schule war, daß er, so weit die Kunstpraktik noch sich geschwungen hatte, ein Zeichner von ungewöhnlicher Kraft und Fertigkeit war, daß er die Seelenmalerei in einzelnen Gestaltungen sowohl als in jeder Beziehung auf's Ganze, daß er alle Symbolik des natürlichen und des erhabenen Schönen, und überhaupt in jeder An-

*) Die hiesige Malergilde vereinigte auch damals, dreihundert Jahre hindurch, in sich die geschicktesten Künstler, deren Gemälde noch in der Zeit, da man Köln so gern vergaß und höhnte, mit Unterstellung anderer berühmteren Taufnamen, in ausländischen Gemälde-Sammlungen gezeigt wurden. Eine ganze lange Straße in Köln nennet sich bis auf heutigen Tag die Schilder- (Maler) gasse, worin auch ihr altes Zunfthaus gelegen war. Kunstmaler jedes Faches, Bildhauer, Glasmacher (als chemische Maler, deren Lehrlinge neun Jahre lang stehen mußten), Sticker, Teppichmacher, Fahnenschneider und dgl. gehörten alle zu dieser Gilde und wohnten in derselben Gegend in friedlicher Ermunterung, Belehrung und Nacheiferung beisammen. Nirgendwo herum war die Liebhaberei und der Handel mit fremden und inländischen Gemälden stärker; jedes vornehmere Haus hatte seinen Saal, und bis tief in's achtzehnte Jahrhundert dauerte noch bei einem, in den großen Klostergängen des Minoriten-Gebäudes, jährlich aufgestellten Gemäldemarkt der Zulauf zu Tausch und Kauf, wovon unser neunzigjähriger, berühmter Künstler, Hardy, ein noch lebender Zeuge ist.

wendung davon sein kluges *Quantum Satis* verstand, daß er endlich zu diesem Bilde nur erst nach langjährigen Fortschritten in der Uebung seiner Versuche und seiner Kraft gelangt sey, und nun, zu seiner Zeit, in der weichen Behandlung der Carnation und der Stoffe so vieles geleistet habe, worin auch, mit ihm lebend, kein van Eick und nach ihm kein Dürer, der ihn hier bewunderte, kein Holbein und keiner der feinen mühesamen Niederländer jener Periode ihn übertraf, dessen überzeugt uns jenes wichtige Urtheil Schlegels, welcher bereits in ihm das Verdienst aller jener genannten Meister vereinigt finden wollte: ein Urtheil, das selbst noch die tägliche Bewunderung ihm zutheilt. Es ist glaublich, daß er und vielleicht auch sein gelehrter Beirath die Städte Venedig, Mailand, Pisa, Siena, Florenz und Rom bereiset; daß er die noch frischen Meisterstücke eines Cimabue und eines Giotto, daß er den großen Dichter Dante und ihre Zeitgenossen gesehen oder gekannt habe. Ohne dieses konnte sein Zeitalter dahier und in ganz Deutschland noch nicht jene hohen Ansichten des Möglichen in der poetischen und malerischen Welt seiner Kunst darbieten. *)

Mag es nun seyn, daß er in diesem seinem Meisterwerke die genauere Richtigkeit einiger Verhältnisse, z. B. an dem zu dünnen Knöchelbug der weiblichen Hände und an der einigemal zu großwinkligen Stellung der männlichen Beine, und an der Po=

*) Wir verunehren dadurch gar nicht die ältesten Schönheiten der deutschen poetischen Denkmäler; auch gestehen wir gerne mit eigener Ueberzeugung, beim Anblick unserer Domkirche, daß die deutsche Architektur schon lange vorher der Malerei den Vorschritt abgewonnen hatte.

sition dieser Füße verfehlt oder übertrieben habe; mit welchen Belegen beurkundete er dagegen seine praktische Klugheit, womit er sogar sein eigenes Krafttalent und den Künstlereigensinn verläugnete, da er in Erfindung und Anordnung des Ganzen sich für die Ideen seines Einsprechers, dessen Geist ich mir immer zu seiner Seite denke, dennoch so empfänglich und sich ihm so kindlich untergeordnet zeigte. Wie beurkundete er durchaus die Zartheit seines Gefühls für das Heiligthum der moralischen Natur und der religiösen Decenz in so verschiedenen Bildungen und Zusammenstellungen von Mienen und Gefühlen jedes Alters und Geschlechtes, sein Eigenthum so mancher schönen Wahl der Naturen und gewiß eben so vieler Ideale von jungfräulicher Unschuld und königlicher Andacht, seinen schon raphaelischen Sinn in der Darstellung des höchsten Himmlischen, und seinen schlichten, deutschen Sinn in der gewiß vieljährigen Beharrlichkeit bei dieser Arbeit für die Ehre seiner Stadt und für den Ruhm Deutschlands; endlich vor allem seinen religiösen Sinn; denn nur Patriotismus und Religion in der reinen Andacht seines Glaubens konnten ihn dazu begeistern, ein Werk von einer solchen Vollendung dem Gottesdienste seiner Nachwelt zu schenken, als die klugen und reichen Väter Kölns von ihm gefordert hatten und erhielten.

Schlegel sagt: Die Blüthe der Anmuth ist diesem glücklichen Meister erschienen. Er hat das Auge (ich sage, er hat den offenen Himmel) der Schönheit gesehen und von ihrem Hauch sind alle seine Bildungen übergossen. In diesem einzigen Werk finden sich alle Mittel und Zwecke der himmlischen Schönheit vereinigt, die seit dreihundertjährigen Umwälzungen von Politik und Religion, von Kunst und Wissenschaft mit der Hoffnung

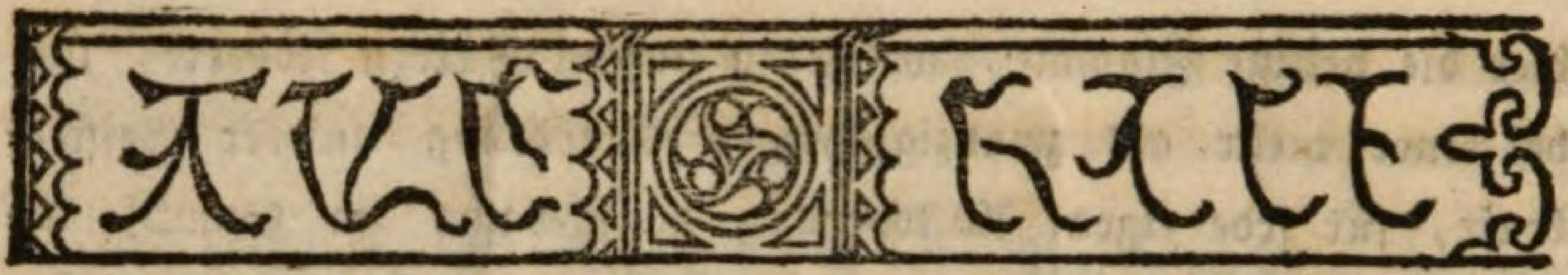
der Wiedererstehung eines gleichen Zeitalters für uns, leider! verloren sind, ach! nur nicht immer verloren bleiben werden.

Aber auch der edle Magistrat unserer Stadt, welcher, bei der damaligen Ergiebigkeit von einheimischen Künstlern, das Bild von der Hand ihres Besten verlangte, hat augenscheinlich es auch an keiner Beihülfe von Mitteln zu dessen Vervollkommnung ihm ermangeln lassen. Man sieht, wie die Prachtkleidungen und kostbaren Panzer der edlen Ritter und reichsten Bürger der Stadt, wie ihr Hausrath jeder Art, selbst jener der Kirchen, ihm zu Gebote stand; wie ganze neue, eigens bestellte Goldzeuge, z. B. an dem Rocke des ältesten Königs und dem Behängsel des Thronstuhles, aus welchem Zeuge auch das Unterkleid der h. Ursula und andere Gewänder mit kleinen Veränderungen verfertigt worden sind, ihm gereicht wurden, und wie in jener Zeit die kölnischen Gelehrten jedes Standes ganz nach griechisch-italienischer Sitte, besonders aber jener höhere Geist, der die ganze Vorstellung verfaßt zu haben scheint, ihm zum Rath beigeordnet waren. Nur auf diese Weise entstehen solche Kunstmonumente, woran sich zu oft der bloße Handwerker oder ein fremder Vielwisser wagt, und für deren Kenntniß und Hochachtung selbst hier noch diejenigen viel zu wenig Sinn und Wißbegierde zeigen, welche eine Gelehrsamkeit, die von Cicero Rerum divinarum humanarumque scientia genannt wird, zu ihrer Zeit versäumt oder nur in unächten, verlegenen, zum Leben unnützen und für die Künste der Schönheit ganz todten Begriffen eingesogen haben.

Es komme nun jener hohe Geist unter einer jetzt auch weisen, königlichen Regierung über uns zurück. Er wecke von neuem

hier die heilige Flamme, welche in unsern Vätern loderte, und bei einer mehr als zwanzigjährigen Ertödtung unserer Geisteskraft, für jede eigene Aufloderung zu schwach, im Sumpfe sich verloren hat; deren Zunder aber, noch in der Hut der Priester des Tempels verborgen, beim Herwehen eines heiligen Hauches von oben, hier wieder entdeckt und entflammt werden kann!

Im Rufe und selbst in Schriften ist es verbreitet worden, daß der Name des Malers unseres Domgemäldes nicht bekannt wäre; daß kein Kölner ihn wüßte; daß alle Zeichen darauf keinen Aufschluß geben könnten. Man hatte sogar die Gleichgültigkeit für's Vaterland und für diese erste Wiege der deutschen Kunst, — jenes unser Meisterwerk als eine fremde, hergesandte Arbeit mit allerhand Namensunterstellungen eines van Eick, Hemmelink, Dürer, Holbein ꝛc. auszugeben, und man glaubte dadurch den Schatz für uns desto bedeutender und kostbarer zu machen. Aber, wiewohl unsere bescheidene Künstler so selten mit ihrem Namen prangen, so hat dennoch unser Maler, vielleicht aus besonderem Verlangen seiner Obrigkeit, das Zeugniß seines Namens darauf nicht verhohlen. Sey es auch, daß an dessen Entdeckung, ehe es gereiniget war, weniger gedacht, und nachher noch von Unglaubigen die Entzifferung desselben zweifelhaft und unausgemacht gefunden werden wollte. Den Säbel des weiß gekleideten Standartenträgers wollte man sogar für einen türkischen, und die manchem unleserliche Schrift darauf für eine solche fremde Zeichenschrift ausgeben. Allein man brauchte nur die gothische Rose anzuschauen, nur mit diplomatischen Werken etwa bekannt zu seyn, um die alten Buchstaben möglichst zu erklären. Hier folgt ihre genaue und anerkannte Abbildung:



Der Zuname Kalf, wie ich bereits vor mehreren Jahren ihn gelesen und angegeben hatte, ist nicht leicht mehr zu verläugnen: nur klebt man noch an der Undeutlichkeit des Vornamens. Man will ihn Pauls (woran aber das P fehlet), Augst. Augustin oder gar Wilhelm lesen, weil ein braver kölnischer Maler Wilhelm jener Zeit in alten Nachrichten, die auch Herr Prof. Fiorillo in seinem neuen Werke angeführt hat, noch vorkommt (den man jedoch mit einem, im J. 1639 in Amsterdam gestorbenen Geschirrmaler Wilhelm Kalf nicht verwechseln müßte). Allein ich bleibe beim kölnischen Philipp Kalf, bis man mich einer andern Lesart überzeugen wird. Hier ist der erste Buchstabe kein A, wie es gemäß des A in Kalf geglaubt werden könnte, sondern ein umgekehrtes F, welches mit dem I durch einen obern Strich zusammenhängt. Der mittlere Buchstab besteht nun aus zwei zusammengefügten LL. Der dritte ist J, woran dann das Schluß-P oben anhängt. So ist Fillip Kalf, mit einer gothischen Fensterrose dazwischen, verdeutlichet.

Endlich schließe ich diese Beschreibung mit einer äußerst interessanten Bemerkung an unserm Domgemälde, welche dem, gegen Köln zu lang vorurtheilvollen Auslande einen neuen Grund zur billigeren Würdigung unserer Stadt und unseres Kunstruhms einflösen muß.

Deutlich erscheint an den auswendigen Tafeln der beiden Schließflügel, unten auf den gemalten Steinplatten, die abge-

theilte Jahrzahl 1410 in einer halbrömischen Buchstabenform, so, wie sie im Kupferstiche derselben vorkommt:

M IV O X

Nach der Angabe der glaubwürdigsten Malerbücher, selbst desjenigen vom alten Carl van Mander, welcher im Lobe seiner Belgier so besorgt und umständlich ist, sind vor dem Jahre 1410 von der Erfindung und Anwendung der Oelmalerei durch Joh. und Hubert van Eick keine Spuren anzutreffen. (Den Tydt, wanneer JOANNES [van Eick] die Oelywerwe gevonden heeft, is gheweest, by al, dat ick vinden en overlegghen can, Ao. 1410.) Het Schilderboeck — Ausgabe Amsterdam 1618. 4.° 2ter Theil. Nederlandtsche Schilders. Fol. 123. — Noch im Jahr 1769 ließ Herr Jos. Enschede, in Harlem, durch Cornel van Noorden ein van Eickisches Gemälde seiner Habe in Kupfer stechen, worin eine schöne Märtyrinn vor einem, erst halb fertigen, altdeutschen Kirchthurme sitzt, deren vielfaltiges Kleid mit überflüßigen Stauchfalten weit über den Boden hin liegt. In dem Holzrahmen darunter steht IOHES DE EYCK ME FECIT. 1437. Enschede rühmt noch in einem als Umschlag dazu gedruckten Bogen den Triumph dieser neuen niederländischen Erfindung und der Seltenheit und Vortrefflichkeit des Oel-Colorits ꝛc., beruft sich aber auch darin vorzüglich auf dieselbe Edition des Carl van Mander, so daß bis 1769 noch keine frühere Epoche dieser Erfindung bekannt war, und auch kein Neuerer eine angeben konnte. Da nun unsere auswendige Tafeln mit dem Jahre 1410 bezeichnet sind, in welchem Jahre die drei innern Hauptstücke unseres Philipp Kalf gewiß schon vorher fertig waren: so berechne man ihre

Dimensionen, ihre lange Vorbereitung der einverstandenen Zeichnungen von dreizehn, vier und fünf Fuß hohen, ganzen Figuren, nebst mehr als zehn Köpfen, mit oder ohne Bruststück, in aller jener Vollkommenheit der, so voll und so weich gehaltenen, fast hingeblasenen Carnation (deren Farbenvertreibung, Schmelzung und Aufhellung in Wasser=, Leim= Eier=, und selbst Milchfarben so unthunlich ist), und die selbst eine überaus lange, so geduldige und fleißige Ausarbeitung erforderte. Berechne man nun noch die große Menge und Verschiedenheit der prächtigsten, so mühsamen Bekleidungen von Sammet= und Seidenfalten mit den großen Goldblumen, die Arbeit an Perlenschnüren, Pflänzchen, Blumen, das Studium und die vorherbestimmte Vollkommenheit mehrerer Portraitköpfe rc., alles in der vortrefflichsten Natur' sogar in veränderten Affekten, und dabei die, den großen Meistern oft nachkommenden, willkürigen oder nothwendigen Verbesserungen von Gedanken und Formen rc. rc., so wird es wahrscheinlich, daß die ausführliche Vollendung und Aufstellung unseres Gemäldes wenigstens eine Zeit von vier oder fünf Jahren vorher erfordert haben müsse. Dieses Gemälde hätte also bereits im Jahre 1404—5 angefangen werden müssen.

Es ergibt sich daraus, daß unser Kalf zuvor kein Oelgemälde der Gebrüder van Eick sehen, auch daß er nicht einmal ein Schüler von ihnen seyn konnte: indem sie und er außerdem in Styl und Colorit gar nicht zusammentreffen. Kalf war also mit seinem ganzen Bilde oder doch mit dem größten Theile desselben bereits fertig, ehe die Eickische Oelfarben=Behandlung ihm hier oder auch vielleicht noch in Italien als solche bekannt seyn konnte. —

Unser Kalf hatte sie daher nur aus Italien samt jenem ihm nothwendigen Vorrath von Farbestoffen, Ultramarin, Carmin ꝛc. zu diesem Bilde mitbringen können, welche van Eick noch erst nachher aus Venedig zu dem schönen Bilde seines apokalypsischen Lammes beschreiben lassen mußte. *)

Dennoch auch zugegeben, daß unser Bild noch mit einer Wasser- oder Leim-, mit einer Milch- oder Eierfarbe und nicht mit Oel gemalt wäre, und dennoch bisher so haltbar, so frisch, so lebendig, so schmelzend weich und schön abstufend sich erhalten hätte, daß ihm kein Oelgefärbtes darin gleich kommt: was hätten wir dann der so hoch gepriesenen Erfindung und dem immer noch mühesameren Gebrauche der Oelfarbe zu verdanken, wenn man ohne diese ein so bewunderungswürdiges ewiges Werk hervorzubringen gewußt hätte. Ist es aber wirklich mit Oelfarbe gemalt, so wie die beschwerliche, tiefe Reinigung von seinem so dick eingefressenen Unrathe von unserm geschickten Fuchs mit jedem, nur auf Oel unschädlich wirkenden Reinigungsmittel scharf und kühn und ohne Nachtheil der Erhaltung seines Wesens angegriffen worden ist: so haben wir hier in Köln eines der ersten, schönsten Oelgemälde Deutschlands verfertiget, und können es als das Produkt eines unserer Maler in vollkommenster Prachterhaltung aufzeigen.

Ich trete hiemit zur Seite derjenigen über, welche dafür halten, daß die Erfindung und Anwendung der Oelfarbe in der Malerei schon vor den van Eicken, in Italien, wo ein hoher Grad von Kunst und Wissenschaft bereits erreicht worden war,

---

*) C. van Mander.

ausgeübt worden sey, und glaube, daß unser Kalf sie von da her in sein deutsches Vaterland mitgebracht habe.

Ich bilde mir nicht ein, daß es noch eine so ganz verwerfliche Frage seyn könne: 1tens, ob denn die Oelmalerei (welche doch schon lange vorher, selbst im Bemalen der Kampfschilder auf Holz und Leder und im Anstreichen der Thore, die Luft und Regen aushalten mußten, gebraucht worden ist) in ihren Nüancen, durch Mischung, Nebeneinanderstellung, Brechung, Verfließung und Vertreibung verschiedener Erdfarben, so schwer zu erfinden gewesen seyn müsse? 2tens, ob ihr Gebrauch vielleicht nur ein, zu den Geheimnissen der Kunst gehöriges, ihren in Zeichnung und Colorit vorher hochgeübten Priestern zur gehörigen Anwendung erst bekannt gemachtes Mittel geblieben sey, unter deren Zahl unser Kalf eben so, wie Joh. van Eick, im fünfzehnten Jahrhundert, und mehrere vorher schon im eilften Jahrhundert erstandene, jetzt unbekannte Meister gehört haben könnten, wodurch, weil alle Geheimnisse endlich zur Sonne kommen, sie von den Gebrüdern van Eick in Belgien, wie von unserm Kalf unter uns bekannt und in der Ausübung verbreitet worden sey?

So finden sich nun in einer einzigen, in einer der größten altdeutschen Städte Deutschlands und schon in einem einzigen Tempel derselben noch drei der ehrwürdigsten Monumente der altdeutschen Kunst und Weisheit beisammen:

I. Unser erstaunliches Domgebäude an sich selbst, mit seinen großen, kostbaren Fenster-Gemälden, als das erste, höchste Muster der altdeutschen Baukunst, angefangen im Jahr 1248. II. In diesem Gebäude die, durch Pracht und Kunstgeschmack so vortreffliche,

aus getriebenem Metall und der vielfältigsten, kostbarsten Schmelzarbeit zusammengesetzte und mit alten griechischen und römischen Gemmen und Edelsteinen, welche meistens in unserm Boden gefunden oder aus alten kölnischen Sammlungen von Domherren und Patriziern zusammengetragen waren, so reich ausgezierte, so bewunderte Grabtumba der ersten, weisen, königlichen Anbeter Gottes im christlichen Glauben — als ein Meisterstück der Plastik, angefangen im Jahr 1170—80. III. In der Kapelle gleich daneben, unser hier oben beschriebenes, erstes altkölnisches Meisterstück der Malerei, wie sie aus dem italischen Himmel sich zuerst hier zur deutschen Kunst nationalisirte und am Rheine die beste deutsche Schule stiftete oder erneuerte, aus dem Jahr 1410. — Außer diesen drei Denkmälern sind noch ein uraltdeutsch gemalter Altar aus dem Ende des zwölften, in der Nebenkapelle zur Rechten des drei Königen-Chors, und ein anderer, großer, vortrefflich geschnitzter, ganz vergoldeter, aus dem vierzehnten Jahrhundert, im untern Kreuz desselben Tempels aufbehalten.

Was wäre von diesen Monumenten der altdeutschen Kunst und Ehre, die wir jetzt wieder so sehr bewundern, noch übrig, wenn die Religion sich und sie selbst hier nicht bisheran erhalten hätte, und wenn sie gegen die französischen Iconoclasten von eifrigen Freunden der religiösen Kunst nicht so geschützt und verwahrt worden wären? Denn nur die Religion hatte sie auch so seelenvoll, so reich und so ewig geschaffen.

Anmerkung.

Die störende Verwirrung der Zeit hat uns in die Unmöglichkeit versetzt, diese Beschreibung des kölnischen Dombildes gleich bei den Kupfern, wohin sie eigentlich gehörte, mitzutheilen.

D. H.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler,

die in einigen Exemplaren eingeschlichen und zu verbessern sind.

Seite VIII,	Zeile 16,	lese man	Wärterinnen statt Märterinnen.
„ 41	„ 1	„ „	den Jünger statt der Jünger.
„ 110	„ 6 v. u.	„	Leid und Lust statt Lieb' und Lust.
„ 162	„ 2	„	von statt vom.
„ 351	„ 10 v. u.	„	alter statt alte.
„ 352	„ 11	„	und erkennen statt erkennen und.
„ 356	„ 11 v. u.	„	scheinen statt schei=
„ 360	„ 13	„	wurde statt wurden.

6.f

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Groote, Eberhard von, 1789-1864

Zeit und Kunst, Altteutsche

Frankfurt a. M. 1822

P.o.germ. 1660 p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123886-4